Baur

Digitized by Google

Bibl. Hebraica 812.

<36627981040019

<36627981040019

Bayer. Staatsbibliothek

Gemählde
der
merkwürdigſten Revolutionen,
Empörungen, Verſchwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsſcenen,
auch
anderer intereſſanter Auftritte
aus der Geſchichte der berühmteſten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung

dargeſtellt von
Samuel Baur,
Prediger in Göttingen und Alpeck, bei Ulm.

Erſter Band.

Ulm, 1810.
Im Verlag der Stettiniſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Dieſe Revolutionsgemählde erhielten ihre Exiſtenz zum Theil nach dem Wunſche der Verlagshandlung, welche den Verfaſſer auffoderte, eine neue und freie Bearbeitung von des bekannten Jeſuiten Duport du Tertre Histoire génerale des conjurations, conspirations et revolutions celebres, tant anciennes que modernes. à Paris 1754 — 1761. X Voll. 12. zu unternehmen. Der Verfaſſer war anfangs geſonnen, dieſer Auffoderung zu folgen, und das genannte Werk wenigſtens als Grundlage des ſeinigen zu gebrauchen; allein er fand ſich bald veranlaßt, den Franzoſen ganz zu beſeitigen, denn ſeine Arbeit hat weder in der Darſtellung noch in der Auswahl einen beſondern Werth, und an ungeprüften, halbwahren und ganz falſchen Erzählungen iſt im ganzen Werke durchaus kein Mangel.

Es iſt nicht die Abſicht des Verfaſſers dieſer Revolutionsgemählde, eine Geſchichte aller Revolutionen, Verſchwörungen, Empörungen zc., die in ältern und neuern Zeiten ſich ereignet haben, zu ſchreiben; ſondern er wählt — nach ſeinem Gutdünken und nach den Materialien, die ihm ſeine beſchränkte Lage darbietet — einzelne wichtige Scenen aus der ältern und neuern Geſchichte aus, um ſie, ohne leere Wortfülle, angenehm und unter-

haltend

haltend darzuſtellen. Er will nicht dem Geſchichts-kenner aus ungenutzten Quellen neue Aufſchlüſſe geben, und unbekannte Notizen mittheilen; ſondern er will den Geſchichtsliebhaber durch eine ungekünſtelte, aber gefallende Erzählung ſolcher Ereigniſſe, die ſich als neu, außerordentlich und folgenreich charakteriſiren, angenehm und nützlich unterhalten. Und er glaubt, die Gegenſtände, welche der Titel andeutet, ſind alle von der Art, daß ſie die Aufmerkſamkeit feſſeln können und müſſen. Denn nirgend hat der menſchliche Geiſt zum Wohl- und Uebelthun mannigfachere und größere Talente entwickelt; nirgend finden wir mehr Beweiſe von geiſtiger und körperlicher Anſtrengung; nirgend ereigneten ſich frappantere Auftritte und ſonderbarere Glückswechſel, als in den Zeiten, da die Nationen durch Revolutionen und Empörungen erſchüttert wurden, und da Staatsveränderungen, Kriege und Belagerungen die gewönliche Ordnung der Dinge verkehrten. Noch immer ziehen ähnliche Ereigniſſe unſere Blicke auf ſich, und der nachdenkende Leſer wird jetzt und in der Folge oft Gelegenheit finden, zwiſchen dem, was geſchah und geſchieht, lehrreiche Parallelen zu ziehen.

Die Fortſetzung des Werks überhaupt hängt von der freundlichen und nachſichtsvollen Aufnahme ab, die der Verfaſſer bei ſeinen Leſern findet. An gehaltreichen Materialien für den Plan dieſes Werks dürft' es ſo leicht nicht gebrechen.

Göttingen, bei Ulm, den 12 Jan. 1810.

Samuel Baur.

Innhalt.

Seite

Einleitung. 1.

I. Empörung des Spartakus gegen Rom. Im Jahr 73 vor Chriſti Geburt. 15.

1. Erſte Unternehmungen des Fechters Spartakus. 15.

2. Spartakus an der Spitze einer furchtbaren Armee. Seine Unternehmungen und Siege. 20.

3. Craſſus im Kampfe mit Spartakus. Tod des letztern. 24.

II. Catilinas Verſchwörung gegen Rom. Im Jahr 64 vor Chriſti Geburt. 30.

1. Sittengemählde Rom's in Catilina's Zeitalter. 30.

2. Catilina's Charakter. Seine Schandthaten, und ſeine Plane zum Umſturz des Staats. 34.

3. Catilina verſammelt die Verſchwornen, und feſſelt ſie durch eine feurige Rede. 40.

4. Die Verſchwörung wird entdeckt. 43.

5. Vorfälle nach Catilina's Abgange von Rom. Cicero's Wachſamkeit vereitelt die Plane der Verſchwornen. 50.

6. Verhör der Verſchwornen. Freude des Volks über die Entdeckung. 56.

7. Berathſchlagungen über die Beſtrafung der Verſchwornen. Cäſar's, Cicero's und Cato's Meinung. 62.

8. Catilina an der Spitze eines Rebellenheers. Er kämpft und ſtirbt. 70.

III. Verſchwörung gegen das Leben des Cajus Julius Cäſar. Im Jahr 44 vor Chriſti Geburt. 77.

1. Züge aus Cäſars Jugend, welche die künftige Größe des Mannes andeuten. 77.

2. Cäſar bekleidet öffentliche Aemter, und zieht aller Augen auf ſich. 82.

3. Cäſar als Statthalter in Gallien. Seine Eroberungen. 89

Inhalt.

		Seite.
4.	Es entſtehen Mißhelligkeiten zwiſchen Cäſar und Pompejus.	97.
5.	Bürgerkrieg zwiſchen Cäſar und Pompejus. Die Schlacht bei Pharſalus.	103.
6.	Pompejus wird ermordet, und Cäſar beſiegt alle ſeine Feinde.	110.
7.	Cäſar herrſcht in Rom als unumſchränkter Befehlshaber.	117.
8.	Mißbrauch, den Cäſar von ſeiner Gewalt macht. Es zieht ſich ein Ungewitter über ſeinem Haupte zuſammen.	124.
9.	Charakteriſtik der vornehmſten Verſchwornen gegen Cäſar's Leben.	130.
10.	Cäſar's Tod.	137.
IV.	Empörung der Deutſchen gegen die Römer unter Arminius. Im Jahr 9 nach Chriſti Geburt.	144.
1.	Deutſchlands älteſte Bewohner. Die Cimbern und Teutonen. Kämpfe des Cäſar und Druſus mit den Deutſchen.	144.
2.	Die Deutſchen entziehen ſich der römiſchen Herrſchaft.	151.
3.	Feldzüge des Germanikus in Deutſchland. Hermanns Tod.	159.
V.	Empörung zu Konſtantinopel im Jahr 1204.	166.
1.	Verfall des griechiſchen Kaiſerthums in Konſtantinopel.	166.
2.	Belagerung und Beſtürmung von Konſtantinopel.	171.
3.	Ausſöhnung und Ausbruch neuer Mißhelligkeiten.	177.
4.	Stürmende Eroberung der Stadt.	181.
5.	Barbarey der Sieger. Auflöſung des Reichs.	186.
VI.	Die ſizilianiſche Veſper. Im Jahr 1282.	191.
1.	Karl von Anjou, Manfred und Conradin von Schwaben.	191.
2.	Giovanni da Procida bereitet in Sizilien eine Empörung gegen Karln von Anjou.	199.
3.	Ausbruch der Empörung in Sizilien und Folgen derſelben.	207.
VII.	Unruhen, Empörungen und innerliche Kriege in Böhmen. In den Jahren 1378 bis 1436.	216.
1.	Wenzels Unthaten und Grauſamkeiten als König von Böhmen.	216.
2.	Der Reformator Huß und ſein Schickſal.	225.

Inhalt.

Seite.

3. Huß und sein Freund Hieronymus, Märtyrer der Wahrheit. 234.
4. Wirkungen der Hinrichtung des Huß und Hieronymus auf die Böhmen. 243.
5. Ziska als Anführer der Hussiten. Siegmund wird König von Böhmen. 251.
6. Unglückliche Unternehmungen des Kaisers Siegmund auf Prag und das Schloß Wissehrad. 259.
7. Religiöse und politische Partheywuth. Die deutschen und kaiserl. Heere vermögen nichts über die Hussiten. 268.
8. Ein neuer König von Böhmen. Ziska's Unwille über die Prager. Sein Tod. 277.
9. Der große Prokopius, Ziska's Nachfolger. Neuer Einfall der Deutschen. 285.
10. Die Hussiten verheeren viele Gegenden Deutschlands. Fruchtlose Unternehmungen gegen sie. 294.
11. Die Basler Kirchenversammlung stellt die Ruhe in Böhmen wieder her. 306.
VIII. Bauern-Empörung in Schweden. Im Jahr 1542. 319.
1. Unter der Regierung Gustav Wasa's, des großen Königs von Schweden, stellt sich Nils Dacke an die Spitze rebellischer Bauern. 319.
2. Unterhandlungen Gustav's mit den rebellischen Bauern. 325.
3. Dacke erneuert die Feindseligkeiten, und wird von mehrern Fürsten unterstützt. 331.
4. Dacke wird von den königl. Truppen besiegt und stirbt. 336.
IX. Meutereyen, Gewaltthaten und Strafe Wilhelms von Grumbach. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. 341.
1. Grumbach's Streitigkeiten mit dem Bischof von Würzburg. Seine Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg. 341.
2. Kühne Unternehmungen Grumbachs gegen den Bischof und die Stadt Würzburg. 348.
3. Grumbach und der Herzog Johann Friedrich von Gotha werden in die Acht erklärt. 359.
4. Der gothaische Krieg. 366.
5. Strafe des Herzogs Johann Friedrichs, Grumbachs und seiner Mitgenossen. 375.

Inhalt.

Seite.

X. Heroismus der Bürger von St. Jean de Saone. Eine Kriegsſcene vom Jahr 1636 382.
1. Die Bürger eines kleinen Städtchens faſſen den kühnen Entſchluß, ſich gegen ein ungeheures feindliches Heer zu vertheidigen. 382.
2. Die erſten Anfälle des Feindes werden glücklich abgewehrt. 386.
3. Rettung des Städtchens und Abzug des Feindes. 392.

XI. Empörungen in Rußland, und Verſchwörungen gegen das Leben des Czars Peters des Erſten. Gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts. 398.
1. Empörungen während Peter's Minderjährigkeit. 398.
2. Neue Empörungen der Strelitzen Peter's Beſchäftigungen und Sturz ſeiner Schweſter Sophie. 407
3. Große Lebensgefahr, in die Peter durch eine Verſchwörung geſetzt wird. 415
4. Peter's merkwürdige Reiſe in's Ausland. 422
5. Letzte Empörung der Strelitzen und ſchröckliche Beſtrafung derſelben. 428.

XII. Bürgerliche Unruhen in Florenz. 436.

Einlei-

Einleitung.

Von jeher war die Erde, welche wir bewohnen, ein Schauplatz der wichtigſten Veränderungen. Jedes Land und jedes Volk gieng erſt durch mannigfaltige Umwandlungen und Revolutionen in den Zuſtand über, in dem es ſich jetzt befindet.

Ohne Zuthun der Menſchen veränderte ſich von Zeit zu Zeit die Geſtalt der Erde, und die Natur ſelbſt iſt die fruchtbare Mutter zahlloſer Umbildungen und neuer Geſtalten. Land und Waſſer liegen in ewigem Kriege gegen einander. Große Flüſſe verändern ihr Bette, indem ſie bald ihr Ufer unbemerkt abſpülen und untergraben, was zuweilen erſt nach fünfzig und mehr Jahren in die Augen fällt; bald verſanden ihre Mündungen; bald werfen Orkane und Erderſchütterungen den Strom mit einemmale in neue Straßen. Das Meer ſchwemmt hier Land an, zieht ſich dort von einer Küſte zurück, und hält ſich für den Verluſt auf Koſten einer andern ſchadlos, die es verſchlingt. So wird der fruchtbarſte Theil vom Kornlande Egypten, Delta genannt, für ein vom Meere angeſchwemmtes Land gehalten. So liegen jetzt in Portugal, Spanien, Schweden, Städte meilentief im Lande, welche einſt

Seehäfen hatten. Ein Thurm an der Mündung der Rhone, der 1737 am damaligen Seeufer erbaut ward, ſteht jetzt anderthalb Stunden davon entfernt. Man findet große verſunkene Wälder, mit Spuren der Axt an den Bäumen. Zwei der fruchtbarſten Provinzen von Sina waren vor alten Zeiten Meeresgrund, und da, wo jetzt der Pflug gezogen wird, ſegelten Schiffe. Allein anderwärts gewann das Meer, was ihm dorten entriſſen wurde. Im dritten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung entſtand aus einer Ergießung des Meeres der Süderſee, welcher Holland von Frießland ſcheidet. Erſt im vierzehnten Jahrhunderte trat zwiſchen Flandern und Seeland die Nordſee ein, welche noch jetzt jene Landſchaften trennt. Im Jahre 1421 verſchlang dieſelbe Nordſee zwei und ſiebenzig Dörfer, und bildete eine Inſel, auf welcher jetzt die Stadt Dordrecht ſteht.

Noch gewaltſamer verändern die Geſtalt der Erdoberfläche unterirdiſche Feuer, Vulkane und Erdbeben. Alten Sagen nach ſind die Inſeln Rhodus, Delos und andere im Archipel durch unterirdiſches Feuer vom Boden des Meeres in die Höhe getrieben worden. Im Jahre 1720 erſchien unter den Azoren im atlantiſchen Meere eine neue Inſel, verſchwand aber auch bald wieder. Eine ähnliche Erſcheinung ereignete ſich im Jahr 1784 bei Island. Einige von den lipariſchen Inſeln ſollen ihr Daſeyn der Lava benachbarter Vulkane verdanken. Verſchiedene große Inſelgruppen, z. B. die Antillen, die kanariſchen Inſeln, die Inſeln des grünen Vorgebürgs ſind wahrſcheinlich Reſte eines durch irgend eine gewaltſame Naturbegebenheit zerriſſenen feſten Landes. So mag wohl auf ähnliche Art England von Frankreich, Dänemark von Jütland, Afrika von Spanien losgeriſſen worden ſeyn. Große Gebürge ſind durch

Sturm-

Sturmwinde kahl geworden, und haben mit ihren zuſammengeſtürzten Holzungen den Ueberzug von Erde verloren, in welcher dieſe wurzelten. Große Städte ſind im Erdbeben plötzlich verſchwunden, z. B. im erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung Herkulanum und Pompeji im Neapolitaniſchen; zwölf der volkreichſten Städte in Kleinaſien mit einemmale; in neuern Zeiten Lima in Amerika ꝛc. Durch allerhand nicht leicht zu bemerkende Urſachen ſenkt ſich hier die Oberfläche der Erde und erhebt ſich dort. Die Ueberbleibſel der römiſchen Mauer, welche in alten Zeiten England von Schottland abſonderte, liegen faſt gänzlich unter der Erde. Die appiſche Heerſtraße, welche vor zwei tauſend Jahren von Rom nach Capua in gerader Linie angelegt ward, und an verſchiedenen Stellen durch tief eingehauene Berge gieng, iſt jetzt gröſtentheils unbrauchbar, weil ſie bald über ſteile Höhen bald durch tiefe Thäler geht, und ſich in Sümpfen verliert. Die Mauern des alten Roms liegen an einigen Stellen dreißig bis vierzig Fuß tief unter der Erde. Das Pantheon in eben dieſer Stadt lag ehedem auf einer Anhöhe, daß man acht Stufen hinauf ſteigen mußte, jetzt geht man ſo viel Stufen hinunter.

So hat die Natur von jeher die Oberfläche unſerer Erde verändert, und die Grenzen des feſten Landes und des Meeres verrükt. Es werden aber Phänomene der Art ſich zeigen, ſo lange die Kräfte der Natur zu wirken fortfahren.

Bei dieſen Umwandlungen der Natur blieb aber der Menſch kein unthätiger Zuſchauer; oft beförderte, oft hemmte er ſie, und viele Veränderungen in der Geſtalt der Erde ſind zunächſt ſein Werk. Der Menſch weist Flüſſen und Ströhmen den Lauf an, welcher ihm der vortheilhafteſte zu ſeyn dünkt; er ver-

verbindet Meere durch ſchifbare Kanäle; er verwandelt durch Kunſt und Fleiß Haiden in fruchtbares Ackerland; ruft aus Waſſergründen trockenen Boden hervor, und mildert, bis auf einen gewiſſen Grad, die Rauhigkeit des Klima. So können wir jetzt aus der Oſtſee ins kaſpiſche Meer, aus der Nordſee geradezu in die Oſtſee fahren, ohne einen Fuß aufs Land zu ſetzen. Ja in England hat man ſogar Gelegenheit, unter der Oberfläche der Erde fünf tauſend zwei hundert und fünfzig Fuß lang zu Schiffe zu ſeyn. Meilenlange Strecken in Egypten, Spanien ꝛc., deren Boden jetzt keinen Menſchen nährt, waren vormals von arbeitſamen Bewohnern gezwungen, Früchte im Ueberfluß zu liefern. Die Holländer haben einen großen Theil ihres Landes, ihrer fetten Triften dem Meere entwendet, welches von Zeit zu Zeit droht, das Seinige zurück zu nehmen. In den preußiſchen Staaten ſind unter Friedrich dem Großen einige hundert tauſend Morgen Landes aus Seen und Moräſten gewonnen worden. In Deutſchland war vor anderthalb tauſend Jahren die Witterung weit kälter, als ſie jetzt iſt, und manche Thiergattungen, welche jetzt nur im kältern Norden angetroffen werden, waren damals dort einheimiſch. Denn viele Tagereiſen lang bedeckten uralte Waldungen, dem Sonnenſtrahle und dem Luftzuge undurchdringlich, den Boden, deſſen niedergedrückte und eingeſperrte Ausdünſtungen ſtehende Waſſer, Sümpfe und Brüche verurſachen mußten. So wie aber bei zunehmender Menſchenzahl die Holzungen gelichtet wurden, Sonne und Luft freien Zugang erhielt, die Sonne auf die offenen Flächen ſtärker wirken, die Winde die naßkalten Gegenden austrocknen, die Dünſte freier in die Höhe ſteigen konnten, und mit dem Anbau des Landes die Meilenlangen Moräſte ſich verkleinerten:

ſo

ſo ſchwand allmählig übermäßige Näſſe und Nebel; die Menſchen athmeten reinere Luft, und es traten mildere und kürzere Winter ein.

Alle dieſe Veränderungen haben zunächſt ihren Grund in den **geſellſchaftlichen** Verbindungen der Menſchen. Was zwey Hände unmöglich zu Stande bringen können, wird leicht, wenn tauſend Hände ſich zu **einem** gemeinſchaftlichen Zwecke vereinigen.

Die Bemühungen der Menſchen ſchränkten ſich aber nicht auf die Umbildung der Natur ein; ihre eigenen Verhältniſſe zu einander erlitten zahlloſe Umänderungen und Abwechslungen. Jeder Menſch kam aus den Händen der Natur völlig frei; er hatte mit allen ſeinen Mitmenſchen gleiche Anſprüche auf jedes belebte und unbelebte Werk der Schöpfung. Die Natur kennt keine Ungleichheit unter den Geſchöpfen, als die aus der Verſchiedenheit geiſtiger und körperlicher Anlagen und Kräfte entſpringt. Beide konnten auch äußerliche Ungleichheiten hervorbringen, aber dieſe waren nur auf den Augenblick des Handelns eingeſchränkt. Der ſtärkere Löwe jagt dem ſchwächern ſeinen Raub ab, und tödtet ihn vielleicht; aber er ſtrebt nicht ihn zu **beherrſchen**. In wie weit der Menſch Thier iſt, folgt er eben dieſen Geſetzen; aber der Schöpfer legte tief in ſeine vernünftige Seele einen Trieb, der Ungleichheit hervorbringt. Dieſer Trieb iſt die **Geſelligkeit**. Er ward ihm zu ſeiner Vervollkommnung gegeben; er iſt ihm nothwendig zu ſeinem Glücke hier auf Erden; er wird die Quelle der größten Tugenden, und wenn er ausartet, der größten Laſter; geläutert und veredelt bereitet er ihm wahrſcheinlich die ſeligſten Freuden der Ewigkeit.

Jedes Volk gieng erſt langſam und allmählig aus der Wildheit zur Kultur über. In jenem Zuſtande nährt

nährt ſich der Menſch blos von wildwachſenden Kräutern, vom Fleiſch, das er ſich durch Jagd erwirbt, und weiterhin, wenn er ſich einiger Arbeit nähert, vom Fiſchen. Krieg führt er nur in dem Augenblicke der Beleidigung, vielleicht blos, wenn er Mitbuhler findet, indem er ſeine Nahrung ſucht, oder Stöhrung, wenn er andere Naturtriebe befriedigen will; mehr oder minder grauſam, nach Verſchiedenheit ſeines Charakters, ſeiner Bedürfniſſe und ſeiner Furcht. Seinem rauhen Gemüth iſt jede zärtliche Empfindung fremd; ſeine ſparſamen Begriffe ſind dunkel und verworren. Solche Menſchen treten aus ihrem Zuſtande nicht leicht heraus, wenn ſie nicht durch außerordentliche Urſachen zur Veränderung gezwungen werden, z. B. durch gänzlichen und anhaltenden Mangel an Wild; durch ſehr lange Bekanntſchaft mit einem benachbarten kultivirten Volke; durch Unterjochung von einem ſolchen Volke, und andere Urſachen.

Eine Stuffe höher ſtehen die Nomaden oder Hirtenvölker, welche von der Milch und dem Fleiſche zahmgemachter Heerden ſich nähren. Sie leben im Stande der Barbarey. Ihre Lebensart erfordert mehr anhaltende Aufmerkſamkeit, Ordnung und Fürſorge; aber an Grund und Boden ſind ſie wenig mehr geheftet als der Wilde. Sie unterſcheiden ſchärfer und ſchätzen höher Privateigenthum; damit verliert ſich nach und nach die volle Gleichheit. Man unterſcheidet Reiche und Arme, es zeigt ſich Eigennutz und Habſucht; damit wird der Weg zur Unterwerfung Vieler unter Wenige, bald unter Einen eröffnet; und je nachdem das Land, wo ſie hauſen und andere Umſtände beſchaffen ſind, findet man Hirtenvölker eben ſo bereit und fertig zum Kriege, zum Rauben und Plündern außerhalb ihrer Horde, wie Wilde. Dagegen ſind ſie weniger grauſam gegen Gefangene, weil

weil ſie Sklaven zur Wartung ihres Viehes gebrauchen können; und bei einem beſtändigen Aufenthalte unter freiem Himmel und einer Lebensart, welche zwar nicht beſchwerliche Arbeit, aber doch regelmäßige Aufmerkſamkeit fodert, zur Betrachtung der Dinge außer ſich mehr geneigt.

Zum Stande der Civiliſirung führt Ackerbau. Er bringt leidenſchaftliche Anhänglichkeit an Grund und Boden hervor, ſtärkt körperliche Kraft, erhält Geſundheit und Muth, giebt ununterbrochene Beſchäftigung, ſchwächt den Hang zu Gewaltthätigkeiten und Raub, gewöhnt an ſtrenge Begriffe von Schuldigkeit und Recht, zwingt zur Aufmerkſamkeit und zum Nachdenken, veranlaßt die Erfindung oder Ausführung vieler Künſte und Handwerke, und erzeugt den Handel. Die Menſchen treten nun in Familienverbindungen zuſammen, und jede Familie vertraut ſich dem Schutze deſſen, welcher der klügſte und ſtärkſte iſt. Mehrere Familien theilten einander ihre Kenntniſſe und Erfindungen mit; ſie ſchloſſen ein engeres geſellſchaftliches Band, und ſchmekten ſo mannigfaltige glückſelige Folgen, daß ihre Verbindung theils ihnen ſelbſt immer theurer, theils durch anderer Beitritt ſtärker ward und allmählig eine gewiſſe Stetigkeit bekam. Sie vereinigten ſich zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung, und der ſtärkſte und klügſte Hausvater ward ihrer aller Anführer. Anfangs trat dieſer Anführer wieder in ſeinen Stand zurück, wenn die Gefahr überſtanden war. Die Beute theilte man, und die Ueberwundenen zwang man zur Knechtſchaft. Immer blieb dem Anführer ein vorzügliches Anſehen, und die Selbſtliebe hieß ihn nach der Fortdauer ſeiner Gewalt ſtreben. Es ſtunden Geiſter auf, die zu herrſchen fähig und geneigt waren. Der Gedanke des Gehorchens war keinem Hausvater ganz fremd, da

er

er ſelbſt Knechte hatte; auch war der Zuſtand der Gehorchenden nicht eben ſehr hart, und hatte gewöhnlich eine Beziehung auf das Beſte der ganzen Geſellſchaft. Sie waren gewohnt im Kriege zu gehorchen, und blieben vielleicht aus Furcht noch eine Weile in dieſer Verbindung; aus dem periodiſchen Anführer ward ein beſtändiges Oberhaupt und es entſtunden Staaten.

Wenn das Oberhaupt ſtirbt oder auf eine andere Weiſe ſeine Gewalt verliert, ſo entſtehen blutige Auftritte und heftige Streitigkeiten über die Oberherrſchaft, welche die nur noch ſchwach befeſtigte bürgerliche Ruhe zerrütten. Das neue Oberhaupt hat während ſeiner Herrſchaft manche Feinde und Nebenbuhler zu bekämpfen; es iſt grauſam, um ſich zu erhalten; ſeine Gewalt iſt nicht beſtimmt, ihre Ausdehnung und ihr Gebrauch hängt von ſeinem Charakter ab. Alle fühlen die Unbequemlichkeit dieſer Verfaſſung, und wünſchen eine dauerhafte Verbeſſerung. Auf der andern Seite ſind Neigung und Bedürfniß zur bürgerlichen Geſellſchaft immer mehr geſtiegen, und alles ſcheint ihr Fortdauer zu verſprechen. Fiſchfang und Ackerbau hatten ſchon vorlängſt einen feſten Wohnſitz nothwendig gemacht; der Begriff des Privateigenthums war dadurch beſtimmter geworden; Gleichheit der Sprache iſolirte die Völkerſchaften; Gemeinſchaft der Religion, des Gottesdienſtes und mancher anderer Gebräuche knüpften das geſellſchaftliche Band immer feſter. Je länger die Vereinigung ſchon gedauert hatte, deſto mehr verdoppelte ſich das allſeitige Intereſſe; man erfand Mittel zur bildlichen Ueberlieferung der Kenntniſſe; die Schriftſprache kam auf; Geſchichte und Wiſſenſchaften fiengen an zu keimen; der Menſch ward immer mehr ausgebildet, und nun entſtanden Männer, die Geſetzgeber ſeyn konnten. Nun beruht die Macht des Oberhauptes auf den Grundgeſe-

geſetzen eines Staats, denen jeder Menſch dadurch beitritt, daß er in dem Staate bleibt. Sobald der ganze Staatskörper Feſtigkeit erlangt hat, folgen nun Geſetze zur Sicherheit der Mitglieder und ihres Eigenthums. Der Beleidigte darf ſich nicht mehr ſelbſt rächen; der Staat thut es und ſetzt Strafen auf die Uebertretung der Geſetze. Das Eigenthum iſt geſichert, und die Nahrungswege werden vervielfältigt und ausgebreitet. Schiffahrt und Verbindung mit andern Völkern vermehren Kenntniſſe und geſellſchaftliche Kultur auf mancherlei Art; Künſte und Wiſſenſchaften fangen an zu blühen. Die Reichthümer, welche der Handel verſchaft, erzeugen den Wunſch, des Lebens mehr und mannigfaltiger zu genießen. Tauſende von unbegüterten Menſchen denken und arbeiten nun allein darauf, jenen Wunſch auf immer neue Art zu befriedigen, um auch reich zu werden, und damit Genuß des Lebens ſich zu verſchaffen. Künſte und Wiſſenſchaften nehmen nun einen raſchen Schwung, und der menſchliche Verſtand wagt ſich an Erforſchung der verborgenſten Dinge. Aber nun erſcheinen auch Schwelgerey, Ueppigkeit und Laſterhaftigkeit aller Art; neben ungeheuren Reichthümern Weniger, Betteley Vieler, welche kaum ihr Leben friſten können. Nur eine kleine Zahl edler Seelen ausgenommen, trachtet die Menge allein nach Reichthum, gleichviel, durch welche Mittel. Nun werden Galgen und Räder auf Landſtraßen und öffentlichen Plätzen errichtet, Zuchthäuſer und Feſtungsgefängniſſe können ihre Bevölkerung kaum faſſen. Die Verhältniſſe eines zum andern in der Geſellſchaft werden in dem Grade vervielfältiget und verwirrt, daß fünfzigmal unter hundert Fällen der blos rechtſchaffene Mann eine Beute des Schurken wird. Der geſunde Menſchenverſtand wird durch Trug, Liſt und

Gewalt zum Schweigen gebracht; Hunderttauſende fallen in Schlachten und Kriegen, oder werden krüpelhafte Bettler auf Lebenszeit. Der einzelne Menſch verliert durchweg ſeine Selbſtſtändigkeit; alles unterdrückt, alles peitſcht einander von oben bis unten, bis endlich National = Moralität und National-Glückſeeligkeit Bankerot machen.

Wie mannigfaltig ſind alſo nicht die Veränderungen, welche die Menſchen im Einzelnen und im Ganzen erfahren haben, ſeitdem ſie dieſen Planeten bewohnen! Völker, die wir jetzt kaum mehr dem Namen nach kennen, ſpielten einſt eine wichtige Rolle auf ihm, erlangten eine große Macht, führten glückliche Kriege, machten ausgedehnte Eroberungen, und verbreiteten den Schrecken ihres Namens in der Nähe und in der Ferne: aber ehe ſie's dachten kam ein Stärkerer über ſie, verdunkelte den Ruhm ihrer Thaten, oder vertilgte ihren Namen ſogar aus der Reihe der Nationen. Aber auch dieſer trieb ſein Weſen oder Unweſen gewöhnlich nur eine Weile; noch fern von dem Ziele, das ſich ſein Ehrgeiz ſteckte, ward er abgerufen, oder mußte in den Staub zurückkehren. Nur wenige Nationen erhielten ſich Jahrhunderte lang auf einer hohen Stufe der Kultur, der Macht und des Anſehens. Die Geſchichte erzählt uns das Entſtehen, den Wachsthum, die Macht und den Verfall großer Reiche und Nationen. Das Kleine wird groß, und das Schwache erlangt Stärke: aber beides dauert nur eine Weile. Geringſcheinende Urſachen haben die wichtigſten Folgen; ein Funken erregt ein Feuer, das fürchterliche Verheerungen anrichtet.

So war es auf der Erde zu unſrer Väter Zeiten, und ſo iſt es noch jetzt!

In einer Zeitperiode von zwanzig Jahren erlebten wir die Wiedergeburt großer Reiche und Nationen;

das

das Sinken und Fallen der einen, das Steigen und Blühen der andern. Vieles Alte gieng zu Grunde, und aus den Ruinen ſtiegen neue glänzende Schöpfungen empor. Anſtalten und Einrichtungen, politiſche Verhältniſſe und Staatsgebäude, deren Umſturz wir nimmer zu erleben gedacht hätten, konnten dem mächtigen Geiſte der Zeit nicht widerſtehen, und ihr Sturz zog Aller Aufmerkſamkeit auf ſich, und Tauſende ſahen mit dieſem Untergange ihre ſchönſten Hofnungen, ihr ganzes Glück vernichtet. Was wir für Weisheit hielten, erſcheint uns als Thorheit, und wo wir Größe geſucht hätten, fanden wir Schwäche. Dieſe wunderbar ſcheinenden Revolutionen in den Ereigniſſen der Zeit würden es uns weniger dünken, wenn wir unſern Blick öfter rückwärts kehrten, und uns mit dem beſchäftigten, was ehemals war. Oft würden wir dann den Ausſpruch des alten Weiſen beſtätiget finden: es geſchieht nichts Neues unter der Sonne. Aehnliche Ereigniſſe, als jetzt unſre Aufmerkſamkeit feſſeln, ſtellt uns auch die Geſchichte der Vorwelt dar; und es dürfte für den aufmerkſamen Beobachter der Weltbegebenheiten nicht unintereſſant ſeyn, einzelne wichtige Auftritte aus der Geſchichte merkwürdiger Nationen zu betrachten, weil ſie oft uns die richtige Anſicht der Zeitgeſchichte lehren.

Empörungen, Revolutionen, Verſchwörungen und Kriege — der Hauptinhalt des gegenwärtigen Werks — ſind freilich keine Bilder der Freude, bei denen der Menſchenfreund mit Wohlgefallen weilt. Es ſind meiſtens traurige Gemählde menſchlicher Verwilderung und Ausartung, welche wehmüthige Empfindungen, Schmerz und Unwillen erregen. Im großen Schauſpiel der Geſchichte ſtoßen wir zuweilen auf Scenen, die, wie die Shakeſpearſchen Tragödien, nichts als Verwüſtung, Vergiftung, Blut

und Unglück enthalten, und wo, ehe wir noch die befriedigende Aufſchürzung erbliken, der Vorhang auf einmal fällt; Scenen, in welchen ganze Nationen auftreten, die Flammen ſprühen und Himmel ſtürmen, und der lebendigen und lebloſen Natur Feindſchaft und Tod ſchwören, Menſchen- und Weltverwüſter: Scenen voller Bosheiten und Laſter, wobei das Auge des Zuſchauers auch nicht einen wünſchenswerthen Erfolg wahrnehmen, und der geübteſte Teleolog keinen ſeligen Endzweck ergrübeln kann. Eben ſo ſtoßen wir auch nicht ſelten auf einzelne Individuen unſers Geſchlechts, von denen man beinahe behaupten möchte, die Natur habe ſie zum Verheeren gebohren werden laſſen. Wir kennen Beiſpiele von gekröntem Wahnſinn, der ganze Zeitalter und Völker verwirrte, als wenn ſie alle zu einem großen Tollhauſe gehörten; von königlichen Thoren, die ins Große tändelten; von andächtelnden Betfürſten, die lieber Tauſende nach Hülfe ſchmachtender Menſchen in ihrem Blute röcheln ließen, als daß ſie, um ſich durch ihr Pfaffenleben im Tode eine Mönchskutte zu verdienen, eine vorgeſchriebene Andachtsübung verſäumt hätten; von allmächtigen Wüterichen, die nur den nicht kränkten, der ſein Leben in ſtiller Unbekanntheit hinbrachte; von Staatsmännern, die ganze Kollegien in das künſtlich geſponnene Gewebe betrügeriſcher Plane verſtrickten; von religiöſen und politiſchen Fanatikern, die die Köpfe ihrer Mitbürger mit Aberglauben füllten, und bürgerliche Ruhe und Ordnung aus ihren Gebieten wegſcheuchten; von philoſophiſchen Sektenſtiftern, welche die Vernunft ihrer nachbetenden Zeitgenoſſen unter den Gehorſam ihrer Syſteme voll Unſinns gefangen nahmen; von revolutionairen Geiſtern, die in ihrem Herzen jeder bürgerlichen Ordnung und geſeßlichen Einſchränkung Tod und Verderben drohten,

und

und die Ruhe ihrer Zeitgenoſſen gewaltſam untergru-ben; von Beichtvätern, vor deren Autorität und Allgewalt die Kabinete zitterten, und auf deren Ge-ſundheit die Könige Gläſer leerten; von Maitreſſen, auf deren Wink Armeen auf das Schlachtfeld geführt, und Helden vom Wahlplatz zurückberufen werden muß-ten, weil ſie ihn behauptet hatten; von — — — — aber wann würden wir enden, wenn wir alle die Verirrungen aufzählen wollten, in die Menſchen geriethen?

Insgemein findet man bei ſolchen Vorfällen der Geſchichte, wo die Natur die Völker mit zerſtörenden Kräften ausrüſtete, Verbeſſerung auf der einen, und Verſchlimmerung auf der andern Seite mit ein-ander gepaart. Denn das iſt überall Wille und Ein-richtung der Natur, daß die erhaltenden und die ver-derbenden Kräfte einander das Gleichgewicht halten ſollen. Was der Unterdrükte verliert, gewinnt der Sieger, der auf die Trümmern der Beſiegten ſeine Trophäen baut, und ſie zu ſeinem Vortheil benutzt. Nicht ſelten ſammelt und hebt ſich auch der Geiſt der Unterdrückten durch die Bedrückungen; weil er vor-her, bei zu großer Gemächlichkeit, in Unthätigkeit verrauchen mußte. Und eben ſo gewönlich iſt's, daß ſich die Folgen gewiſſer Ereigniſſe, wie die durch den Steinwurf im Meere hervorgebrachten Kreiſe, immer weiter verbreiten; und da am ſichtbarſten ins Auge fallen, wo ſich ihre Kraft eigentlich hätte bre-chen ſollen. Das Saamenkorn der Begebenheiten reift auf fernem Boden. Durch die Eroberungen der Oſmanen ſanken Griechenland, Konſtantinopel und die übrigen Wohnſitze der Künſte und der Wiſſen-ſchaften in Ignoranz und Barbarey hin; dagegen zündeten die griechiſchen Flüchtlinge das Licht der Wiſ-ſenſchaften im Occident wieder an, auf dem ſchon ſeit Jahrhunderten die Nacht der Unwiſſenheit lag.

Stellen

Stellen wir uns auf dieſen Standpunkt, und betrachten wir die großen Revolutionen, welche die Menſchheit in allen Ländern der Erde erfuhr, mit unbefangenem Blick, dann kann es uns nicht entgehen, daß auch durch ſie das Beſte der Welt gefördert wurde. Was Erdbeben, Ueberſchwemmungen und Vulkane in der Erdgeſchichte, was Raubthiere in der Geſchichte der lebendigen Natur ſind; das ſind die verwüſtenden Veranſtaltungen und Thaten der Völker in der Weltgeſchichte. Die ſchaffende und erhaltende Natur hat dieſe eben ſo gut veranſtaltet, gewollt und gebilliget, wie jene. Immer wird früh oder ſpat Gutes dadurch bewirkt. Dieß ſöhne uns mit den revolutionairen Verwirrungen und blutigen Kriegen aus, die wir erleben; und können wir's uns nicht verbergen, daß troß aller Unbilden der Zeit, die Humanität doch immer mehr Spielraum gewinnt; daß ſelbſt Empörungen und Kriege jeßt weniger allgemein verheerend und verderblich ſind als ehemals, ſo wollen wir uns der Fortſchritte zum Beſſeren freuen, und von der Zukunft Beſſeres erwarten. Möge nur jeder in ſeinem Kreiſe dazu beitragen, ſoviel ihm möglich iſt.

I. Empörung des Spartakus gegen Rom.

Im Jahr 73 vor Chriſti Geburt.

1.

Erſte Unternehmung des Fechters Spartakus.

Im ganzen Alterthume war der Sklavenſtand eben ſo zahlreich und ausgebreitet, als elend und beklagenswerth. Krieg, Raub und Kauf waren die ergiebigſten Quellen der Sklaverey, und wenn auch das Loos der Unglüklichen, die zum Sklavendienſte verdammt waren, nicht überall gleichdrükend war, ſo blieb doch immer ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen einem freigebohrnen Menſchen und dem Sklaven. Die Sklaven waren das vollkommenſte Eigenthum ihrer Herren, und wurden mit der größten Verächtlichkeit behandelt. Man legte ihnen unerträgliche Laſten auf, und oft wurden kleine Vergehen mit den empfindlichſten Martern, ja mit dem quaalvollſten Tode beſtraft. Mit tiefem Unwillen und Entſetzen lieſt man die einzelnen Grauſamkeiten, die gegen Sklaven begangen wurden. Ein Römer fütterte die großen Fiſche, die er in ſeinem Teich hatte, mit Menſchenfleiſch, das er von den Sklaven nahm, die wegen eines unbedeutenden Fehlers ermordet wurden. Andere warfen wilden Thieren Sklaven vor, und es war nicht ſelten eine Streitfrage der Rechtsgeleh-

gelehrten: ob ein Sklave ein Menſch ſey. Wer darf ſich wundern, wenn die unglücklichen Opfer der Tyranney barbariſcher Herren ſich öfters gegen ihre Peiniger auflehnten, und durch Mord und Empörung ſich ein günſtigeres Loos zu erſtreben trachteten.

Sklavenkriege ſind im Alterthume nichts ſeltenes, und immer wurden ſie mit einer Wuth und Erbitterung geführt, die keine Grenzen kannte. Griechenland ſah ſich öfters genöthigt, gegen ſeine empörten Sklaven die Waffen zu ergreifen, und ehe das ſtolze Rom ſelbſt zur Sklavinn wurde, mußte es ſich lange zuvor herablaſſen, Sklaven zu bekämpfen.

In den älteſten Zeiten behandelten die Römer ihre Sklaven ſehr gelinde. Nachdem aber Reichthum und Ueppigkeit bei ihnen überhand genommen hatten, ſo wurden auch die Herren allmählich grauſamer gegen ihre Sklaven, und behandelten ſie oft wegen der geringſten Verſehen mit unglaublicher Härte. Mit den auswärtigen Eroberungen dieſer Weltbezwinger vermehrte ſich die Zahl ihrer Sklaven auf eine erſtaunenswürdige Art. Nicht nur Rom, ſondern auch andere Städte Italiens, und die Landgüter der Großen, waren mit Sklaven von allen Nationen ſo angefüllt, daß man gegen einen freien Menſchen immer hundert Sklaven rechnen konnte. Die meiſten beſtanden aus Galliern, Deutſchen, Thraciern und andern Anwohnern des ſchwarzen Meeres, und folglich aus Leuten, die von ihrer Jugend an in den Waffen geübt, und mit allen Gefahren und Mühſeligkeiten des Krieges bekannt waren. Aus ihnen bildeten ſich die vornehmen und reichen Römer große Schaaren von Fechtern, die ſie theils zum Schauſpiele des Kampfes, theils zur gewaltſamen Ausführung ihrer ehrgeizigen Plane brauchten. Unter dieſen Leuten befanden ſich manche freiheitliebende, edle und talentvolle

volle Männer, die über ihr gegenwärtiges Schickſal ſehr unzufrieden waren; die es unerträglich fanden, zu einer ſchmählichen Sklaverey verurtheilt zu ſeyn. Um das Jahr drei und ſiebenzig vor unſerer chriſtlichen Zeitrechnung keimte bei ihnen der Entſchluß, ſich in Freiheit zu ſetzen, und an ihre Spitze ſtellte ſich ein Mann, deſſen Rieſenkörper eine Feldherrenſeele belebte, und der ſelbſt das ſtolze Rom in Furcht und Schrecken verſetzte.

Spartakus war der Name dieſes heroiſchen Sklaven. Sein Beiſpiel beweiſt, wie gefährlich auch ein einzelner Mann, von keiner erheblichen Hoheit, von keinem gedungenen Heere, von keinem mächtigen Bundesgenoſſen unterſtützt, nur mit Tapferkeit, Klugheit und Verzweiflung ausgerüſtet, einer großen, aber allzu ſichern Uebermacht werden könne.

Das Schickſal hatte dem Spartakus den Theil Thraciens zum Vaterlande angewieſen, der den Römern zinsbar war. Er that in ſeiner Jugend unter den Hülfstruppen der Römer Kriegsdienſte; allein ſein unruhiger Geiſt trieb ihn, ſich der Armee zu entziehen, und aus Mangel einer würdigern Beſchäftigung nährte er ſich vom Straſſenraube. Dieſem ſchnöden Gewerbe entriſſen ihn die Römer, die ihn gefangen nahmen und zum Sklaven machten. Ein Fechtmeiſter in Capua richtete ihn nebſt mehrern Hunderten ſeines Gleichen dazu ab, um ihn einſt in Rom zu den unmenſchlichen Fechterſpielen verkaufen zu können. Aber dem hochſtrebenden Geiſte des kühnen Mannes war das Sklavenjoch unerträglich. Er entſchloß ſich, mit zwei hundert ſeiner Unglücksgefährten zu entfliehen; aber nur acht und ſiebenzig von ihnen waren ſo glücklich, durchzukommen. Gezwungen, nunmehr aus Noth den Anführer einer ſtreifenden Horde zu machen, von ſeinen ehemaligen Ge-

bietern verfolgt, des Todes am Kreuze gewiß, wenn er ergriffen würde, war die Friſtung eines kümmerlichen Lebens faſt alles, was er hoffen konnte. Bratſpieße und Küchenmeſſer waren die armſeligen Waffen der Geflüchteten, als ihnen der Zufall einen mit Fechterwaffen beladenen Wagen zuführte. Spartakus nahm ihn in Beſchlag, und dieſe neue Bewafnung, die gleichwohl brauchbarer für den Fechterplatz als für das Schlachtfeld war, ſetzte ihn in den Stand, die regulirten Truppen, welche der Gouverneur von Capua gegen ihn ausgeſchickt hatte, zu ſchlagen. Da dieſer Sieg ihm Gelegenheit gab, den Todten ihre Rüſtungen abzunehmen, ſo konnten ſeine Leute nun Waffen, die ſie als ſchimpflich betrachteten, wegwerfen, und von dieſem Augenblicke an wurden die Fechter des Spartakus Soldaten.

Rom beſchloß eine Mannſchaft auszuſenden, um die Rebellen zu züchtigen. Der Prätor Claudius Pulcher ſammelte unter ſeine Fahnen drei tauſend Mann, feſt überzeugt, daß es mehr als hinreichend ſey, die Ruhe wieder herzuſtellen. Er fand den Spartakus auf der Spitze des Veſuvs poſtirt, welcher damals noch ruhig war, und deſſen verderbliche Ausbrüche noch niemand ahndete. Claudius Pulcher lagerte ſich am Fuße des Berges, und beſetzte den einzigen Weg, durch welchen die Sklaven entwiſchen konnten; denn das Uebrige war nichts, als eine Kette von jähen Felſen und tiefen Klüften. Aber Spartakus fand da Hülfsmittel, wo die gemeine Klugheit nur Gefahren geſehen hätte. Da der Rücken des Veſuvs mit wilden Weinſtöcken bewachſen war, ſo ließ er Leitern daraus machen, mit deren Hülfe ſeine tapfern Gefährten über die Felſen herabſtiegen. Sobald die ganze Schaar in der Ebene war, griff der Held die Römer, welche nur den Poſten am Fuß des Berges ſorg-

ſorgfältig bewachten, muthvoll an, ſchlug ſie, und bemächtigte ſich ihres Lagers.

Dieſe Heldenthat zog aus den umliegenden Gegenden eine Menge Menſchen herbei, welche entſchloſſen waren, unter Spartakus Fahnen zu kämpfen. Der Räuberhauptmann ward der Anführer einer furchtbaren Macht. Entflohene Sklaven, verarmte Landleute, gedrückte, misvergnügte, nach Freiheit oder Beute ſtrebende Apulier und Lukaner, ſtrömten ſchaarenweiſe herbei, um unter Spartakus Anführung gegen Rom zu fechten. Seine bisherigen Hunderte wuchſen zu weit mehrern Tauſenden hinan. Aus dieſen zwar ſchon zahlreichen, jedoch noch ungerüſteten und undiſciplinirten Rotten ſchuf er ſich bald ein furchtbares Kriegsheer. Aus Flechtwerk, aus den Fellen geſchlachteter Thiere wurden Rüſtungen zubereitet; aus geraubtem Eiſen Waffen geſchmiedet; erbeutetes Zugvieh vertrat die Stelle von Streitroſſen. Des Spartakus erſtere Fechter, die Mitgenoſſen ſeiner Flucht aus Capua, ſtanden nun als Tribunen und Centurionen den neuern Ankömmlingen vor; ſelbſt den Oberbefehl theilte er, um allem Neide zu entgehen, mit zweien derſelben, Crixus und Oenomaus mit Namen. Ganz Campanien ſah ſich wie von einem furchtbaren, aus der Erde hervorgebrochenen Strome überſchwemmt. Das ganze offene Land, alle Flecken und Dörfer, ja ſelbſt beträchtliche Städte fielen beim erſten Angriff in die Hände der Rebellen.

2.

Spartakus an der Spitze einer furchtbaren Armee. Seine Unternehmungen und Siege.

Rom fieng jeꜩt an, den Spartakus weniger gering zu ſchäꜩen, und ſchickte einige Legionen, unter der Anführung eines Prätors, Namens Varinius, gegen ihn ab, mit dem Befehl, ohne Verzug die Empörer zu zerſtreuen und zu beſtrafen. Es ſchien, als ob dieß bald und mit geringer Mühe geſchehen könnte. Schon rießen unter dem Heere der Zuſammengerotteten eitler Troꜩ und Zügelloſigkeit ein, die gewöhnlichen Vorboten einer nahen Auflöſung. Selbſt die Anführer wurden unter ſich uneins. Einer derſelben, Oenomaus, trennte ſich von dem Hauptheere, und mußte hart dafür büßen. Der römiſche Prätor fiel über ihn her, ſchlug ihn, und drei tauſend Getödtete mit ihrem Anführer bedekten das Schlachtfeld. So ungünſtig dieſes Ereigniß war, ſo behielt doch Spartakus ſeine ganze Faſſung. Vorſichtig zog er ſich zurück, nöthigte den römiſchen Feldherrn, ſeine Stärke zu theilen, erſchien bald hier und da, und ſiegte erſt durch Ueberfall, dann aber in offener Feldſchlacht.

Schon glaubte der Prätor einſt ſeine Beute zu haſchen, als ſie ihm entwiſchte, und ihn belehrte, daß er's mit einem Manne von Kopf und Talent zu thun habe. Der Sklavenheld ließ ſich nach einigen Siegen in einem Defilé überfallen; er ſchien ohne Rettung verloren, aber ehe man's dachte, entwiſchte er durch eine Kriegsliſt. Er ließ todte Körper in

voller Waffenrüſtung an Pfähle binden, die er vor dem Thore ſeines Lagers zu errichten befahl, ſo daß man ſie von ferne für Vorpoſten und Schildwachen anſehen mußte; ließ brennende Feuer vor den Zelten zurück, und führte dann bei Nacht von hinten aus ſeine Armee ab. Kaum war er dieſer Gefahr entronnen, als er ſich wieder in ſeiner ganzen Ueberlegenheit zeigte, den Varinius in mehrern Gefechten ſchlug, und ſeine Faſces erbeutete, die er von der Zeit an vor ſich her tragen ließ. Er hatte Verſtand genug, als Befehlshaber von ſeines gleichen, die beſcheidenen Ehrenzeichen republikaniſcher Würden dem Stolze des Diadems vorzuziehen.

Schon am Ende des erſten Jahrs ſah ſich Spartakus an der Spitze von ſiebenzig tauſend Mann, im freien Beſitz des untern Italiens, und gab ſeiner Mannſchaft Vorſchriften und Geſetze, die freilich von ihr weder gehörig geſchätzt noch befolgt wurden, die aber durchgängig einen Geiſt verriethen, der ſich unendlich hoch über ſeinen Urſprung erhob. Selbſt das Gelingen ſeiner bisherigen Unternehmungen verleitete ihn zu keinem ſtolzen Selbſtvertrauen. Als Beſieger der römiſchen Heere blieb es ihm dennoch nicht verborgen, wie ſchwer, ja faſt unmöglich es ſeyn dürfte, Rom ſelbſt anzugreifen. Nicht dieſen Koloß zu ſtürzen, ſondern nur ſeiner Rache zu entgehen, und ſeinem Ruhm einen Brandfleck anzuhängen, war (wenigſtens im Anfange) des Spartakus Plan. Daher wollte er mit dem Anbruche des nächſten Frühlinges Italien an der Spitze ſeines Heeres in gerader Linie durchziehen, alles darniederwerfen was ihm entgegenſtrebe, die Alpen überſteigen, und dann ſeine Krieger, die größtentheils Gallier oder Thracier waren, entlaſſen. Vergebens, daß viele ſeiner Mitgenoſſen nicht ſo beſcheiden, wie er dachten; daß Crirus und

ſein

ſein Anhang ſchon von der Eroberung und Plünderung Roms träumten; Spartakus ließ ſich auf ſeiner Bahn nicht irre machen. Ihm folgte der klügere Theil; wer mehr begehrte, dem ſtund es frei ſich abzutrennen. Wirklich entfernte ſich Crixus mit einem anſehnlichen Heere von der Hauptarmee, und ſchwärmte plündernd und raubend hie und da herum. Der Konſul Gellius machte ſich dieſe Trennung zu nutze, grief die Truppen des Crixus in der Nähe des Berges Garganus an, und tödtete ihm zwanzig tauſend Mann.

Spartakus, über dieſen Unfall erſchrocken, richtete nun ernſtlich ſeinen Marſch gegen die Alpen, um Italien zu verlaſſen; aber Lucullus, der andere Konſul, eilte, ihm die Wege zu verſperren. Hier zeigte der Held, der nun von zwei konſulariſchen Armeen eingeſchloſſen war, die ganze Größe ſeines Genies und ſeines Muths. Muthig grif er den Feldherrn, der vor ihm ſtund, an, und es gelang ihm, denſelben ins Thal herabzuziehen und zu überwinden. Raſch wandte er ſich nun rückwärts, und ſchlug auch das Heer des Gellius. Ein zweifacher Sieg war binnen wenigen Stunden erfochten. Einzig war dieſer Tag in den Geſchichtbüchern Roms. Zu dem Verluſte kam eine noch tiefer ſchmerzende Verhöhnung. Ehe nemlich Spartakus das Schlachtfeld verließ, inſultirte er die ſtolzen Weltbeherrſcher. Es war in Rom gebräuchlich, bei der Leichenbeſtattung vornehmer Bürger Fechterkämpfe anzuſtellen; und der Sklavenheld erwies alſo dem umgekommenen Crixus, ungeachtet er ſich über den Abfall deſſelben zu beſchweren hatte, die nemliche Ehre. Drei hundert von den Feinden, welche in den beiden letzten Treffen zu Gefangenen gemacht waren, wurden gezwungen um einen Scheiterhaufen zu fechten, und ſich wechſelſeitig

ſelſeitig zu metzeln. Auffallender war noch kein Wechſel geweſen; bitterer hatte ſich noch kein Gegner an der Majeſtät des römiſchen Namens verſündigt.

Rom, welches Straßenräuber erbaut und urſprünglich bewohnt hatten, war jetzt in Gefahr, einem Sklaven zur Beute zu werden. Wirklich änderte Spartakus ſeinen bisherigen Plan, und beſchloß, die ſtolze Hauptſtadt der Römer anzugreifen. Ein ſtarres Entſetzen ergrif dieſe Königinn dreier Welttheile, als ſie vernahm, wie mächtig und unwiderſtehlich jener verachtete Räuberhauptmann heranrücke. Sein Heer, welches ſich noch täglich durch neue Rotten vergrößerte, ward an die hundert und zwanzig tauſend Mann ſtark geſchätzt; zwiſchen ihm und dem Kapitol befand ſich keine zum Schutz taugliche Gegenmacht. Die Ueberbleibſel der geſchlagenen Truppen ſammelten ſich nur kärglich und langſam. Die römiſchen Matronen knieeten mit fliegenden Haaren und gerungenen Händen an den Altären nieder; die Männer ſelbſt konnten ihre Beſorgniſſe und ihre Furcht nicht verheimlichen. Auch als die Nachricht einlief: Spartakus habe ſeine Richtung geändert und ſeinen Weg abermals nach dem untern Italien genommen, hielt man es mehr für eine Friſtung als eine Rettung; und Roms Adel, ſtatt der größern Menge mit einem guten Beiſpiele voran zu gehen, gab ein Zeichen von Kleinmuth, deſſen gleichen man bisher noch nie geſehen hatte.

Die vornehmen Römer blickten immer mit vieler Geringſchätzung auf das Volk herab; aber wenn die Wahltage zu den öffentlichen Aemtern einfielen, dann buhlte auch der Vornehmſte um die Wahlſtimme der Menge; dann war keine Herablaſſung zu niedrig, kein Selbſtlob zu unbeſcheiden, und keine Beſtechung zu ungerecht, wenn ſie nur zum Ziele führte. Wie

ganz anders war es aber jetzt, da alles vor dem glücklichen Rebellen in banger Furcht ſchwebte! Niemand meldete ſich um die Prätur — weil man voraus ſah, daß demjenigen, auf welchen die Wahl fiele, zugleich die Führung des Kriegs mit dem Spartakus bevorſtünde. Doch endlich erhob ſich von edler Schaam und Vaterlandsliebe ergriffen Markus Licinius Craſſus, der reichſte aller lebenden Römer, und erſchien auf dem Wahlplatze. Alles jauchzte ihm zu, als ob er dem Staat eine Gunſt erwieſe, nicht ſie von ihm begehrte; man ergrif es haſtig als eine günſtige Vorbedeutung, daß Rom noch zu retten ſey, und Craſſus ward einſtimmig zum erſten Prätor erwählt.

3.

Craſſus im Kampfe mit Spartakus. Tod des letztern.

Voll Vertrauens auf die Talente des neuen Feldherrn verbannten die Römer aus ihren Herzen die bangen Beſorgniſſe, und frohe Hofnungen traten an die Stelle der bisherigen Furcht. Die angeſehenſten Geſchlechter der Stadt nahmen jetzt wieder Theil an den Kriegsrüſtungen, ein Trupp der vornehmſten Jünglinge ſammelte ſich um den Prätor, und ſchleunig ſtand ein zahlreiches Heer unter den Waffen.

Craſſus machte den Anfang damit, daß er die Kriegszucht in den Legionen, deren Kommando er übernahm, wieder herſtellte, und da eine Kohorte von fünf hundert Mann ſich, faſt ohne zu fechten, hatte in die Flucht ſchlagen laſſen, ſo ließ er den zehenten Mann derſelben zur Hinrichtung ausheben.

Das

Das Schauſpiel dieſer vor dem Lager hingerichteten fünfzig Soldaten machte mehr wahre Römer, als die Begierde, zwanzig tauſend im Treffen gebliebene Bürger zu rächen. Der General machte ſich dieſen Eifer zu nutze, und führte ſeine Truppen gegen den Feind. Er ſchlug ihn zweimal, aber auf eine wenig entſcheidende Art. Spartakus faßte jezt den Entſchluß, ſtatt Rom ſelbſt zu zertrümmern, wozu er keine Möglichkeit vor ſich ſah, den Krieg ganz aus Italien hinweg zu ſpielen. Da es ihm nicht möglich war, nach Gallien zu entkommen, ſo wandte er ſeine Blicke nach Sizilien, wo die Sklaven ſchon zweimal einen gefährlichen Aufſtand erregt hatten. Er zog ſich an die Seeküſten Italiens, aber um nach Sizilien überzuſetzen gebrach es ihm an Schiffen, und alle Mittel ihrer habhaft zu werden mißlangen. Das Schickſal ſelbſt ſchien jezt gegen ihn zu kämpfen. Ciliciſche Seeräuber mit kleinen Flotten herbeigelockt, nahmen die bedingte Summe Geldes und flohen davon. Zuſammengebundene Flöße ſcheiterten in der zwar ſchmalen aber gefahrvollen Meerenge.

Nach manchem fruchtloſen Verſuche ſah Spartakus nur allzu deutlich, daß er wieder zu den Waffen greifen müſſe; aber auch deren ſich zu bedienen war ihm mitlerweile erſchwert worden. Craſſus war ihm bis in die Halbinſel von Bruttium nachgefolgt, welche nur durch eine ſchmale Erdenge mit dem feſten Lande zuſammenhängt. Um zu verhindern, daß ſeine Beute ihm nicht entwiſchen möchte, gedachte er dieſen Erdſtrich von dem übrigen feſten Lande durch Gräben abzuſchneiden. Mehr als neun deutſche Meilen ſollte dieſer Graben lang, wenigſtens fünfzehn Fuß breit und tief, gedeckt von einer hohen hintern Mauer, und dieſe wieder geſchützt von häufigen Thürmen und Bollwerken ſeyn. Daß in dieſem neu geſchaffe-

nen

nen Eilande Mangel und Hunger gar bald das Heer der Feinde aufreiben würde, ließ ſich mit Gewißheit erwarten.

Zeitig genug mochte Spartakus dieſen Plan erfahren und als unausführbar verlacht haben; er ſtaunte gleichwohl ein wenig, als er jetzt von Rhegium zurückkehrte, und ſah, wie weit dieſe Rieſenarbeit ſchon gediehen ſey. Der Graben war faſt vollendet; als Spartakus mit Gewalt durchbrechen wollte, erlitt er einen Verluſt, wie er noch niemals erlitten hatte. In zweimaligen Stürmen blieben von ſeinen Kriegern achtzehntauſend auf dem Plaze. Aber der Muth des kühnen Sklavengenerals ſank darum doch nicht! Schlauheit, Schnelle, Tapferkeit blieben ſeine kraftvollen Bundsgenoſſen. Durch einen falſchen Angriff leitete er die Aufmerkſamkeit der Römer irre. In einer ſtürmiſchen Nacht brach er mit der Hälfte ſeines Heeres auf; im raſchen Marſche kamen ſie an einen weitentlegenen ſchon auserſehenen Ort. Nicht nur von herbeigeſchlepptem Reißig und Holzwerk allein, ſondern auch von allem möglichen Gepäcke, von den Leichnamen ihres erwürgten Zugviehes, ihrer Roſſe, ihrer Gefangenen ſogar, machten die Fechter ſich einen plötzlichen Damm. Der furchtbare Graben ward überſtiegen. Bevor Craſſus, ſo ſehr er auch eilte, herbei zu kommen vermochte, ſtand Spartakus ſchon in dieſſeitigen Verſchanzungen, und zog in Sicherheit den Reſt ſeiner Truppen an ſich.

Italien lag nun wieder offen vor dem kühnen Anführer der Rebellen da, und ein allgemeines Schrecken verbreitete ſich rings umher. Man konnte ſich der Beſorgniß nicht erwehren, daß der durchgebrochene Strohm wieder ganz Welſchland überſchwemmen werde. Rom ſelbſt erſchrak von neuem, und mußte auch wohl erbeben, denn an der Spitze von acht Legionen

gionen glaubte Craſſus ſelbſt ſeinem Gegner nicht mehr gewachſen zu ſeyn, und rieth durch ſchleunigſt abgeſchickte Boten dem Senat: man ſollte den Lukullus aus Thrazien, und den Pompejus aus Spanien mit ihren Heeren herbeirufen, weil er ſonſt für die Sicherheit der Vaterſtadt ſich nicht verbürgen könne. Ein ſolcher Rath klang im Munde des Craſſus doppelt beſorglich, da man wohl wußte, wie bitter er den Pompejus haßte, und wie ungern er ſonſt den kleinſten Ruhm mit ihm theilte. Wirklich mochte er auch bald darauf dieſen voreiligen Rath bereuen, den ihm die erſte Beſtürzung abgedrängt hatte. Roms mächtiger Schutzgeiſt eröfnete ihm eine günſtigere Ausſicht, indem er die Augen der Feinde vor ihrem wahren Nutzen verblendete. Innere Zwieſpalte brachen abermals unter dem Heere des Spartakus aus. Die Gallier und Germanier, nur nach Raube begierig, verließen den kriegskundigen Anführer. Dieſe Verblendung wußte Craſſus ſich zu Nutze zu machen. Er vertheilte ſein Heer in zwei Lager; mit der größern Hälfte ſchien er den Spartakus, mit der kleinern die Gallier beobachten zu wollen. Doch durch eine Kriegsliſt zog er ſchnell den Kern ſeines Heeres in das letztere Lager, beſchäftigte den Spartakus durch kleinere Gefechte, und überfiel indeß die Gallier. Sein Anſchlag gelang vollkommen. Dieſer ſichere, ungeſchlachtete Haufe, wiewohl er ſich mit aller Kraft der Verzweiflung wehrte, ward nicht beſiegt, ſondern vertilgt. Nach einigen Angaben blieben zwölftauſend dreihundert, nach andern fünf und dreißig tauſend auf dem Wahlplatz. Unter der ſchrecklichen Menge von Leichnamen, die das Schlachtfeld bedeckten, fanden ſich nur zwey, die von hinten zu verwundet waren. Fünf konſulariſche Faſces mit ihren Beilen, fünf römiſche Adler und ſechs und zwanzig

Kriegs-

Kriegszeichen wurden an dieſem glänzenden Tage wieder erbeutet.

Spartakus hielt es nach dieſem Unfalle, den er nicht hatte verhüten können, und welcher ſchwer wieder gut zu machen war, für nöthig, ſich von dem Sieger zu entfernen, und nahm den Weg nach Apulien. Als ihn ein römiſcher Anführer mit einem Theile des Hauptheeres allzu dreiſt verfolgte, wandte er ſich plötzlich, und ſchlug die Römer dergeſtalt, daß ihr Anführer ſelbſt kaum hartverwundet zu entfliehen vermochte.

Allein der Fechterheld nahte ſich doch immer mehr ſeinem unvermeidlichen Schickſale. Der Ungeſtümm ſeiner eigenen Schaaren riß ihn nur allzuoft wider Willen mit hin. Auch jetzt zwang ihn derſelbe von neuem, ſeine Waffen gegen Lukanien zu kehren. Kaum war er eingedrungen, ſo verbreitete ſich das allgemeine Gerücht, daß der gerufene Pompejus aus Spanien herbei eile. Craſſus und Spartakus verlangten nun gleich ſtark, obſchon aus ſehr ungleichen Gründen, nach einer entſcheidenden Schlacht. Jenem gelüſtete nach Lorbeern ohne Genoſſen; dieſem nach Ueberwindung eines noch unverſtärkten Feindes.

Am Fluſſe Silaris trafen die Heere auf einander. Spartakus unterließ nichts, was einem ächten Feldherrn ziemt; nicht Anrede, nicht weisliche Anordnung, nicht Ermunterung durch ſein eigenes Beiſpiel. Als man kurz vor dem Beginnen des Kampfes ihm das Roß brachte, das er ſonſt zu reiten pflegte, ſtach er es nieder und rief: „Entweder ſiegen wir, und dann werd' ich heute noch manches ſchönere Pferd erbeuten; oder wir werden beſiegt, und ich bedarf dann keines Roſſes mehr.“ Ein ſo entſchloſſener Muth war allerdings zu ſiegen werth! Doch Roms höhere Beſtimmung überwog das Leben eines

eines einzelnen Mannes. Kaum hatte die Tuba den Kampf verkündiget, als Spartakus, beim Anblick des römiſchen Generals, mehrere Bataillonen durchdrang, um ihm zu Leibe zu gehen: zwei Centurionen tödtete er mit eigener Hand; aber eh'er noch den ſtolzen Feind, mit dem er ſich meſſen wollte, erreichte, ſank er, von vielen Wunden durchbohrt, unter die Todten. Alles was ſeine Armee war, war ſie durch ſein Genie, und ſobald er daher fiel, ergriefen die Sklaven die Flucht. Die Römer hatten Befehl, kein Pardon zu geben, und dieß Treffen koſtete die Ueberwundenen vierzig tauſend Mann.

Craſſus ließ ſeinen Sieg nicht unvollkommen: er verfolgte die Trümmern der Armee des Spartakus ſo lange, bis er ganz Italien von ihnen gereinigt hatte. Sechs tauſend Mann fielen ihm lebendig in die Hände, aber er war ſo unmenſchlich, daß er ſie alle kreuzigen, und die Werkzeuge ihrer Strafe längs der Straße von Rom nach Capua aufpflanzen ließ. Während dieß geſchah, kehrte Pompejus aus Spanien zurück, und ſeine Legionen rieben die letzten kleinen Heerhaufen der zerſtreuten Sklavenarmee auf. Daher rühmte er ſich in einem Schreiben an den Senat: „Craſſus habe das Fechterheer geſchlagen; er hingegen die Empörung bis auf die Wurzel ausgerottet.“ Auch wagte Craſſus nicht, als er mit ſeinem ſiegenden Heere zu Roms Thoren kam, um den Triumph anzuhalten. Er hatte freilich das Vaterland, ſchon nahe am Rande des Unterganges, errettet; hatte vielleicht in allen Gefechten zuſammen hundert tauſend Feinde erlegt. Aber es waren ja nur Sklaven, nur Halbmenſchen, auf welche der ſtolze Römer mit unausſprechlicher Verachtung herabſah. Deshalb begnügte ſich Craſſus mit dem Einzuge zu Fuß und der ſogenannten

nannten Ovation; doch geſtand ihm der Senat, ſtatt des dabei gewöhnlichen Myrthenkranzes, den Lorbeer zu.

II. Catilina's Verſchwörung gegen Rom.

Im Jahr 64 vor Chriſti Geburt.

1.

Sittengemälde Rom's in Catilina's Zeitalter.

Als das ſtolze Rom die mächtigſten Völker der alten Welt gedemüthigt, und ſeine ſiegreichen Waffen durch drei Welttheile getragen hatte, da begann die Periode ſeines Verfalls. Die alte geprieſene Einfalt der Sitten verſchwand, der Reichthum erzeugte den Luxus, und dieſer hatte in ſeinem Gefolge Ausſchweifungen und Laſter, die alle geſetzlichen Schranken durchbrachen. Es verbreitete ſich durch alle Stände ein Hang zum ſinnlichen Wohlleben, wovon die Geſchichte wenig ähnliche Beiſpiele aufſtellt. Wer bei uns ein reicher Mann heißt, würde in Rom nur eine armſelige Figur gemacht haben. Zehen Sklaven zu beſitzen war nichts; ein wohlhabender Römer ernährte ihrer zu Hunderten, ja zu Tauſenden. Was uns ein artiges Vermögen dünkt, war manchem Großen in Rom der Preis einer kleinen Mahlzeit, denn dieſe Herren aßen nichts, was nicht über Meer und Land theuer hergeholt, oder aus entgegengeſetzten Jahrszeiten

zeiten künſtlich aufbehalten war. Für eine einzige Perle, die Cäſar einſt einem Frauenzimmer ſchenken wollte, bezahlte er zweimal hundert tauſend Reichsthaler. Das edle Metall ward an ſich gar nicht mehr geachtet, ſondern nur noch wegen der künſtlichen Arbeit des Goldſchmieds aufbewahrt. In reichen Häuſern war auch das gemeinſte Küchengeräth von Silber. Antonius bediente ſich keines andern als eines goldenen Nachtgeſchirrs. Sein Sohn belohnte einmal einen witzigen Einfall mit allem Silberzeuge, das gerade auf der Tafel ſtund. Selbſt der mäßige Cicero bezahlte einen ſchön gearbeiteten Tiſch mit fünf hundert Reichsthalern. Die Fußböden von moſaiſcher Arbeit, und die prächtigen Fußtapeten, die Cäſar ſelbſt im Felde in ſeinem Zelte ausbreiten ließ, würden jetzt Königen eine Verſchwendung ſcheinen. In den Kunſtſammlungen der Vornehmen ſteckten Kapitale von vielen Millionen. Cäſar bezahlte einmal für ein ſchönes Gemählde hundert tauſend Reichsthaler. Eine eherne Statue von einem berühmten griechiſchen Meiſter wurde ſo theuer als ein ganzes Landgut verſteigert.

Die meiſte Verſchwendung erlaubten ſich die römiſchen Großen bei ihren Landſitzen, die nicht ſo ſehr, als die Häuſer in der Stadt, den neidiſchen Blicken ihrer Mitbürger ausgeſetzt waren. Dieſe Landſitze, welche die Größe beträchtlicher Städte hatten, ſchloſſen alles das in ſich, worauf ſonſt reiche Könige, als auf Denkmähler öffentlicher Pracht, ſtolz waren. Den Marmor zur Bekleidung der Wände ließ man aus allen Theilen der Erde kommen, und unterſchied ihn nach allerlei eingebildeten Vorzügen. Die Künſtler wurden königlich bezahlt, um die koſtbaren Materialien auf das geſchmackvollſte zu verarbeiten. Es war eine Liebhaberey jener Zeit, koſtbare Seefiſche in großen Teichen zu ernähren, die durch

Schleußen

Schleußen und Kanäle mit dem Meere verbunden ſeyn mußten, und ein Landhaus mit ſolchen Teichen ward einmal für mehr als eine Million Thaler verkauft. Kein vornehmer Römer übertraf damals in dieſer Verſchwendung den Eroberer von Pontus, den Lucullus, der bei Neapel und Bajae ganze Berge abwerfen, tiefe Seen ausgraben, und ungeheure Dämme und Schleußen in das ſtürmiſche Meer hineinbauen ließ, um die Seefiſche, die er unterhielt, ſtets mit friſchem Waſſer verſehen zu können. Sein Beiſpiel war ſo verführeriſch, daß die vornehmen Römer in der Anlegung und Unterhaltung koſtbarer Fiſchteiche bis zur Raſerey verſchwendeten. Einem gewiſſen Hierrius koſtete die Unterhaltung und Wartung ſeiner Fiſche und Teiche jährlich dreihundert und fünf und ſiebenzig tauſend Reichsthaler.

Nichts aber übertraf die Verſchwendung in Anſehung der Schauſpiele und anderer Luſtbarkeiten, durch welche ehrgeizige Männer ſich um die Gunſt des Pöbels bewarben. Sylla bewirthete das ganze römiſche Volk, mehrere Tage hinter einander, mit den älteſten und theuerſten Weinen, mit den köſtlichſten und leckerhafteſten Gerichten, die in einem ſolchen Ueberfluſſe aufgetragen wurden, daß man am Ende eines jeden Tages einen großen Vorrath von Speiſen, den niemand genießen konnte, in die Tiber warf. Craſſus ſpeiste das Volk an zehentauſend Tiſchen, und die armen Einwohner Roms, deren einige hunderttauſend waren, erhielten ſo viel Getreide, daß ſie drei Monate davon leben konnten. Sylla's S[illegible] gerſohn, Scaurus, erbaute für die Sch[illegible] die nur während eines einzigen Monats g[illegible] den ſollten, ein Theater, das für die [illegible] gründet ſchien, und doch nachher a[illegible] geriſſen wurde. Die Sitze für [illegible]

ſchauer ruhten auf dreihundert und ſechzig marmornen Säulen, und der eigentliche Schauplatz war mit drei tauſend griechiſchen Statuen und den koſtbarſten Gemählden ausgeſchmückt. Man überzog ſowohl die Schaubühne als die Sitze der Zuſchauer mit Decken von Purpur oder andern koſtbaren Zeugen, um die Römer vor allen Unbequemlichkeiten zu ſichern.

Mit der Pracht in Gebäuden und in der Verzierung derſelben ſtand die aſiatiſche Weichlichkeit in der Lebensart, die Ueppigkeit in der Kleidung, und in dem Putze beider Geſchlechter, und die wetteifernde Schwelgerey bei Gaſtmählern, in der engſten Verbindung. Die größten Männer ſcheuten ſich nicht, mit den Damen in der Sorgfalt des Putzes zu wetteifern. Der große Cäſar ſaß im Jünglingsalter ſtundenlang unter den Händen des Sklaven, der ihm das Haar ringelte und ſalbte. Mancher trug Ringe an den Fingern, von denen ein einziger wegen der koſtbaren Gemme Hunderttauſende werth war. Die Frauen beſonders hatten Ohren, Hals und Arme von koſtbaren Steinen und Perlen voll. Um die Freuden der Gaſtmähler zu verfeinern und zu vervielfältigen, erfand man täglich neue Gerichte. Ein Fiſch oder Braten mußte jedesmal anders zubereitet auf den Tiſch des Leckers kommen, und ſo, daß man nicht erkennen konnte, was es war. Wenn man ſatt war, gieng man hinaus, entledigte ſich durch ein Brechmittel, und legte ſich dann wieder zu Tiſche, um die leckerhafte Mahlzeit fortſetzen zu können. Cicero und Pompejus bäten ſich einmal bei Lucullus zu Gaſte, und damit er keine Umſtände machen ſollte, ſagten ſie es ihm erſt am Morgen deſſelben Tages. Dennoch fanden ſie aus ſeinen koſtbaren Fiſchteichen und Vögelbehältern ein Abendeſſen zubereitet, das ſie auf zehentauſend Reichsthaler ſchätzten.

Dieſe üppige Lebensweiſe der Großen war anſteckend für die niedern Stände, und die grenzenloſe Sittenverderbniß verbreitete ſich unter ihnen um ſo unaufhaltſamer, jemehr die damaligen Bürger Roms aus dem Auswurfe von ganz Italien beſtunden. Jeder, den Ausſchweifungen, Schulden oder Verbrechen aus ſeinem Vaterland verbannt hatten; jeder, der geſchwind ein glänzendes Glück zu machen wünſchte, oder bei der verderblichen Verſchwendung des Staats im Müſſiggange angenehm zu leben hofte — alles eilte nach Rom. Hier, in dieſem ungeheuren Zufluchtsorte der Bosheit und des Müſſiggangs, lebten nun dieſe Abentheurer von nichts, als von der Freigebigkeit des öffentlichen Schatzes, von den Beſtechungen der Magiſtratsperſonen, oder von den Gaben der Großen, denen ſie ihre Dienſte gewidmet hatten. Daher verkauften ſie ſich an die Meiſtbiethenden; daher wünſchten ſie öfters Staatszerrüttungen, weil ſie ihre Beutel füllten.

So war der Zuſtand Roms ſiebenhundert Jahre nach ſeiner Gründung, als Catilina ſeine berüchtigte Rolle daſelbſt ſpielte, um auf den Trümmern des Vaterlandes ſich eine unumſchränkte Macht zu gründen.

2.

Catilina's Charakter. Seine Schandthaten und ſeine Plane zum Umſturze des Staats.

Lucius Sergius Catilina ſtammte aus einem der angeſehenſten Geſchlechter des alten römiſchen Adels ab, welches, von den erſten Zeiten der Republik an, derſelben Konſuln und Kriegstribunen

gegeben hatte. Er war ohngefehr im Jahr Roms ſechs hundert und ſechs und vierzig gebohren. Natur und Kunſt hatten ihm alles gegeben, was der Anführer einer verzweifelnden Verſchwörung bedarf: eine edle Abkunft, zerrüttete Vermögensumſtände, ein böſes Herz, unerſchrocknen Muth, nicht zu ermüdende Thätigkeit; Fähigkeiten, den gefährlichſten Unternehmungen gewachſen, einen Mund, der vorzutragen, einen Arm, der auszuführen vermochte. Sein Körper ertrug Hunger, Wachen, Froſt, über allen Glauben. Er war kühn, heimtückiſch, wandelbar, geſchickt zu jeder Art von Verſtellung und Heucheley, lechzend nach fremdem, verſchwenderiſch mit eigenem Gute, und voll glühender Begier. Sein ungeheurer Geiſt ſtrebte beſtändig nach unmäßigen, unglaublichen, überhohen Dingen, und in ſeinem Charakter ſchienen ſich die widerſprechendſten Eigenſchaften in ihren äußerſten Enden zu begegnen. Er war eben ſo geſchmeidig als kühn, eben ſo hinterliſtig als trotzig, verſchwenderiſch und habſüchtig, übermüthig und niederträchtig zugleich, mit der ſchaamloſeſten Stirn allen Laſtern ergeben und wieder zur Verſtellung geneigt, unmäßig in allem, was er unternahm, unbefriedigt in allem, was er erhielt; immer raſtlos, umhergeworfen zwiſchen widerwärtigen und abentheuerlichen Begierden, von den Stürmen eines unbändigen Ehrgeitzes gefoltert. Ihm war ein bewundernswürdiges Talent eigen, Männer zu ſeinen Freunden zu machen, und ſie durch Gefälligkeit zu verpflichten; ihnen mit Geld, durch ſeinen Einfluß, durch eigene Aufopferung, ja durch die kühnſten Verbrechen zu dienen; ſeine Natur zu ſeinen Abſichten zu zwingen, und ſie ganz nach ſeinem Willen zu regieren. Mit den Mürriſchen lebte er ernſthaft, mit den Heitern fröhlich, mit den Alten

ehrbar, mit den Jungen luſtig, mit dem Unternehmenden wagte er, mit dem Laſterhaften ſchwelgte er.

Ein ſolcher Charakter war unſtreitig vor andern fähig, die Ruhe ſeiner Zeitgenoſſen zu ſtöhren, und den mächtigſten Staat einer Gefahr auszuſetzen, wovon ihn nur die vereinigte Hülfe der angeſehenſten Männer zu retten vermochten.

Die Jugendjahre des Catilina ſind ein eckelhaftes Gemählde der ſchändlichſten Ausſchweifungen. Krieg, Mord, Raub und Bürgerzwieſpalt waren ſeine Luſt und die Uebung ſeines jugendlichen Alters. Die Feldzüge des Marius, und hauptſächlich des Sylla, welche den gröſten Theil ſeiner Jugend einnahmen, waren eben nicht fähig, ſeinen wilden Hang zu Ausſchweifungen durch eine ſtrenge Mannszucht zu unterdrücken. Er bekleidete nachher eine Prätur in der Stadt, und bekam bald darauf eine der erſten Befehlshaberſtellen. Nicht lange vorher hatte er ſeinen eigenen Bruder, der ſein väterliches Erbtheil im Schooße der Ruhe verzehrte, mit eigener Hand ermordet, um den Beſitz dieſes anſehnlichen Erbguts zu erſchleichen. Sylla's Freundſchaft entzog ihn bei dieſen und andern Greuelthaten der Ahndung der Geſetze; ja dieſer blutige Tyrann verſchafte ihm ſogar die Statthalterſchaft von Afrika. Seine Haabſucht, ſeine Grauſamkeit, ſein unbeſchränkter Ehrgeiz riſſen ihn auch hier zu ſo vielen Erpreſſungen, ungerechten Hinrichtungen und Diebſtählen bei Privatperſonen und bei der Staatskaſſe hin, daß die gröſten Beſchwerden über ihn bei dem römiſchen Senate einliefen. Catilina hintertrieb dieſe Beſchwerden und behielt ſeine Würde eines afrikaniſchen Statthalters ſo lange, bis er ſeinen Platz zur gewöhnlichen Zeit ſeinem Nachfolger einräumen mußte.

Unter

Unter ſeine größten Zügelloſigkeiten gehörten ſeine Ausſchweiſungen in der Liebe. Von jeher hatte er für Buhlerinnen und fremde Weiber eine unbändige Leidenſchaft, welche weder Furcht vor Geſetzen, noch Gefahr von Nebenbuhlern, noch der heilige Zügel der Religion je in Schranken zu halten vermocht hatte. In ſeinen früheſten Jahren verführte er eine veſtaliſche Jungfrau, die aus einem vornehmen Hauſe war; auch beſchuldigte man ihn der Blutſchande mit ſeiner Schweſter. Nachdem er mit der Frau eines gewiſſen Aurelius Oreſtes lange einen ehebrecheriſchen Umgang unterhalten, und mit ihr eine Tochter, Namens Oreſtilla, erzeugt hatte, heurathete er eben dieſe Oreſtilla, deren Vater er war; und da dieſes Mädchen Unluſt bezeugte, dem Catilina ihre Hand zu geben, weil er aus ſeiner erſten Ehe ſchon einen erwachſenen Sohn hatte, ſo tödtete er dieſen Sohn, um ſeine abſcheuliche Heurath zu beſchleunigen. Dieſe Vermählung ſcheint die Reiſe ſeines Charakters vollendet, und die Ausführung ſeiner Entwürfe beſchleunigt zu haben. Seine geheimeren Ausſchweifungen und Unruhen zeigten ſich bald in ſprechenden Zügen in der Leichenfarbe ſeines Geſichts, in ſeinen triefenden Augen, in ſeinem bald langſamen bald geſchwinden Gange, in mannigfaltigen Spuren einer gewiſſen Seelenloſigkeit, die aus ſeinen Mienen unverkennbar hervorſchien.

Zweimal hatte ſich Catilina, nach ſeiner Rückkehr aus Afrika, um die höchſte Würde im Staat, das Konſulat, beworben, aber jedesmal wurde er abgewieſen. Dieß empörte ſein ränkevolles Gemüth um ſo mehr, je verzweifelter die Lage war, in die er ſich durch Verſchwendung und Ausſchweifungen geſetzt hatte. Er gerieth daher auf den raſenden Entſchluß, mit Gewalt zu erzwingen, was er durch Liſt nicht erlangen konnte. Es ward bei ihm die verruchte

ruchte Entſchließung feſtgeſezt, in einer Nacht die Konſuln und die reichſten Senatoren zu ermorden, die Stadt an allen Orten in Brand zu ſtecken, und eine Schreckensregierung einzuführen, die ganz von ſeiner Willkühr abhienge.

Catilina's Plan gründete ſich allerdings auf Wahrſcheinlichkeit, und er hatte Gründe, die gegenwärtige Zeit für die beſte zur Ausführung zu halten. Die allgemeine Ruhe, die ſeit Erlöſchung des Fechterkriegs in Italien herrſchte, ſchläferte die Staatshäupter bis zur Sorgloſigkeit ein. Das einzige römiſche Kriegsheer von Bedeutung kämpfte fern in Aſien, unter Anführung des großen Pompejus. Seine größte Hofnung aber baute Catilina auf Sylla's ehemalige Krieger, unter denen er erzogen war. Hunderttauſend an Anzahl waren ſie in verſchiedenen Gegenden und Kolonien Italiens auf den Ländereyen angeſeſſen, die ihnen Sylla angewieſen hatte; und da nun die meiſten ihr Gut durch Verſchwendung geſchmälert hatten, ſo hoften ſie auf einen neuen bürgerlichen Krieg, um ſich wieder zu bereichern. Catilina ſchickte nach allen Gegenden Agenten zu ihnen, die ſie zu ſeinem Dienſte beſtechen mußten. Manlius, ein tapferer Mann und Catilina's Mitverſchworner, warb von dieſen Unglücklichen zwölf tauſend Mann, und verbarg ſie ſchlau in den apenniniſchen Gebirgsklüften. Mit ihnen wollte er in der beſtimmten Nacht Rom überfallen, während die Verſchwornen in der Stadt ſelbſt durch Feuer und Mord ihnen die Arbeit vorbereiten und erleichtern ſollten.

In einem ſo zerrütteten, in Schwelgerey dahin gegebenen Staate, als Rom damals war, konnte es einem unternehmenden, kühnen Manne, nie an Anhang fehlen. Eine allgemeine Unzufriedenheit war unter allen Ständen verbreitet, beſonders aber unter

der

der niedern Volksklaſſe, die wegen ihrer ſchlechten Umſtände und Schulden eine Veränderung der Regierung wünſchte. Catilina konnte alſo mit Recht vermuthen, es würde ſich alles für ihn erklären, wenn er nur einige Vortheile gewänne. Und ſeinem kühnen Geiſte war es nicht ſchwer geworden, aus dem ungeheuren römiſchen Staatskörper ein Gefolge von Anhängern zuſammen zu ſuchen, die für ſeine Abſichten paßten. Denn jeder Wüſtling, der durch Schwelgereyen, durch Ausſchweifungen der Unzucht und andere ſchändliche Handlungen ſeine väterlichen Güter verpraßt; jeder Böſewicht, der große Summen aufgeborgt hatte, um die Strafe oder Schande ſeines Verbrechens von ſich zu wälzen; jeder Meuchelmörder, Heiligthumſchänder, und wer die Hand der Gerechtigkeit ſchon empfunden oder noch zu fürchten hatte; wer kein Mittel zu ſeiner Nahrung wußte, als ſeine Zunge mit Meineiden und ſeine Hände mit Bürgerblut zu beflecken — alle dieſe Menſchen befanden ſich ziemlich auf Einer Stufe der moraliſchen Verderbtheit mit Catilina; und wehe dem Unglücklichen, der mit einem unverdorbenen Herzen in den giftigen Dunſtkreis ſeines Umgangs gerieth; kaum ein paar Wochen vergiengen, und er wurde ein Mitgenoſſe des Laſters. Catilina verſtand ſich auf die Wahl ſeiner Genoſſen. Er wandte ſich vorzüglich an junge Leute, deren weiche Seelen ihm die Schwierigkeit der Verführung erleichterten. Mit einer ſteten Rückſicht auf die Lieblingsneigungen eines jeden und auf die Verhältniſſe des Alters, wußte er dieſen durch unzüchtige Dirnen, jenen durch Geſchenke von ſchönen Pferden und Hunden an ſich zu locken; er ſchonte weder Koſten noch die Pflichten des Wohlſtandes, um ſich ihrer Ergebenheit zu verſichern. Solche Leute ließen ſich zu allem gebrauchen. Er richtete ſie zu

falſchen

falſchen Münzern oder Zeugen, und zu ähnlichen Bubenſtücken ab. Wenn er ihren guten Namen mit dem Gefühl der Schaam in ihrem Buſen zerſtöhrt hatte, ſo war es ihm leicht, auf eine noch größere Abhängigkeit Anſpruch zu machen. An Beſchäftigung wenigſtens ließ er's dieſen unruhigen Zöglingen niemals fehlen.

Aber nicht bloß unbeſonnene Jünglinge waren es, die ſich mit Catilina zu einer Verſchwörung gegen den Staat vereinigten. Viele angeſehene Männer aus dem Stande der Senatoren und Rittern nahmen einen nähern oder entferntern Antheil an dem Komplott. Die meiſten Römer, welche Vermögen genug hatten, bei einer ſchwelgeriſchen Muße in Pracht oder Weichlichkeit zu leben, fühlten einen ſeltenen Drang, das Ungewiſſe ſtatt des Gewiſſen, den Krieg ſtatt des Friedens zu ſuchen.

3.

Catilina verſammelt die Verſchwornen und feſſelt ſie durch eine feurige Rede.

Als Catilina ſeinen Anhang ſtark genug ſah, veranſtaltete er, um der Ausführung ſeines Plans näher zu kommen, eine große Zuſammenkunft unter den Genoſſen ſeiner Parthey. Er hatte ſie vorher einzeln zu ſich geladen und auf ſein Unternehmen vorbereitet. Ermahnungen, Prüfungen, Vorſtellungen über die Sorgloſigkeit eines unvorbereiteten Staats, oder Vorſpiegelungen von den großen Vortheilen der Verſchwörung, waren hier nach den Erforderniſſen der Zeit und Perſonen zur Einleitung gebraucht, um dieſe Menſchen

ſchen zu feſſeln. Da nun Catilina glaubte, in dieſen einzelnen Unterhandlungen alles gehörig vorbereitet zu haben, ſo berief er die Verſchwornen zu einer allgemeinen feierlichen Verſammlung zu ſich.

Catilina vernachläßigte keines der äußerlichen Mittel, die auf ſinnliche Menſchen am meiſten wirken. Um der Zuſammenkunft den nöthigen Anſtrich von Wichtigkeit zu geben, führte er die Verbündeten in einen verborgenen Theil ſeines Hauſes, und kam allmählig ſeinem Zwecke von ferne her näher. Zuerſt machte er ihnen die größten Lobſprüche über ihre Treue und Freundſchaft, zeigte ihnen die ſchönen Ausſichten, die ihn jetzt an der Seite des Muths und der Tapferkeit zu einer ſchönen That — zu dem kühnen Wageſtück, die verlorne Freiheit wieder zu erobern, auffoderten; und bot zuletzt alle Kräfte ſeiner Beredtſamkeit auf, um ihre Herzen durch eine bittere Parallele, die er zwiſchen ihnen und ihren Gegnern zog, noch mehr zu erbittern. Er wußte die letztern als herrſchſüchtige Ariſtokraten zu ſchildern, welche Anſehen, Macht, Reichthum und Ehrenſtellen feil hätten, um ihnen höchſtens — Gefahren, fehlgeſchlagene Unternehmungen, Strafen und Armuth zu laſſen. „Und ſolltet ihr das wohl noch länger dulden wollen, tapfere Männer? rief der begeiſterte Redner. Iſt muthig ſterben nicht beſſer, als ein elendes, unrühmliches Leben, wobei ihr fremdem Uebermuthe zum Spotte ſeyd, mit Schande verlieren? Aber, bei allen Göttern und Menſchen, der Sieg iſt in unſrer Hand! Auf unſrer Seite blühendes Alter, rüſtiger Muth; bei ihnen hingegen durch Jahre und Reichthum alles entnervt! Nur begonnen! das übrige giebt ſich. Denn welcher Sterbliche, der männlichen Sinn hat, kann es ertragen, daß jene Reichthum im Ueberfluß haben, den ſie vergeu-

vergeuden, um Meere anzulegen, Berge zu ebnen, indeß uns ſogar das Nothdürftige fehlt? daß jene zwei und mehrere Häuſer neben einander bauen; wir nirgends einen eigenen Heerd haben? Indem ſie Gemählde, Statuen, erhobenes Bildwerk kaufen, neue Gebäude einreiſſen, andere aufführen, kurz, auf alle Art das Geld verſchleudern, und ihm wehe thun, können ſie doch durch die größte Verſchwendung nicht ihres Reichthums Meiſter werden. Wir hingegen haben zu Hauſe Mangel, außer dem Hauſe Schulden; mißlich iſt unſre Lage, unſre Ausſicht noch trauriger. Was bleibt uns noch übrig, als das elende Leben? Erwacht ihr denn nicht? Seht da, jene ſo oft gewünſchte Freiheit, dabei Reichthum, Ehre, Ruhm vor euren Augen! Dieß alles ſetzt das Glück den Siegern zum Preiß. Lage, Zeit, Gefahren, Dürftigkeit, reiche Kriegsbeute mögen euch mehr ermuntern, als meine Rede. Braucht mich als Feldherr oder Krieger; weder mein Geiſt noch Körper ſoll euch jemals fehlen. Vielleicht daß ich eben das bald mit euch als Konſul verhandle, wenn anders mein Sinn mich nicht trügt, und ihr nicht lieber dienen als herrſchen wollt."

So geſchikt dieſe, im feurigſten Tone vorgetragenen, Ermahnungen waren, einen wilden Menſchenhaufen, der ſich von allem Vermögen und allen Hofnungen verlaſſen ſah, zu rühren, ſo waren ſie doch zu allgemein, um die Wirkung, welche Catilina bei dieſer Zuſammenkunft beabſichtet hatte, zu vollenden. Die meiſten foderten von den Bedingungen, unter welchen ſie den Krieg anfangen ſollten, von den Belohnungen ihrer Dienſte, von ihren Hülfsquellen und Hoffnungen beſtimmtere Nachrichten, und Catilina trug kein Bedenken, ihnen mit der Tilgung ihrer Schulden, mit obrigkeitlichen Aemtern, Prie-

ſterwürden

ſterwürden und allen Vortheilen des Siegers zu ſchmeicheln. Mit Selbſtgefälligkeit zergliederte er ihnen die mannigfaltigen Unterſtützungen, die er von ſeinen mächtigen Freunden in den Provinzen zu erwarten hätte, und beſchloß dieſe Vorſtellung mit Verunglimpfungen aller edlen Bürger und mit einem lebhaften Gemählde ihrer eigenen Gefahren, ihrer Armuth und Schande.

Nach dieſer Rede ſuchte er ſeine Genoſſen durch einen feierlichen Eid zur Theilnahme zu verpflichten, und ließ während dieſer Unterhandlung eine Schaale voll Wein, mit Menſchenblut gemiſcht, herumgeben, woraus ſie nach der gewöhnlichen Sitte bei feierlichen Opfern trinken mußten, um unter ihren Herzen das Band einer deſto innigern Gemeinſchaft zu knüpfen. Man wollte ſogar behaupten, Catilina habe zu jenem Behuf einen Knaben abſchlachten laſſen, über deſſen Eingeweiden man ſchwur und ſie gemeinſchaftlich verzehrte.

4.

Die Verſchwörung wird entdekt.

Zweimal ſchlug Catilina's Abſicht fehl, ſeinen Mordplan auszuführen. Indeſſen fehlte doch nur wenig, ſo hätte Rom in ſeinem Innern den ſchröcklichſten Stoß empfangen, der ihm ſeit ſeiner Erbauung verſetzt ward. Aber glücklicherweiſe übereilte ſich Catilina; er gab das Zeichen zu der Metzelung früher, als die Verſchwornen alle ſich auf ihren Poſten befanden, und ſo erhielt man Zeit, ſich gegen die Mörder in Sicherheit zu ſetzen, und die Häupter der Republik wurden gerettet. Allein Catilina und ſeine Anhänger wurden dadurch ſo wenig muthlos, daß

ſie ihre Verſchwörungsentwürfe immer weiter entwickelten. Magiſtratsperſonen vom erſten Range, Konſularen, Prätoren und Volkstribunen nahmen an dem verruchten Komplote Theil, und die Gefahr für den Staat war immer drohender. An der Spitze ihrer Sklaven, Söldner, oder Klienten konnten dieſe Männer leicht des Kapitols, der Kurie, einiger feſten Oerter um und in Rom ſich bemächtigen. Der überraſchte, geſchrekte und geſchwächte Senat würde dann vielleicht zum mindeſten auf einen Zwiſchenraum dem kühnen Angreifer ſich unterworfen, der leichtſinnige Pöbel ihm zugeſtrömt — kurz Catilina ſo lange, bis einer ſeiner Genoſſen ihn wieder geſtürzt hätte, ſeinen Plan durchgeführt haben. Und wahrſcheinlich würde Rom das Schröcklichſte erlebt haben, hätte nicht damals einer der wachſamſten und nüchternſten Konſuln die Staatsverwaltung geführt, der berühmte Redner Cicero. Vor dieſem fürchtete ſich auch Catilina am meiſten, denn der andere Konſul, Antonius, war insgeheim von der Verſchwörung unterrichtet, und glich an Liederlichkeit und Frechheit den Uebrigen, nur durfte er ſich jetzt davon nichts merken laſſen.

Schon im Entſtehen hatte Cicero die Plane der Meuterey gemuthmaßt, und kein Hülfsmittel, das Klugheit, Menſchenkenntniß, ja ſelbſt ein wenig Hinterliſt darbieten, verſchmäht, um das Vaterland zu ſichern.

Unter dem Anhange des Catilina befand ſich ein vornehmer Römer, den die Cenſoren einſt wegen ſeiner ſchlechten Sitten aus dem Orden der Senatoren entfernt hatten. Er hieß Quintus Curius, ein Mann, der eben ſo leichtſinnig als kühn, eben ſo unfähig war, fremde Geheimniſſe zu verſchweigen, als ſeine eigenen Bosheiten zu verbergen. Schon

längſt hatte er mit der Fulvia, einer vornehmen Dame in Rom, unzüchtigen Umgang getrieben. Aber ſeine zunehmende Armuth, die ihn nöthigte, ſeine vorige Freigebigkeit einzuſchränken, ſchien ihn der Geliebten allmählig weniger willkommen zu machen. Jetzt brach ſein Stolz, durch die Entwürfe des Catilina gehoben, von neuem hervor. Die unendlich großen Verſprechungen, womit er ſeiner Fulvia ſchmeichelte, die ſchröcklichen Drohungen, die er zuweilen anwandte, um ſie ſeinen Begierden willfährig zu machen, der ungewönliche Uebermuth, der ſein ganzes Betragen beſeelte, machten ſie aufmerkſam, nach den Urſachen dieſes veränderten Betragens zu forſchen. Sie erfuhr von dem ungeſtümmen Liebhaber, was ſie wünſchte, und voll Entſetzen über die neue Gefahr, welche dem Staate drohte, konnte ſie ſich nicht entſchließen, dieſe Entdeckung verborgen zu halten. Sie eröfnete dem Konſul Cicero das ſchwarze Komplot, und durch dieſen Kanal erfuhr er hinfort alles, was die Verſchwornen unternahmen.

Catilina ahndete bald, daß er es mit ſchon wachen Feinden zu thun habe. Dunkle Gerüchte, abſichtlich durch Cicero's Freunde verbreitet, warnten das Volk; Ankläger drohten aufzutreten; der Senat kam in Beſtürzung, und in eine gewiſſe halbwache Thätigkeit; ſogar das furchtbare Dekret, der gewönliche Vorläufer der ernſtlichen Hülfsmittel: Die Konſuln ſollten des Staates Schaden verhüten! ward ausgefertiget.

Catilina knirſchte heimlich vor Wuth. In das Dunkel ſeiner Anſchläge drang bereits ein nur zu lichter Tag. Schon konnte er nicht zweifeln, daß unter den Seinigen wenigſtens Ein Verräther ſey; doch war ihm unbekannt: welcher? — Das ſtete Mißlingen ſeiner Plane brachte ihn auf den Gedanken, das

Aeußerſte

Aeußerſte — einen öffentlichen Krieg zu verſuchen. Er ſandte ſeine Agenten in verſchiedene Gegenden aus, um Truppen zu werben. Er ſelbſt machte Rom zum Mittelpunkt ſeiner Unternehmungen, und ſuchte durch mehrere Anlagen zu Feuersbrünſten und durch die Bewafneten, womit er viele Plätze beſetzte, ſeinen entfernten Genoſſen in die Hände zu arbeiten. Nie gieng er ohne tödliche Waffen. Durch ernſtliche Ermahnungen und Warnungen wußte er die Seelen ſeiner Genoſſen in unaufhörlicher Thätigkeit zu erhalten; kein Mangel, keine ſchlafloſen Nächte, keine noch ſo mühſeligen Beſchwerden des Lebens konnten das Feuer ſeiner Geſchäftigkeit dämpfen, und ſein ausdaurender Muth gab keinen Entwurf verloren, der ihn nichts mehr als Arbeit koſtete.

Da die Gefahr immer drohender wurde, ſo redete Cicero den Catilina in vollem Senate an, und befahl ihm, ſich von den Verbrechen zu reinigen, die man ihm zur Laſt lege. Der verwegene Verſchwörer aber verlor ſeine Faſſung nicht. „Worinn, ſagte er, hab' ich denn die Geſetze übertreten? Es giebt zwei Körper in der Republik; der eine iſt ſchwach und ſchwindſüchtig, hat aber einen Kopf; der andere iſt ſtark, aber ohne Kopf. Der letzte hat ſich zu ſehr um mich verdient gemacht, als daß ich ihm nicht den Kopf geben ſollte, der ihm mangelt." Sonderbar iſt, daß Catilina, nachdem er ſolchergeſtalt dem Senat und dem Konſul, dem Oberhaupt des Staats, ins Geſicht Hohn geſprochen hatte, nicht gleich in dem Tempel der Gerechtigkeit ſelbſt, welchen er durch ſeine Gegenwart befleckte, in Verhaft genommen wurde: aber Cicero wollte nicht gern durch Verletzung der Formen, denen, die ihm dereinſt aus ſeiner Tugend ein Verbrechen machen würden, Waffen in die Hände geben.

Die Gährung der Gemüther wurde inzwiſchen in Rom immer allgemeiner. Die langgewohnte Ruhe hatte ſeit langer Zeit Muthwillen und eine herrſchende Neigung zum Frohſinn erzeugt. Jetzt verſank alles in Trauer. Voll banger Unruhe liefen die Menſchen umher, ohne einem Orte oder einem Menſchen zu trauen; man führte keinen Krieg und traf nirgends auf das Bild des Friedens. Jeder maß die Größe der Gefahr nach ſeiner Furcht. Vorzüglich gaben die Damen, die einen bürgerlichen Krieg für eins der fürchterlichſten Uebel anſahen, was den Staat bei ſeiner damaligen Größe beunruhigen konnte, durch ihre rührenden Zeichen von Angſt und Schüchternheit, durch ihr flehendes Händeringen, durch ihr zärtliches Mitleiden gegen ihre jungen Kinder, und ihre allgemeine Entfernung von Luſtbarkeiten ein Bild von Traurigkeit, das gegen den vorigen Leichtſinn des ſchönen Geſchlechts einen ſichtbaren Kontraſt machte.

Aber Catilina's raſtloſer Geiſt verfolgte mit der gewohnten Thätigkeit ſeine Plane. In einer geheimen Verſammlung machte er ſeinen Genoſſen bittere Vorwürfe über ihre Saumſeligkeit, und erweckte ſie zu neuer Anſtrengung. Es wurden blutige Rathſchläge in dieſer Verſammlung gefaßt. Die Anlagen zu einer allgemeinen Feuersbrunſt, zur Ermordung des ganzen Raths, zum Einbruche eines im Toskaniſchen aufgebrachten Kriegsheeres wurden hier zuerſt förmlich entworfen. Er beſchloß an der Spitze deſſelben den Anfang zu machen. Doch wünſchte er wenigſtens, bevor er Rom verlaſſe, den Konſul Cicero getödtet zu wiſſen, den furchtbarſten ſeiner Gegner, die Seele des Senats, die Klippe, an welcher jeder ſeiner Anſchläge ſtrande. Zwei der Kühnſten unter den Verſchwornen übernahmen es, den Konſul zu morden. In ſeinem eigenen Hauſe, unter dem Schein eines

ehren-

ehrerbietigen Beſuchs ſollte Cicero von ihnen überfallen und umgebracht werden. Schon der nächſte frühe Morgen ward dazu anberaumt. Aber bei dieſer Berathſchlagung war auch Curius zugegen. Von ihm gewarnt ließ der Konſul die Meuchelmörder an der Hausthüre abweiſen. Auch glaubte er nicht länger das Heil des Staats und ſein eigenes Leben auf ein gefährliches Spiel ſetzen zu dürfen. Er berief den Senat im Tempel des ſchützenden Jupiters. Schon der bloße Ort deutete ſprechend genug auf Bedrängniß des Vaterlandes.

Noch hatte Catilina Muth, oder vielmehr Trotz genug, auch hier zu erſcheinen. Doch ſchon empfieng ihn ein unverkennbarer Unwille der ganzen Verſammlung. Keiner ſeiner Bekannten wagte es, ihn zu grüßen, oder ſeinen Gruß zu erwiedern. Von der Bank, wo er ſich niederließ, wichen alle Uebrigen. Cicero ſelbſt verbannte nun auch den letzten, kleinſten Ueberreſt von Zwang oder Schonung. So hatte ſich noch nie der Flammenſtrohm ſeiner Beredſamkeit ergoſſen. Als einen Meuter, Empörer und Mörder zugleich klagte er ihn an. „Wie lange," rief er ihm zu, wie lange, Catilina, gedenkſt du denn unſre Gedult zu mißbrauchen? Wie lange wird deine Wuth unſerer Wachſamkeit ſpotten? Nichts vermag alſo, deine freche Verwegenheit im Zaum zu halten? nichts iſt im Stande, den geringſten Eindruck auf dich zu machen? weder das Korps Truppen, welches bei Nacht auf dem palatiniſchen Berge ſteht, noch die Schildwachen, welche an den unbedecktendſten Orten der Stadt ausgeſtellt ſind? Nichts bewegt dein Herz, weder das Schaudern aller Rechtſchaffenen bei deiner Annäherung, noch die Vorſicht, den Senat in einem befeſtigten Tempel zu verſammeln, noch dieſe zürnenden Stirnen, dieſe auf dich geworfenen ſchreck-

lichen

lichen Blicke? Gleichwohl kann dir's nicht unbewußt ſeyn, daß dein Anſchlag entdeckt, daß das ganze Geheimniß deiner Verſchwörung gegen das Vaterland kund geworden iſt. Deine heimlichen Machinationen in der verwichenen Nacht, die ſtrafbare Verſammlung, welche du in der vorhergehenden mit deinen Genoſſen gehalten haſt, alles iſt uns bekannt. — O Zeiten, o Sitten! Der Senat iſt von dieſen Frevelthaten unterrichtet; der Konſul ſieht ſie; und der Staatsverbrecher lebt noch! Was ſag' ich, er lebt? er ſetzt ſich in das höchſte Staatskollegium der Nation; er durchläuft mit ſeinen wilden Augen die Verſammlung ſeiner Richter; er zeichnet ſich die Opfer aus, die er erwürgen ſoll! — Du lachſt ohne Zweifel innerlich, Catilina, über meine Schwachheit; du verachteſt den Konſul, der noch nicht das Herz gehabt hat, dich auf den Richtplatz ſchleppen zu laſſen: aber verdank' es blos meiner Klugheit, wenn ich deinen Tod verſchiebe. Ja, du ſollſt leben, bis ich keinen Menſchen mehr hier ſehe, der Böſewicht genug, der deines Gleichen genug iſt, dieſe Proſkription ungerecht zu finden: du ſollſt leben, ſo lange dir noch ein Mitſchuldiger übrig ſeyn wird; aber umringt von unſichtbaren Kundſchaftern, die mich von allen deinen Bewegungen unterrichten und das Innerſte deiner Gedanken beleuchten werden."

Catilina, betroffen von dem Donner dieſer Rede, konnte wenig für ſich hervorbringen; mit niedergeſenktem Blicke und demüthiger Stimme bat er die Väter, daß ſie nicht ſo voreilig glauben möchten, was ſein Feind gegen ihn anbringe; ſeine Geburt und ſein vorher geführter Wandel böte ihm alles dar, was ſich hoffen ließe; wie unwahrſcheinlich ſey es, daß ein Mann aus einer patriciſchen Familie, deſſen Vorfahren, ſo wie er ſelbſt, ſo viele Beweiſe von

ihrer Liebe gegen das römiſche Volk gegeben hätten, es nöthig finde, die Regierung umzuſtürzen; da Cicero, ein Neuling, der erſt ſeit Kurzem Rom bewohnte, ſo eifrig ſuche, ſie aufrecht zu erhalten.

Als er ſeine Verſtellung noch weiter treiben wollte, unterbrach ihn der Senat, und nannte ihn einſtimmig Verräther, Mörder. Catilina wurde hierdurch zur Wuth gebracht, und rief endlich mit grimmigen Gebehrden: „Da meine Feinde mich überall umringen, und mit Gewalt treiben, ſo will ich die Flamme, die um mich auflodert, mit dem Einſturz des Staats dämpfen;" und ſo eilte er aus der Verſammlung.

Als er nach Hauſe kam und über das Vorgefallene nachdachte, fand er es vergebens, ſich länger zu verſtellen, und beſchloß zur Ausführung zu ſchreiten, ehe die Truppen der Republik vermehrt, und neue Werbungen gemacht würden. Er hielt mit den Häuptern der Verſchwornen eine kurze Unterredung über das, was in ihrer letzten Zuſammenkunft beſchloſſen war, gab neue Befehle, verſicherte ſie, daß er bald an der Spitze einer mächtigen Armee zurückkehren wolle, und verließ Rom noch in derſelben Nacht mit einem kleinen Gefolge, und nahm den kürzeſten Weg nach Etrurien.

5.

Vorfälle nach Catilina's Abgange von Rom. Cicero's Wachſamkeit vereitelt die Plane der Verſchwornen.

Kaum war Catilina verſchwunden, ſo machten ſeine Freunde bekannt, er habe ſich, um einer ungerechten

ten Verfolgung zu entgehen und keinen Bürgerkrieg anzufangen, ruhig nach Marſeille begeben. Sie verbreiteten dieſe Nachricht ſorgfältig in der ganzen Stadt, um den Cicero verhaßt zu machen, weil er einen unſchuldigen Mann ohne Proceß und Beweiſe ſeiner Strafbarkeit vertrieben habe. Aber Cicero war von Catilina's Unternehmen zu gut unterrichtet, als daß er hätte zweifeln können, er ſey nicht zu dem Rebellenheere gegangen, das ſein Genoſſe Manlius geſammelt hatte, um es gegen Rom anzuführen. Er wußte, daß Catilina bereits eine Menge Waffen, und alle Zeichen eines Heerführers, vorausgeſchickt hatte. Damit nun aber die ausgebreitete Nachricht keinen üblen Eindruck auf die Stadt machen möchte, berief er das Volk auf's Forum, um es von dem, was am vorigen Tage im Senat vorgefallen war, und von Catilina's Abreiſe zu unterrichten.

„Ja, meine Mitbürger, fieng er an, Catilina iſt fort; Rom hegt ihn nicht mehr in ſeinen Mauern, den Raſenden, der ſie umſtürzen wollte. Ruhig hinfüro auf dem Marsfelde, im Senat und im Innern unſrer Wohnungen, werden wir den Dolch, mit welchem man uns ſchändlich zu durchbohren drohte, nicht mehr vor unſern Augen blitzen ſehen. Wie groß war ſein Schmerz, Rom zu verlaſſen, ohne es in die Aſche gelegt zu haben; noch Bürger darinn zurückzulaſſen, die es in Frieden bewohnen; ſich gerade durch eben die verbannt zu ſehen, die er zu morden hoffte! Nichts bleibt ihm jetzt übrig, als Schaam und Verzweiflung; unaufhörlich wendet er ſeine trüben Blicke nach dem Raube hin, der ihm entgangen iſt, und vergebens geht ihm der Unglücksentwurf im Kopfe herum, uns für ſeine eigene Ohnmacht zu züchtigen. Man meint, ich habe den Catilina verbannt; als wäre ein Wort von mir hinreichend,

einen Bürger zu verbannen! als wäre dieſer tollkühne Aufrührer mit einem male der furchtſamſte und blödeſte Menſch geworden, und hätte nur das Wort Verbannung ausſprechen hören dürfen, um ſich ganz gelaſſen ſeinem Urtheile zu unterwerfen! Aber wartet nur noch drei Tage, und ihr werdet ihn wieder kommen ſehen, dieſen neuen Coriolan, mit Feuer und Schwerdt bewafnet; dann wird man ganz anders denken, und man wird mir vielmehr vorwerfen, daß ich ihn weggelaſſen, als daß ich ihn fortgejagt habe."

Catilina hatte ſich einige Tage unterwegs aufgehalten, um das Land, durch welches er reiſete, und das von ſeinen Agenten bereits für ihn gewonnen war, zu bewaffnen. Er gieng hierauf, mit allen Zeichen des militairiſchen Kommando, in das Lager des Manlius. Als die Nachricht hievon erſcholl, erklärte der Senat ihn und Manlius für Feinde des Staats, und verſprach allen ihren Anhängern Verzeihung, wenn ſie auf einen beſtimmten Tag zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten. Den Konſuln trug er auf, Werbungen anzuſtellen; Antonius ſollte dem Catilina mit einer Armee entgegen gehen, Cicero in Rom bleiben und die Stadt beſchützen.

Es kann befremdend ſcheinen, daß Cicero den Catilina nicht ſogleich in der Stadt ergriff, als er von der Verſchwörung gewiſſe Nachricht erhalten hatte, ſondern ihn nicht nur entkommen ließ, ja ſogar dazu auffoderte, und ihn zwang, den Krieg anzufangen. Er hatte aber Gründe, ſo zu handeln, die er oft in ſeinen Reden äußerte. Er hätte viele Feinde unter dem Adel, Catilina viele Freunde; er war von der ganzen Verſchwörung völlig unterrichtet; da aber die Beweiſe nicht ſtark genug waren, um ſie dem Publikum vorzulegen, ſo behielt Catilina's Verſtellung

die

die Oberhand, und überredete viele von ſeiner Unſchuld. Hätte ihn Cicero gefangen nehmen und beſtrafen laſſen, wie er verdiente, ſo würde die ganze Faction gegen ihn aufgetreten ſeyn; ſie würde ſeine Staatsverwaltung für Tyranney, die Verſchwörung für eine liſtige Erfindung, um ſie zu unterſtützen, erklärt haben. Wenn er alſo den Catilina zum Ausbruche der Rebellion trieb, ſo überzeugte er einen jeden von der Wirklichkeit der Gefahr. Auf der andern Seite hatte er von Catilina's Truppen genaue Nachricht; er wußte, daß ſie der Macht der Republick ſo wenig gewachſen waren, daß ſie ohne Zweifel geſchlagen werden könnten, wenn Catilina gezwungen würde, ſeine Abſicht zu erklären, ehe ſeine übrigen Plane reiften. Cicero wußte ferner, daß Catilina's Mitſchuldige ein Haufen unthätiger, trunkener und gedankenloſer Menſchen wäre, die, wenn er aus der Stadt getrieben und von ihnen getrennt worden, ſich durch eigene Uebereilung ins Verderben ſtürzen würden, und leicht in die Schlingen gelockt werden könnten, die er ihnen legte. Der Erfolg bewies, daß er wahr urtheilte, und mit der größten Klugheit für ſeine und des Staates Sicherheit handelte.

Die Verſchwornen waren indeſſen nicht müſſig, nach Catilina's Abreiſe das angefangene Werk fortzuſetzen. Unabläßig ſtrebten ſie die Zahl ihrer Mitgenoſſen zu mehren, und die innere Kraft ihres Bundes zu ſtärken. Auf einen zahlreichen Beitritt bisher noch zurückbleibender Misvergnügten rechneten ſie dann, wenn Catilina ſich mit ſeinem Heere der Stadt nähern würde. Ja, nicht zufrieden damit, Römer nur gegen Rom aufzuwiegeln, ſuchten ſie ſelbſt auswärtige Völker in ihren Bund zu ziehen.

Das

Das Volk der Allobroger gehörte zu den kriegeriſcheſten Nationen Galliens. Zwar war es eines der erſten geweſen, das jenſeits der Alpen Rom's Herrſchaft anerkennen mußte; doch oft genug hatte es drohend an ſeiner Kette geſchüttelt, hatte ſchon manchen Verſuch gemacht, ſie gänzlich wieder zu zerſprengen. Eben damals befand ſich eine Geſandtſchaft derſelben zu Rom; ihre Beſchwerde über die Härte, womit man ſie regiere, über die Zölle und Schulden, womit man ſie belaſte, war ungelindert vom Senat verworfen worden. Mismuthig bereiteten ſie ſich zur Rückreiſe; doch eben dieſen Mismuth hofte der Prätor Lentulus, nach Catilina's Abgange, der thätigſte unter den Verſchwornen, zu benutzen. Durch vertraute Perſonen ließ er ihnen, im Namen von mehrern mächtigen Staatshäuptern, Gewährung aller ihrer Forderungen antragen, wenn ſie dafür ſich anheiſchig machten, ihre Landsleute zu einem herzhaften Schritte zu beſtimmen. Freudig verſprachen die Geſandten alles zu thun, was Männern geziemt, ſobald es nur für ihr Vaterland wuchere. Die Verſchwörung ward ihnen nun kund gemacht, die Stärke derſelben noch vergrößert. Ein Trupp von Reutern (denn daran gebrach es vorzüglich in Catilina's Heer) war die Hauptfoderung an das Volk der Allobroger. Unſchätzbare Vortheile wurden ihm davor für die Zukunft verſprochen.

Unerwartet kam gewiß den Geſandten dieſe Wendung; aber ſchlau genug verbargen ſie ihr Erſtaunen, und lange waren ſie wirklich bei ſich ſelbſt uneinig, wozu ſie ſich entſchließen ſollten. Doch endlich ſiegte die Redlichkeit; ſie entdeckten den Vorſchlag ihrem Patron, einem gewiſſen Fabius Sanga, und dieſer führte ſie ſofort zum Cicero ſelbſt hin.

Wenige

Wenige Nachrichten konnten wohl dem Konſul gelegener kommen als die gegenwärtige. So unterrichtet er auch von allen Schritten der Verſchwornen war, ſo gebrach es ihm doch noch immer an geſetzlich-geltenden Beweiſen; jetzt hofte er die Frevler durch ſich ſelbſt zu überführen. Auf ſein Geheiß mußten die Allobroger fortfahren, die wärmſte Theilnahme für die ihnen angetragene Verbindung zu heucheln; mußten verſprechen, was man begehrte; mußten aber auch zur Beglaubigung für ihre Landsleute eigenhändige Briefe von den Häuptern der Verſchwörung fodern. Faſt ein wenig merklich war dieſe Falle; doch giengen mehrere der vornehmſten Genoſſen in dieſelbe. Unter ihren Siegeln gaben ſie den Geſandten, was dieſelben begehrt hatten, worauf dieſe ſich zur Abreiſe anſchickten. Der verſchworne Volturcius ſollte ſie zum Catilina begleiten, damit ſie auch ihm ihre Theilnahme zuſicherten, und die weitere Verhaltungsbefehle von ihm erhielten.

In der Nacht, die zur Abreiſe der Geſandten beſtimmt war, gab Cicero, der von allem unterrichtet war, den Befehl, die Prätoren ſollten auf der mulviſchen Brücke, eine Meile von Rom, die Begleitung der Allobroger, aus einem Hinterhalt anfallen. Alles wird mit der größten Vorſicht und Verſchwiegenheit eingeleitet; die Brücke wird insgeheim mit auserleſenen Kriegern beſetzt; man erhebt von beiden Seiten ein Geſchrei, als die Geſandten an dieſen Ort kommen. Die Gallier verſtehen dieſes Zeichen und ergeben ſich ſogleich an die Prätoren. Volturcius will zuerſt die Rolle eines muthigen Anführers ſpielen; er ermuntert ſeine Leute und vertheidigt ſich mit dem Schwerdt in der Fauſt; aber von den Geſandten verlaſſen, giebt er ſich endlich voll Furcht und Verzweiflung in die Hände der Prätoren. Die ganze

ganze Geſellſchaft wird gefangen in Cicero's Wohnung gebracht.

6.

Freude des Volks über die Entdeckung. Verhör der Verſchwornen.

Es war Zeit, daß Rom endlich ein Licht über dem Rande des Abgrundes ſah, denn alles nahte ſich mit ſtarken Schritten der Revolution. In der letzten Verſammlung der Verſchwornen hatte man den ſiebenzehenten December, an welchem die Saturnalien gefeiert wurden, zur Vollführung der Hauptſtreiche feſtgeſetzt. Unterdeß Catilina, an der Spitze einer Armee, auf die Stadt losmarſchirte, ſollte Beſtia, einer von den Tribunen des Volks, die Rednerbühne beſteigen, und das Volk gegen den Cicero aufhetzen. Dieß war das Zeichen zur Verſammlung der Verſchwornen, die ſich dann mit Einbruch der Nacht auf ihre Poſten verfügen ſollten. Zwei Häupter der Verſchwornen übernahmen es, die zwölf Hauptquartiere Roms in Brand zu ſtecken. Unter Begünſtigung des durch den Brand verurſachten Tumults wollte ein Dritter in das Haus des Cicero eindringen, und ihn darinn ermorden. Jeder Verſchworne hatte ſein eigenes Schlachtopfer: Jünglinge vom hohen Adel ſollten ihre Väter, und Weiber ihre Männer umbringen, denn auch viele Damen von Stande waren in die Verſchwörung verwickelt. Man wollte ſich auch der Söhne des Pompejus bemächtigen, nicht um ſie zu tödten, ſondern um ſie als Geißel zu gebrauchen, im Fall dieſer große Mann, deſſen

Rück-

Rückkehr man erwartete, etwa Miene machen ſollte, die Urheber der Revolution ſtrafen zu wollen. Während der Metzelung ſollte ein Theil der Verſchwornen die Thore von Rom dem Catilina öffnen, und der andere die Fahne der Empörung auf dem Kapitolium aufſtecken.

Indeß befand ſich Cicero, welcher die Beweiſe des ſchwärzeſten Komplots gegen das Vaterland in Händen hatte, in größter Verlegenheit, wie er Böſewichter, die mit den vornehmſten Häuſern Roms theils verwandt waren, theils ſonſt in genauer Verbindung ſtanden, behandeln ſollte. Er ſah, daß ihre Hinrichtung ihn verhaßt, und dadurch auf Lebenslang unglücklich machen, ihre Strafloſigkeit aber den Untergang der Republik nach ſich ziehen würde. Allein der Gedanke, daß er Vorſteher der Hauptſtadt der Welt ſey, hob ſeine Seele zu der Größe, die ſein Amt erfoderte, empor, und er opferte ſich ſelbſt dem Wohl ſeiner Mitbürger auf.

Sogleich nach der Feſthaltung der allobrogiſchen Geſandten verſammelten ſich um den Konſul ſeine beſten Freunde, um von den neuen Entdeckungen Kundſchaft einzuziehen. Sie riethen ihm, die Briefe der Verſchwornen, welche man bei den Allobrogern gefunden hatte, erſt zu eröfnen, ehe er ſie dem Senat vorlegte, damit man ihm nicht vorwerfen könnte, daß er aus Uebereilung und Unvorſichtigkeit ein unnöthiges Schrecken in der Stadt verbreitet habe, wenn ſie nichts wichtiges enthielten. Er war aber von dem Inhalte zu gut unterrichtet, als daß er einen ſolchen Tadel befürchtet hätte. Daher erklärte er, daß er es bei der Gefahr des Staats für ſeine Schuldigkeit halte, die Dokumente der öffentlichen Verſammlung uneröfnet vorzulegen. Er berief ſogleich den Senat zur Verſammlung, und ließ auch zu glei-

cher

cher Zeit die Häupter der Verſchwornen zu ſich rufen, Namens Lentulus, Gabinius, Statilino und Cethegus, angeſehene Staatsmänner von verdorbenen Sitten. Sie erſchienen ſogleich, da ſie von der Entdeckung nichts ahndeten. Und weil Cicero erfahren hatte, daß Cethegus eine Menge Waffen für die Verſchwornen bereit halte, ſo ließ er durch einen Prätor ſeine Wohnung durchſuchen. Dieſer fand dort Schwerter, Dolche und andere Waffen, alle neu geputzt, und zum Gebrauche bereitet.

Nach dieſen Zurüſtungen begab ſich Cicero nach dem Tempel der Eintracht, wo ihn der Senat erwartete. Eine zahlreiche Bürgerwache begleitete ihn, und führte ihm die Geſandten und Verſchwornen als Gefangene nach. Als er der Verſammlung den ganzen Vorfall vorgetragen hatte, ward Volturcius vorgefodert, um allein verhört zu werden. Er verſuchte anfangs auf die Fragen, die man ihm wegen ſeiner Reiſen und der Briefe vorlegte, verſchiedene Ausflüchte, und ſchien von der Verſchwörung nichts wiſſen zu wollen. Da man ihm aber von Seiten des Staats Sicherheit angelobte, ſo entdeckte er, daß er Briefe und Nachrichten vom Lentulus an Catilina habe, wodurch er aufgefodert würde, die Hülfe der Sklaven anzunehmen, und ſeine Armee eilends vor Rom zu führen, damit er, wenn die Stadt an verſchiedenen Enden angeſteckt würde, und das allgemeine Morden begönne, in der Nähe wäre, um die Entflohenen aufzufangen, und ſich dann mit ſeinen Freunden in der Stadt zu vereinigen.

Die Geſandten wurden hierauf abgehört; ſie erklärten, daß ſie von Lentulus, Cethegus und Statilius Briefe an ihre Nation empfangen hätten; daß dieſe drei und Lucius Caſſius ſie erſucht hätten, ein Korps Reuterey ſo bald als möglich nach Italien zu ſchicken;

ſchicken; Fußvölker bedürften ſie nicht; daß ſie Lentulus aus den heiligen ſibylliniſchen Büchern und den Ausſprüchen der Wahrſager verſichert habe, er ſey der dritte Cornelius, der zum Beherrſcher Roms beſtimmt wäre, wie Cinna und Sylla es vor ihm waren; dieſes Jahr ſey vom Schickſal zur Vernichtung der Stadt und des Reiches erleſen. Hierauf wurden die Briefe vorgelegt und eröffnet; zuerſt Cethegus Brief. Als man ihm das Siegel wies, geſtand er ein, es ſey das ſeinige. Der Brief war von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, und an den Senat und das Volk der Allobrogen gerichtet; es ſtand darinn, daß er das halten wolle, was er ihren Abgeſandten verſprochen habe, und er bitte, daß ſie das ausführen möchten, was die Geſandten in ihrem Namen unternommen hätten. Er war vorher ſchon wegen der Waffen befragt worden, die man in ſeinem Hauſe gefunden hatte. Das erklärte er für eine alte Liebhaberey an Waffen und blanken Rüſtungen; allein als der Brief vorgeleſen war, wurde er ſo niedergeſchlagen und verwirrt, daß er kein Wort zu ſeiner Vertheidigung weiter vorbringen konnte. Auch Statilius und Lentulus, die anfangs mit Hartnäckigkeit leugneten, wurden durch die Geſtändniſſe der andern zum Stillſchweigen gebracht. Schon die ſtummen Zeichen ihrer Phyſiognomie, ihr Erröthen, ihr plötzliches Verſtummen war ſo charakteriſtiſch, ſagt Cicero, daß ſie durch keine fremden Zeugen überführt werden durften.

Als die Verbrecher und die Zeugen abgeführt waren, berathſchlagte ſich der Senat über die Lage des Staats, und kam einſtimmig zu folgendem Entſchluſſe: Dem Konſul Cicero ſollte eine öffentliche Dankbezeugung der feierlichſten Art beſchloſſen werden, weil er durch ſeine Biederkeit, Klugheit und Vor-

ſicht

ſicht die Republik von den größten Gefahren befreit habe. Der zweite Konſul, Antonius, ſollte geprieſen werden, weil er die Mitverſchwornen von ſich fern gehalten habe. Lentulus ſollte die Prätur und ſeine Ehrenkleider ablegen, und dann mit Cethegus, Statilius, Gabinius und den übrigen eingezogenen Mitſchuldigen in ſichere Verwahrung genommen werden. Oeffentliche Dankopfer ſollten in Cicero's Namen dafür gebracht werden, daß er die Stadt vor einem Brande, die Bürger vor Morden, und Italien vor einem Kriege beſchützt habe.

Als der Senat aus einander gegangen war, beſtieg Cicero die öffentliche Rednerbühne auf dem Forum, und unterrichtete das Volk von dem ganzen Verfahren. Er wünſchte demſelben im höchſten Ton der Freude zur Abwendung einer neuen Gefahr Glück, und theilte ihm von ſeinem Verfahren mit den Verſchwornen, von ſeinen Entdeckungen, von den Abſichten des Lentulus und Cethegus, von ihren Geſtändniſſen, von dem Benehmen der allobrogiſchen Geſandten, von der Gefangennehmung und den Ausſagen des Volturcius umſtändliche Nachrichten mit. Zuletzt bat er ſeine zahlreichen Zuhörer, da es nun Abend ſey, ſo möchten ſie nach Hauſe gehen, und zum Jupiter, ihrem und der Stadt Beſchützer, beten; denn obgleich die Gefahr nun vorüber ſey, ſo ſollten ſie doch vor wie nach wachſam in ihren Häuſern ſeyn, und ſich vor einem Ueberfalle in Acht nehmen; er wolle dafür ſorgen, daß ſie es nicht mehr lange Urſache hätten.

Das Erſtaunen, welches ganz Rom bei der nun ganz enthüllten Verſchwörung ergrief, war unbeſchreiblich. Noch war bisher die Meinung des Volks über die Abſicht, die Theilnehmer, ja ſelbſt über das Daſeyn der ganzen Verſchwörung mächtig getheilt geweſen.

weſen. Vielen galt ſie für eine bedeutungsloſe Zuſammenrottung einiger ſchwelgender Jünglinge, andern für ein Mährchen von der Gegenparthey erſonnen, noch andern wohl gar für einen löblichen Plan, zum Beſten des Volks entworfen. Catilina's ungeſetzliche Vertreibung hatte ſchon Manchen zur Mißbilligung, wohl ſelbſt zur Bedaurung gereitzt. Seine heimlichen Freunde ließen es nicht an Gründen ihn zu vertheidigen fehlen; auf den Konſul fiel der Verdacht der Partheylichkeit und ein bitterer Tadel ſeiner willkührlichen Maaßregeln. Doch jetzt, als über die Wirklichkeit eines ſolchen Bundes auch der letzte Zweifel verſchwand; als der Ruf des gehaltenen Verhörs blitzſchnell die Stadt, ja bald ganz Italien durchflog; als man vernahm, zu welchen Gewaltthätigkeiten Männer von der höchſten Abkunft und den erſten Staatswürden entſchloſſen geweſen; daß ſie nicht nur auf Eroberung, ſondern ſogar zum Theil auf Zerſtörung ihrer Vaterſtadt geſonnen; und daß ſie ſelbſt mit Roms bitterſten Feinden, den Galliern, ein Bündniß gegen ihre Mitbürger ſchließen wollen — jetzt verwandelte ſich auf einmal Denkart und Urtheil des größern Haufens. Man blickte einige Minuten lang mit ſtarrem Entſetzen auf den Abgrund hin, dem man unwiſſend ſchon ſo nahe geweſen, auf die Neuheit der Gefahr, auf die Scheuſaale eines innern, mit Mord und Brand verbundenen Aufruhrs, und überließ ſich dann der unbeſchränkteſten Freude, weil man gerettet worden ſey. Faſt allgemeiner Haß, faſt allgemeine Verwünſchung traf die Verſchwörer. Cicero's Weisheit und Vorſicht hingegen ward himmelhoch erhoben. Volk und Senat wetteiferten in den Beweiſen des Beifalls, und erſchöpften faſt alle Ehrenbezeugungen, die es je einem Sterblichen erzeigt hatte. Man ſtritt ſich beinahe um die Ehre, den geprie-

geprieſenen Konſul am Abend dieſes merkwürdigen Tages bis zur Thüre ſeiner Wohnung zu begleiten. Er wurde nicht blos mit den Namen: Retter, Erhalter, ſondern auf Cato's Zureden mit der ehrenvollen Benennung: **Vater des Vaterlandes** beehrt. Er genoß ſogar die ſeltene, faſt beiſpielloſe Ehre, daß die Römer ihm zu Ehren ein Dankfeſt wegen eines erhaltenen Sieges, das man ſonſt nur nach wichtigen Siegen im offenen Felde zu feiern pflegte, anſtellten.

7.

Berathſchlagungen über die Beſtrafung der Verſchwornen. Cäſar's, Cicero's und Cato's Meinung.

Am folgenden Morgen verſammelte ſich der Senat, um über das Schickſal der Gefangenen zu entſcheiden. Ganz Rom war voll Erwartung. Alle Anſtalten, die der Konſul getroffen hatte, deuteten auf den Ernſt, der in der Verſammlung herrſchen ſollte. Eine zahlreiche Schaar römiſcher Ritter umgab mit gezückten Schwerdtern, einer Leibwache gleich, das Rathhaus von innen und außen. Auch alle übrigen Wachen in der Stadt wurden verſtärkt, um jeden nur möglichen Auflauf im erſten Entſtehen zu unterdrücken. Dieſe Veranſtaltungen waren um ſo weniger überflüßig, da das Feuer der Verſchwörung noch immer fortglimmte, und zu einer neuen Flamme ausbrechen zu wollen ſchien. Die Verſchwornen und Freunde der Gefangenen ahndeten die Gefahr ihrer Brüder, und wollten Gewalt brauchen, um ſie zu retten. Alle Straßen wimmelten von Sklaven, Hand-

Handwerkern und Bewafneten, welche von den Freigelaſſenen und Klienten des Lentulus aufgewiegelt, zu einer allgemeinen Empörung bereit ſchienen; auch die Rädelsführer der gemiſchten Volkshaufen, die den Staat für Geld zu beunruhigen pflegten, waren in Bewegung geſetzt. Die Freigelaſſenen des Lentulus (lauter auserleſene und zu tollkühnen Unternehmungen fertige Menſchen) wurden durch geheime Boten von ihm erſucht, daß ſie in geſchloſſenen Haufen mit bewafneter Hand zu ihm einbrechen möchten.

Allein die klugen Anſtalten des unermüdet thätigen Konſuls vereitelten alle Plane der Ruheſtöhrer, und der Senat ſchritt unverzüglich zu der wichtigen Verhandlung über die Strafe der gefangenen Verbrecher.

Lebensſtrafen waren ſelten und immer verhaßt in Rom, deſſen Geſetze von allen andern am wenigſten blutdürſtig waren. Verbannung und Einziehung der Güter war die gewöhnlichſte Strafe für die größten Verbrechen. Der Senat maßte ſich zwar bei plötzlichen und gefährlichen Empörungen das Recht an, nach eigener Entſchließung die Häupter derſelben mit dem Tode zu beſtrafen; aber man ſah dieß als eine zu weit ausgedehnte Gewalt, als einen Eingriff in die Rechte des Volks an, der ſich nur durch die äuſſerſte Gefahr entſchuldigen ließe. Es war ein altes Geſetz vorhanden, welches allen zum Tode verurtheilten Verbrechern das Recht gab, an das Volk zu appelliren; und ein ſpäteres Verbot, daß irgend einem Bürger, ohne ein feierliches Verhör vor dem Volke, das Leben genommen werden dürfte. Hier hatten nun Cicero's Feinde Grund genug, gegen ihn aufzutreten, wenn die äußerſten Mittel ergriffen würden. Er merkte dieß wohl; er ſah, das allgemeine Wohl fodere die ſtrengſte Strafe für die Verbrecher, ſein Privatvortheil die gelindeſte; dennoch aber be-

ſchloß er, jede Rückſicht auf ſein eigenes Wohl der öffentlichen Ruhe aufzuopfern.

Als er die Frage vorgelegt hatte, was man mit den Verſchwornen anfangen ſollte, ſo erklärte Silanus; welcher als neuerwählter Konſul zuerſt ſtimmen mußte, ſeine Meinung dahin, daß alle Verbrecher, ſowohl die bereits in Verhaft genommenen, als die, welche noch würden in Verhaft genommen werden, hingerichtet werden müßten. Alle Senatoren traten dieſer Meinung bei, bis auf den Cäſar, der die Faktionen in der Republik zu unterhalten wünſchte. In einer kunſtvollen, eleganten Rede tadelte er den Vorſchlag nicht als grauſam; denn der Tod, ſagte er, ſey keine Strafe, ſondern Befreiung für den Elenden, weil er weder das Gefühl des Guten, noch des Böſen hinterlaſſe; ſondern als neu und geſetzwidrig, der Verfaſſung der Republik nicht angemeſſen. „Hütet euch, ſagte der berühmte Mann, daß die Vorſtellung des Verbrechens der Verſchwornen das Gefühl eurer Würde in euch nicht erſticke, und daß, wenn ihr euren gerechten Unwillen befriedigt, es nicht auf Koſten eurer Ehre geſchehe. Die Senatoren, welche vor mir geſprochen, haben das Unglück des Vaterlandes mit ſchwarzen Farben geſchildert; alle Gräuel des Krieges, die geraubten Jungfrauen, die Säuglinge, dem Buſen ihrer Mütter entriſſen, die Plünderung der Häuſer, die Entweihung der Tempel, die Metzelung, die Feuersbrunſt; ganz Rom endlich in der Aſche und mit Blut überſchwemmt: — aber wozu dieſe ganze Deklamation, wenn man nicht etwa an den großen Haufen eine Rede zu halten hat! Die übertriebene Rache, wozu ſie uns auffodert, wird uns mehr ſchaden, als die Strafloſigkeit des Verbrechers ſelbſt; man wird des Abſcheulichen der Verſchwörung vergeſſen

geſſen, um nur von der Unmenſchlichkeit der Strafe zu reden. Silanus iſt ein rechtſchaffener Mann, Eifer für den Senat iſt die Seele aller ſeiner Handlungen. Gleichwohl ſcheint mir ſeine Meinung; nicht grauſam — denn wie könnt es Grauſamkeit ſeyn, gegen Böſewichter zu wüthen? — ſondern den Grundſätzen der Republik zuwider. Es iſt nicht Klugheit, eine neue Art von Strafgeſetzen einführen zu wollen; und wenn ihr einmal einem Konſul verſtattet, das Schwerdt gegen Bürger zu ziehen, wer wird es ihm wieder aus der Hand reiſſen? — Indeſſen bin ich nichts weniger als der Meinung, daß man den Verſchwornen die Gefängniſſe öfnen müſſe, damit ſie ſich zur Armee des Catilina begeben und ſie vergrößern helfen; meine Meinung iſt vielmehr, daß man ihre Güter konfiſcire, und daß man ſie ſelbſt in unzugängliche Feſtungen einſperre, zugleich aber, bei Strafe, als ein Störer der öffentlichen Ruhe angeklagt zu werden, verbiete, je auf ihre Rückberufung anzutragen."

Cäſar's Meinung machte einen tiefen Eindruck auf die Verſammlung, und ein großer Theil des Senats ließ ſich durch das Feuer ſeiner Beredſamkeit dahin reiſſen. Selbſt Silanus, da es ihm ſchimpflich geweſen wäre, ſeine Meinung zu widerrufen, verſuchte es, durch eine Zweideutigkeit ſeines Ausdrucks ſich zu entſchuldigen, und behauptete: man habe für Lebensſtrafe genommen, was er als bloßen bürgerlichen Tod betrachtet wiſſen wolle. Die Sache war alſo noch nicht entſchieden, und die meiſten Augen waren wieder auf den Mann, deſſen Urtheil und Beredſamkeit ſchon ſo oft die Herzen ſeiner Zuhörer beherrſcht hatten — auf den Konſul gerichtet.

Obwohl ſein Amt es heute nur erfoderte, Umfrage zu halten, nicht ſelbſt zu ſprechen, ſo erhob

er ſich doch, und hielt eine Rede voll Kraft und Feinheit. Er behandelte in ihr Cäſar's Meinung mit der ſchonendſten Achtung; er erhob den Volksſinn und die Milde ihres Urhebers. Er geſtand ſogar, daß die Befolgung derſelben für ihn, den Konſul ſelbſt, dereinſt ſicherer und nützlicher ſeyn könne. Aber er ſey bereit, ein Leben, das er ſchon oft für den Staat gewagt, auch jetzt mit Freuden in Gefahr zu ſetzen. Er halte ſtrenge Maaßregeln für unumgänglich zu Roms dießmaliger Rettung; und er beſchwöre daher ſeine Freunde, ohne Rückſicht auf ſein künftiges Schickſal, nur ſo zu ſtimmen, wie das Vaterland es begehre. —

So trefflich Cicero's Rede ſeyn mochte, ſo entſchied ſie doch nichts. Der Senat ſchwankte noch, als Cato von Utika, einer der neuen Tribunen, aufſtund, und mit dem größten Eifer für die Parthey der Strenge ſprach. „Er erſtaune, ſagte er, daß man ſich über die Beſtrafung ſolcher Menſchen berathſchlage, die einen wirklichen Krieg gegen das Vaterland begonnen hätten. Die Frage ſollte ſeyn: wie man ſich vor ihnen ſichere? nicht, wie man ſie beſtrafe? Andere Verbrechen möchten nach der Begehung beſtraft werden, wenn aber dieſes nicht vor der Ausführung verhindert würde, ſo wäre keine Hülfe mehr möglich. Die Unterſuchung betreffe nicht die öffentlichen Einkünfte, oder die Bedrückung der Bundesgenoſſen; ſondern ihr eigenes Leben und ihre Freiheit; nicht die Zucht und die Sitten der Stadt, worüber er oft auf dieſer Stelle ſeine Meinung geäußert habe; nicht die Größe oder das Glück des Reichs, ſondern: ob ſie oder ihre Feinde das Reich beſitzen ſollten? In einem ſolchen Falle finde keine Gelindigkeit ſtatt. Schon längſt habe man die wahren Namen der Begriffe verwechſelt und verloren;

 anderer

anderer Nationen Geld wegzugeben heiſſe Großmuth; ein Verbrechen zu wagen, Tapferkeit. Wenn ſie großmüthig ſeyn wollten, ſo möchten ſie es mit der Beute von den Bundesgenoſſen ſeyn; wollten ſie gnädig ſeyn, ſo ſey es gegen die Verſchwender des Schatzes; aber man laſſe nicht das Blut der Bürger verſchwenden; man vernichte nicht durch Schonung einiger Schlechten alle Guten. Cäſar habe gut und ernſthaft über Leben und Tod geſprochen, indem er alle unterirdiſchen Strafen für eine Erdichtung halte, und alſo vorſchlage, daß die Verbrecher in feſte Städte eingeſperrt würden. Aber hätte man von ihnen in ſolchen Städten nicht eben ſo viel zu fürchten, als in Rom ſelbſt? ſey es nicht Aufmunterung für die Verzweifelnden, da man ihnen dort weniger widerſtehen könnte? Dieſer Vorſchlag könne alſo nicht anwendbar ſeyn, wenn er ſich wirklich vor ihnen fürchte; wenn er aber allein unerſchrocken ſey, wo alle fürchteten, da hätten alle Uebrigen um ſo mehr Urſache, für ſich ſelber beſorgt zu ſeyn. Sie berathſchlagten ſich nicht allein über das Schickſal der Verſchwornen, ſondern über Catilina's ganze Armee, die, nach der Strenge oder der Gelindigkeit ihres Entſchluſſes, Muth faſſen oder verzweifeln würde. Nicht die Waffen ihrer Vorfahren machten Rom ſo groß, ſondern ihre Sitten, die jetzt ſo entartet und verderbt wären. Es ſey eine Schande, ſie bei der äußerſten Gefahr ſo unthätig, unentſchloſſen zu ſehen, daß einer des andern Rede abwarte, daß ſie ſich, den Weibern gleich, auf die Götter verließen, ohne für ſich ſelber zu handeln. Die Hülfe der Götter erlange man nicht durch bloße Gelübde und Gebete; nur dem Wachſamen, dem Thätigen und Vorſichtigen folge das Glück; und wenn ſich ein Volck der Trägheit und Sorgloſigkeit ergäbe, dann helfe ihm kein

Gebet, die Götter zürnten ihm. Das laſterhafte Leben der Verbrecher entferne jeden Gedanken an Güte; Catalina drohe ihnen mit einer Armee, während ſeine Mitverſchwornen innerhalb der Mauern, im Buſen der Stadt verweilten; was ſie alſo beſchlöſſen, könne nicht geheim bleiben; um ſo nöthiger ſey es alſo, ſchnell zu beſchließen. Seine Meinung ſey es daher, daß die Verbrecher, weil ſie ſowohl durch Zeugen, als durch ihr eigenes Geſtändniß, einer abſcheulichen Verrätherey gegen die Republik überführt wären, die Strafe des Todes, den Beiſpielen der Vorzeit gemäß, leiden ſollten."

Cato's Autorität, verbunden mit dem Eindrück, den Cicero's Rede gemacht hatte, brachte die Berathſchlagung zu Ende. Der Senat lobte ſeinen Muth und ſeine Entſchloſſenheit, und beſchloß nach ſeiner Meinung das Dekret abzufaſſen. Obgleich Silanus den Vorſchlag zuerſt gethan hatte, und ihm alle Konſularſenatoren gefolgt waren, ſo befahlen ſie doch, daß das Dekret mit Cato's Worten abgefaßt werde, weil er ſich deutlicher und beſtimmter ausgedrückt hätte, als alle andern.

Blutig und feſtlich zugleich ſchloß ſich nun dieſer in Rom's Annalen ſo merkwürdige Tag. Sobald ſich Cicero durch den Rathsſchluß bevollmächtigt ſah, verzog er keinen Augenblick zur Ausführung zu ſchreiten, ehe noch etwa die kommende Nacht neue Unruhen erzeugte. Er begab ſich mit dem ganzen Senat auf den palatiniſchen Berg, um den Lentulus und ſeine Mitſchuldigen zu holen, während die peinlichen Richter alles zur Hinrichtung veranſtalteten. Die ehrwürdigſten Konſularen umgaben den Cicero, und dienten ihm gleichſam zur Wache. Das Volk folgte mit Zittern und in ſchweigender Stille nach; und beſonders betrachteten die jungen Römer dieſes Schau-

ſpiel

ſpiel mit Schaudern und Entſetzen, als ein der ariſtokratiſchen Gewalt gefeiertes Opferfeſt.

In dem öffentlichen Gefängniſſe zu Rom befand ſich ein etwa zwölf Fuß tiefer mit dicken Mauern umgebener und oben durch ein ſteinernes Gewölbe verwahrter Kerker; ein finſteres und dumpfes Loch, deſſen bloßer Anblick ſchon Schrecken einjagte. Hieher wurde Lentulus gebracht und im Stillen hingerichtet. Die andern Verſchwornen hatten daſſelbe Schickſal. Da man es nicht gewagt hatte, dieſe vornehmen Verbrecher öffentlich hinzurichten, ſo verſammelten die Anhänger der Verſchwornen ſich hauſenweiſe in der Nähe des Gefängniſſes, und erwarteten die Nacht, um dann ins Gefängniß einzubrechen, und ihre Oberhäupter, deren Tod ſie noch nicht wußten, zu befreyen. Cicero, der ihre Abſicht merkte, benahm ihnen nun ſelbſt ihren Irrthum, indem er ihnen mit lauter Stimme zurief: **Sie haben gelebt!** ein Ausdruk, welchen der römiſche Aberglaube eingeführt hatte, um das Wort **ſterben** zu vermeiden, welches ihm von übler Vorbedeutung ſchien.

In der erſten Aufwallung ſeiner gerechten Bewunderung überhäufte Rom den Konſul, der es von den Flammen und der Plünderung errettet hatte, mit Ehrenbezeugungen. Die Bürger begleiteten ihn mit Freudengeſchrey nach Hauſe, und nannten ihn Erretter und Schöpfer des Vaterlandes. Alle Straſſen waren erleuchtet; Frauen und Kinder ſahen aus den Fenſtern, oder ſtanden auf den Dächern, um ihn durch die zahlloſe Menge, umgeben vom ganzen Senate und allen Rittern, gehen zu ſehen.

8.

Catilina an der Spitze eines Rebellenheeres. Er kämpft und ſtirbt.

Die Nachricht von dem unglüklichen Schikſale ſeiner Mitſchuldigen war für den Catilina ein Donnerſchlag. Er hatte ſeine gröſte Hofnung keinesweges auf ſeine offenbare Macht geſezt, die er im Felde hatte, ſondern auf den Erfolg ſeiner geheimen Kabalen in Rom, und auf die Einnahme der Stadt. Dadurch hofte er alle niedrigen Menſchen auf ſeine Seite zu bringen, und alle übrigen in ganz Italien, die ihn begünſtigten, zu bewegen, daß ſie ſich für ihn erklärten. Da nun dieſe Gefahr durch die Gefangennehmung und Beſtrafung ſeiner Verbündeten abgewendet war, ſo beſorgte der Senat nichts weiter, und glaubte, er habe nichts mehr zu thun, als Dankfeſte und Feierlichkeiten anzuordnen. Er ſah auf Catilina's Armee, als auf einen Haufen Flüchtlinge oder Meuchelmörder, die von den Truppen des Staats im erſten Angriffe geſchlagen werden könten, mit Verachtung herab.

Catilina war aber noch im Stande, hartnäckigern Widerſtand zu thun als der Senat dachte. Er hatte zwei Legionen oder zwölftauſend ſtreitbare Männer zuſammengebracht; ein Viertheil davon war nur vollſtändig bewafnet, die andern waren mit Gewehren verſehen, die ihnen der Zufall in die Hände führte, mit Lanzen, Keulen, Wurfſpießen. Er wollte anfangs keine Sklaven aufnehmen, die ihm heerdenweiſe zuliefen; er verließ ſich auf die eigene Stärke ſeiner Verſchwörung, und glaubte, daß er bald Soldaten genug haben würde, wenn ſeine Freunde ihre Rolle

in Rom gut ſpielten. Als daher der Konſul Antonius mit ſeiner Armee gegen ihn anrückte, veränderte er ſein Standquartier, machte verſchiedene Märſche zwiſchen den Gebirgen, bald nach Gallien, bald nach Rom zu, um ein Treffen zu vermeiden, bis er Nachrichten aus Rom erhielte. Der unerwartete Bericht von des Lentulus und der übrigen Verſchwornen Tode veränderte ſogleich ſeine Lage. Alle, die durch Hofnung auf Beute und Sieg in ſein Lager gekommen waren, verließen ihn jezt. Mit dem Reſte ſeiner Armee zog er in ſtarken Märſchen über rauhe Gebürge ins piceniſche Gebiet, um durch geheime Wege unbemerkt nach Gallien zu entkommen. Aber Quintus Metellus, den Cicero vorher dahin geſchickt hatte, bemerkte ſeine Abſicht, und ſuchte ihn an dieſen Bewegungen zu hindern. Er beſezte eine Wieſe vor dem Eingange eines engen Paſſes, den der Feind auf ſeiner Flucht nach Gallien nicht umgehen konnte.

Catilina zog ſich mit der möglichſten Schnelligkeit zurück, wie er dieſe Gegend beſezt fand, um ſein abgemattetes Heer an der Armee des Antonius vorbei zu führen. Es ſchien ihm zuträglicher, ſich mit einem Manne, den er noch immer für einen alten Freund und geheimen Verſchwornen hielt, als mit einem hitzigen Patrioten zu meſſen. Aber Catilina irrte ſich. Antonius war nur der Freund des angeſehenen, des glücklichen Verſchwörers geweſen; gegen den unglücklichen und ohnmächtigen Rebellen hegte er dieſelben Geſinnungen nicht mehr. Sie begegneten einander auf dem Terrain von Piſtoja, einer kleinen Stadt in Toskana, und Catilina ſah keine Möglichkeit vor ſich, ſeinem Gegner länger auszuweichen.

Verzweiflungsvoll war die Lage des Anführers der kleinen Rebellenarmee. Hier von rauhen Bergen

und

und feindlichen Truppen umſchloſſen, in der Stadt durch vereitelte Plane geſchreckt, und von keiner Ausſicht zur Flucht oder Rettung aufgerichtet — beſchloß er endlich, das Glück des Krieges mit Antonius in einer offenbaren Schlacht zu verſuchen. Er berief ſeine Truppen zuſammen, ſtellte ſie in Schlachtordnung und ſuchte ſie durch folgende Worte zu ihrem wichtigen Vorhaben vorzubereiten.

„Ich weiß, Krieger, daß Worte nicht Muth geben, und daß die Rede des Anführers ein träges Heer nicht wacker, ein feiges nicht tapfer macht. Wie herzhaft jeder von Natur oder durch Uebung iſt, ſo pflegt er ſich im Kriege zu zeigen. Wen weder Ruhm noch Gefahren wecken, den ermuntere man nicht; die Furcht läßt ihn nicht hören. Indeß hab' ich euch zuſammenberufen, um Einiges zu erinnern, und zugleich die Veranlaſſung meines Vorhabens zu eröffnen. Ihr wißt, Krieger, welches Unheil Lentulus durch Fahrläßigkeit und Feigheit ſich und uns zugezogen, und wie ich, aus der Stadt Hülfe erwartend, nicht nach Gallien habe entfliehen können. Wie aber jetzt unſre Sachen ſtehen, ſeht ihr alle ſo gut als ich. Zwei feindliche Heere, eines von der Stadt, das andere von Gallien her, haben wir gegen uns. Länger hier zu bleiben, wie gern wir auch wollten, verbeut uns Mangel an Getreide und Anderem. Wohin immer wir gehen wollen, da müſſen wir uns mit dem Schwerdte den Weg bahnen. Deßhalb ermahne ich euch: ſeyd tapfern, rüſtigen Muths, und wenn ihr in's Treffen geht, ſo bedenkt, daß ihr Reichthum, Anſehen, Ruhm, dabei Freiheit und Vaterland in eurer Rechten tragt. Siegen wir, dann ſind wir geborgen; dann haben wir Lebensmittel im Ueberfluß; Kolonien und Municipien ſtehen uns offen. Weichen wir muthlos,

los, ſo erfolgt gerade das Gegentheil; und keine Stätte, kein Freund wird den decken, den ſeine Waffen nicht gedeckt haben. Zudem, Krieger, drängt uns und ſie nicht einerley Noth. Wir kämpfen für Vaterland, Freiheit, Leben; jene zwingt nichts, für die Macht einiger Wenigen zu fechten. Um ſo muthiger greift an, eurer alten Tapferkeit eingedenk. Wir hätten mit größter Schande als Verbannte unſer Leben hinbringen: einige von euch hätten nach Verluſt ihrer Güter fremder Unterſtützung harren können. Weil das aber Männern ſchimpflich und unerträglich ſchien, ſo habt ihr dieſe Parthey ergriffen. Wollt ihr ſie verlaſſen, ſo iſt Kühnheit nöthig. Nur der Sieger tauſcht Krieg mit Frieden. Denn in der Flucht Heil ſuchen, wenn man die Waffen, die den Körper decken, vom Feinde abkehrt, iſt wahrlich Unſinn. Immer hat in der Schlacht der am meiſten Gefahr, der am meiſten ſich fürchtet. Kühnheit giebt eine Mauer. Wenn ich euch, Krieger, betrachte, und eure Thaten wäge, ſo belebt mich Hofnung des Sieges. Muth, Jugend, Tapferkeit, das alles ermuntert; auch die Noth, die ſelbſt Furchtſame tapfer macht. Denn daß die Menge der Feinde uns umzingle, leiden die engen Päſſe nicht. Sollte das Glück eure Tapferkeit anfeinden, ſo ſeht zu, daß ihr nicht ungerächet das Leben verliert, daß man euch nicht, gefangen, wie Schlachtvieh, niederhaue: vielmehr kämpfet als Männer, und laßt den Feinden einen blutigen und leidigen Sieg."

So ſprach Catilina zu ſeinem ſchlagfertigen Heere, und eine feierliche Pauſe folgte auf dieſe Ermahnungen. Dann ließ er das Zeichen zum Angriffe geben, und das ganze in Ordnung geſtellte Heer ſtrömte jetzt in die Ebene. Um den Muth der Soldaten durch

eine

eine gleichförmige Theilung der Gefahr zu erhöhen, wurden auf ſeinen Befehl alle Pferde entfernt: er ſelbſt eilte zu Fuß umher, um ſie nach den Erforderniſſen des Orts und der Truppenzahl in die beſte Ordnung zu ſtellen. Die kleine Fläche des Schlachtfeldes, welches zur Geringhaltigkeit ſeiner Armee paßte, und zur Linken von rauhen Gebirgen, zur Rechten von ſchroffen Felſen umgränzt war, nöthigte ihn, acht Kohorten ins Vordertreffen zu ſtellen, und die übrigen im Hintertreffen nahe zuſammen zu rücken.

Der Konſul Antonius hatte damals das Podagra, oder ſchützte es wenigſtens vor. Vielleicht, daß in dieſem gefährlichen Augenblicke wieder einige Funken von Freundſchaft für einen alten Genoſſen erwachten, oder daß er auf den mißlichen Fall, wenn Catilina den Sieg erhalten ſollte, ſich von dem Sieger für dieſe Zurückhaltung einige Vortheile verſprach. Indeſſen verlor die Armee durch dieſe Kränklichkeit nichts. Sein Unterfeldherr Petrejus übernahm ſogleich das Kommando, und verſäumte nichts, was ſeiner Armee durch eine geſchickte Stellung und lebhafte Ermunterungen einigen Vortheil geben konnte. Die Kohorten der Veteranen wurden ins Vordertreffen geſtellt. Er ſelbſt ritt unter dem ganzen Heere umher, und als ein alter Krieger, der mehr als dreiſſig Jahre unter der Armee die höchſten kriegeriſchen Poſten bekleidet hatte, kannte er die meiſten Soldaten eben ſo wohl, als ihre tapfern Thaten. Durch die Erinnerung derſelben befeuerte er den Muth ſeiner Krieger.

Alles war nun bereit, und es erſchallte das Zeichen zum Angriff. Mit langſamen, abgemeſſenen Schritten näherten ſich die Heere einander. Kaum ſind die leichten Truppen ſo weit vorgedrungen, daß ſie handgemein werden können, als von beiden Seiten mit einem mächtigen Geſchrey der Angriff geſchieht.

ſchieht. Man läßt das leichte Geſchoß ruhen und führt die Sache blos mit dem Schwerdte. Im Bewußtſeyn ihrer alten Tapferkeit dringen die Veteranen mit einer ſeltenen Wuth auf Catilina's Genoſſen. Aber dieſe widerſtehen nicht furchtſam. Catilina ſelbſt tummelt ſich mit den leichten Truppen im Vordertreffen herum, gewährt den Leidenden Hülfe, erſetzt die Stelle der Verwundeten mit friſchen Soldaten, und iſt überall mit ſeiner Sorgfalt und ſeiner tapfern Fauſt thätig; er verſieht die Dienſte eines braven Soldaten und erfahrnen Feldherrn zugleich.

Petrejus hatte nicht auf einen ſo hartnäckigen Widerſtand von einer zuſammengelaufenen Rotte gerechnet. Er mußte jetzt einen entſcheidenden Schritt thun; er führte die prätoriſche Kohorte in die Mitte der Feinde, und zerſtreute die dichten Haufen. Die meiſten fallen unter dem Schwerdte, und können nur hie und da noch einen ſchwachen Widerſtand leiſten. Dann wendet er ſeine Angriffe auch auf die beiden Flügel, und die beiden Anführer derſelben fallen fechtend unter den erſten.

Da Catilina ſeine Truppen geſchlagen und ſich nur mit Wenigen zurückgeblieben ſieht, ſtürzt er ſich im ſtolzen Gefühl ſeines hohen Geſchlechts und ſeiner ehemaligen Würde mitten unter die dichteſten Haufen der Feinde, wo er fechtend durchbohrt wird. Damit hatte der blutige Kampf ein Ende, und erſt jetzt konnte man ſehen, welcher Muth die Armee des Catilina beſeelt hatte. Denn faſt jeder bedeckte mit ſeinem Leichnam den Ort, den er vorher in der Schlacht beſetzt hatte, und nur die wenigen, welche die prätorianiſche Kohorte zerſtreute, waren etwas weiter von ihrer Stelle, wiewohl insgeſammt auf die rühmlichſte Art, gefallen. Aber Catilina wurde fern von den Seinigen, mitten unter den Leichnamen der Feinde

de noch mit einigen Zeichen des Lebens und mit vielen Spuren von dem wilden trotzigen Geiſte gefunden, der vorher ſeine Mienen beſeelt hatte. Auch die Römer hatten keinen fröhlichen oder unblutigen Sieg. Faſt jeder tapfere Krieger war entweder gefallen oder verwundet aus dem Treffen gegangen. Es ſtrömten viele Menſchen aus Rom und den benachbarten Oertern, von Neugierde und der Hofnung zu plündern getrieben, herbei, und da dieſe Menſchen unter den feindlichen Leichnamen bald einen Freund, bald einen Feind oder Gaſtfreund und Verwandten erkannten, ſo herrſchte auf dem Schlachtfelde ein angreifendes Schauſpiel von Freude und Trauer, von Wehklagen und Jauchzen.

Bald waren die Ueberbleibſel der rebelliſchen Armee gänzlich aufgerieben, und Antonius ſandte Catilina's Kopf nach Rom. Die Sklaven und Diener begruben ſeinen Leichnam nicht ohne mancherlei Feierlichkeiten, und die Freunde des Rebellen errichteten ihm ſogar ein Grabmal, das ſie mit Blumen bekränzten.

III.

III. Verſchwörung gegen das Leben des Cajus Julius Cäſar.

Im Jahr 44 vor Chriſti Geburt.

1.

Züge aus Cäſars Jugend, welche die künftige Größe des Mannes andeuten.

Rom war durch Catilina's Tod einer drohenden Gefahr entgangen; aber Ruhe und Eintracht kehrten nicht wieder in den zerrütteten Staat zurück. Partheyen herrſchten auch ferner in ihm, Gemeinwohl und Bürgerglück wurden beſtändig gefährdet, Ehrgeiz und Herrſchſucht trieben ungeſcheut ihr Weſen. Unter denen, die damals die erſten Rollen ſpielten, zeichneten ſich vornehmlich Cajus Julius Cäſar aus; ein ſeltener Geiſt, deren jedes Jahrhundert nur wenige hervorbringt. Nicht mit Unrecht hatte man ihn einer geheimen Theilnahme an Catilina's verbrecheriſchem Unternehmen bezüchtigt; er entgieng damals glücklich der Gefahr, die über ſeinem Haupte ſchwebte, und wandelte kühnen Schrittes auf der Bahn des Ehrgeizes fort, bis er die höchſte Stuffe erreicht hatte. Aber da ihm auch jetzt ſein ungeſtümmer Genius keine Ruhe gönnte, ſo rächte ſich die unterdrückte republikaniſche Freiheit an dem Blute ihres ſtolzen Unterdrückers.

Schon

Schon der Jüngling verkündigte die künftige Größe des Mannes. Seine Geburt aus einem der älteſten und angeſehenſten adelichen Geſchlechter (98 Jahre vor Chriſti Geburt) berechtigte ihn zu hohen Anſprüchen, und es regte ſich in dem Knaben ein Geiſt, der deutlich verrieth, wie wenig er geſonnen ſey, hinter den berühmteſten ſeiner Ahnherren zurück zu bleiben. Erſt fünfzehn Jahre alt, faßte er ſchon den kühnen Gedanken, einſt Diktator zu werden; und ſeitdem wußte er alles, ſein Genie und ſeine Kühnheit, ſeine Verbrechen und ſeine Siege, zur Ausführung dieſes Plans zu benutzen. Die phyſiſchen Eigenſchaften verbanden ſich bei ihm mit den moraliſchen, ſeinem Charakter mehr Energie zu verſchaffen. Die Natur, welche ihn zum Herrſchen ſchuf, gab ihm auch den äußerlichen Anſtand des Herrſchers. Frühe erwarb er ſich jene ſanfteinſchmeichelnde Beredſamkeit, die das Volk verführt, und ſelbſt den gebildeten Kopf in Erſtaunen ſetzt. In allen Arten gymnaſtiſcher Uebungen beſaß er eine ſeltene Gewandtheit. Oefters ſah man ihn mit auf den Rücken gehaltenen Händen ſich den Sprüngen des wildeſten Roſſes überlaſſen, und im Schwimmen, Laufen und Fechten konnt' es ihm keiner zuvor thun. Zu den härteſten Strapazen des Krieges härtete er ſeinen Leib ab, und ſogar ſein zügelloſer Hang zur Wolluſt gab ihm ein Verdienſt bei dem ſchönen Geſchlecht. Die Weiber waren bezaubert von der Idee, einen Diktator zu haben, welchen ſie alle zu ihren Füſſen zu ſehen, ſich ſchmeichelten.

In ſeinem achtzehnten Jahre ſchon lief er große Gefahr, ſeine ehrgeizigen Plane vernichtet zu ſehen, ja ſein Leben ſelbſt zu verlieren. Er war ein Neffe des berühmten Machthabers und Generals Marius, durch die Gemahlinn deſſelben, und hatte ſich vor

Kurzem

Kurzem noch näher mit ſeiner Parthey verbunden, indem er die Tochter des Cinna heurathete. Als der Diktator Sylla in Rom fürchterlich wüthete, und Tauſende hinwürgen ließ, befahl er auch Cäſarn, ſeine Gattinn zu verſtoſſen, als zur Parthey ſeiner Gegner gehörig. Aber laut erklärte der junge Held mit ſeltener Kühnheit: keines Menſchen Befehl werd' ihn bewegen, ſich von einem Weibe zu trennen, das er lieb habe. Sein Name ward alſo auf die Todtenliſte geſetzt, und um ſeinen Mördern zu entgehen, mußt' er ſich unſichtbar machen. Er flüchtete von Stadt zu Stadt vor des allgewaltigen Sylla Ausſpähern, hatte jede Nacht eine andere Stätte, und mußte ſich endlich, vom Quartanfieber entkräftet, in einer Sänfte weiter tragen laſſen. Unterdeſſen legten vielvermögende Freunde Fürbitten für ihn ein; Sylla blieb lange unbeweglich, aber endlich gab er doch ihren Bitten nach. „Nun wohl, ſagte er, ich begnadige ihn. Ihr haltet dieſen Cäſar nur für einen Knaben, aber ich ſage euch vorher, daß er dereinſt euer Werk über den Haufen werfen wird. In dieſem Knaben ſteckt mehr als Ein Marius."

Seine erſten Feldzüge machte Cäſar bald darauf in Kleinaſien, wo er ſich zugleich durch ſeine Tapferkeit und ſeine zügelloſen Sitten auszeichnete. Auf der einen Seite gab er dem Könige Nikomedes von Bithynien ſeine Perſon preis; und auf der andern empfieng er aus den Händen ſeines Generals, bei der Belagerung von Mitylene, eine Bürgerkrone.

Zu eben der Zeit, da er die Taktik ſtudirte, und bei einem Könige die ſchändliche Rolle eines Ganymedes ſpielte, bildete er ſich durch ſeine Unterhaltungen mit dem Apolonius Molon, einem der erſten Rhetoren des Pelopones, zur Beredſamkeit. Eines Tages, da er zu dieſem Ende eine Reiſe nach Rho-

Rhodus machte, fiel er Seeräubern in die Hände. Da ſie aus ſeiner ſtarken Begleitung und ſeinem Gebieterſtande ſchloſſen, daß er von hohem Stande ſeyn müſſe, ſo foderten ſie von ihm ein Löſegeld von zwanzig Talenten, oder ſieben und zwanzig Tauſend Reichsthaler. Cäſar lachte laut, nannte ſie Dummköpfe, die ihn nicht zu ſchätzen verſtänden, und rief: „fünfzig ſollt ihr haben!" Während nun ſeine Leute dieß Geld zu Milet holten, blieb er ohne alle Unruhe bei dieſen Korſaren, den roheſten und blutdürſtigſten Menſchen in der damals bekannten Welt zurück, ja er begegnete ihnen mit ſolcher Hoheit und Geringſchätzung, daß er ihnen jedesmal, wenn er ſchlafen wollte, befehlen ließ, keinen Lärm zu machen. So war er bei ihnen acht und dreiſſig Tage, weniger wie ein Gefangener unter ſeinem Herrn, als wie ein Souverain unter ſeiner Leibwache. Während dieſer Zeit machte er Verſe und Reden, die er ihnen recitirte, und wenn er dann ſah, daß ſie dabei unempfindlich blieben, nannte er ſie Dummköpfe und Barbaren. Zuweilen drohte er ihnen ſogar mit Lachen, er wolle ſie aufhängen laſſen. Die Seeräuber wunderten ſich über die Freimüthigkeit des jungen Menſchen, die ſie blos ſeinem luſtigen Charakter und offenem Temperamente zuſchrieben. Sobald aber ſeine Ranzion angekommen war, benützte er ſeine Freiheit ſogleich, einige Schiffe zu bewaffnen. Mit dieſen gieng er auf die Seeräuber los, grief ſie an, ſchlug ſie, und ließ ſie zu Pergamus ans Kreuz ſchlagen.

Weil er gerade in Aſien war, ſo machte er geſchwind noch einen Feldzug gegen den Mithridates mit, und kehrte dann nach Rom zurück Auf der Rückreiſe glaubte er von neuem in die Hände der Seeräuber zu fallen, da er nur von zwei Freunden und

zehen

zehen Sklaven begleitet, auf einem vierruderigen Fahrzeuge das adriatiſche Meer durchſchifte. Nicht lange, ſo glaubte man wirklich Korſarenſchiffe zu entdecken. Alles erſchrack, nur Cäſarn verließ der Muth nicht. Mit ausgezogenem Kleide, mit einem Dolch an ſeiner Hüfte bewafnet, fuhr er dreiſt dieſen geglaubten Seeräubern geradezu entgegen; theils in der Hofnung, ſie würden ihn in dieſem Aufzuge für einen ihres Gleichen halten; theils zu jedem Schikſal bereit, wenn es aufs äußerſte käme. Das Glück war ſeiner Dreiſtigkeit günſtig. Was man von weitem für Maſten und Segelſtangen gehalten hatte, waren, als man näher kam, Bäume, die am Ufer ſtanden; und Cäſar kam unverlezt nach Rom.

Hier verfolgte er mehrere Jahre lang mit Klugheit und feiner Politik den Plan ſeiner künftigen Erhebung, und bewarb ſich zu dem Ende angelegentlich um die Gunſt der Vornehmen, noch mehr aber des Volks. Durch mannigfache Spuren eines durchdringenden, entſchloſſenen Geiſtes, durch verſchiedene gerichtliche Reden gewann er die Achtung der Verſtändigern; durch Freundlichkeit und zuvorkommende Höflichkeit die Liebe der Geringern. Bald war im ganzen Volke kein Bürger, den er nicht kannte, kein Soldat, den er nicht grüßte, kein Name, der ihm fremd war. Leutſeelig im Umgange; nie müßig und doch ſtets von heiterer Laune, zu keiner Mühe verdroſſen, zu jedem Dienſte erbötig, mit einer Ausdaurung begabt, die weit über ſein Alter gieng, erwarb er ſich die Gunſt aller, die ſich ihm nahten; verlor keinen, der einmal ſein Freund geworden, gewann manchen, der ſein Feind geweſen war. Auch ſein Aeußeres gefiel; denn er, ſchon edel von der Natur gebildet, verſäumte nichts, was noch den Anſtand ſeines Körpers zu heben vermochte;

und hielt ſich von jeder Ausſchweifung (wenn man die Liebe ausnimmt) ſorgfältig entfernt.

Als das Alter kam, da es ihm erlaubt war, ſich um öffentliche Aemter zu bewerben, gieng er, etwa dreiſſig Jahre alt, als Quäſtor nach Spanien. Pünktlich und eifrig erfüllte er alle Pflichten ſeines Amts; aber noch ſtärker entflammte hier ein kleiner geringfügig ſcheinender Umſtand ſeinen ohnedem nie ruhenden Ehrgeiz. Der Quäſtor mußte eigentlich alle kleinen Städte ſeiner Provinz bereiſen, und in jeder derſelben die vorgefallenen Streitigkeiten ſchlichten. Auf einer ſolchen Reiſe kam er einſt nach Gades, jetzt Cadix. Als er in einem Herkulestempel daſelbſt das Bildniß Alexanders des Großen erblickte, entfuhr ihm ein tiefer Seufzer. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er, in einem Alter, in welchem der Ueberwinder des Darius ſchon den vierten Theil der bekannten Welt erobert hatte, noch nichts Denkwürdiges gethan habe. Von dieſem Augenblicke an ſchien ihm ſein jetziger Schauplatz durchaus zu enge. Sein ganzes Dichten und Trachten war auf Zurückkehr nach Rom, und auf baldige Uebernahme wichtigerer Aemter gerichtet. Nach Verfluß eines Jahres war er wieder in ſeiner Vaterſtadt, und nahm nun zum erſtenmale ſeinen Sitz unter den Senatoren ein.

2.

Cäſar bekleidet öffentliche Aemter, und zieht aller Augen auf ſich.

Der erſte Mann im ganzen römiſchen Staatskörper war damals Cnejus Pompejus, mit dem Beina-

men der Größe; und in jedem Betracht konnte er für den merkwürdigſten gelten. Noch niemals hatte das Glück einen Römer, ſo von frühen Jahren an, mit Sieg und Ruhm überhäuft. Schon als Jüngling hatte er triumphirt, in Spanien und Afrika hatte er Kriege ſiegreich geendigt, und mit unermeßlichen Reichthümern war er nach Rom zurükgekommen. Aller Augen hefteten ſich auf ihn, als den, der der Mächtigſte im Staate, und im Stande war, ihn nach Gefallen zu regieren. Begieriger der Erſte als der Einzige in ſeinem Vaterlande zu ſeyn, lüſterner nach ſüßem Lobe als nach blindem Gehorſam, hatte er es oft in ſeiner Macht, ſich durch Gewalt zum Herrn des gemeinen Weſens aufzuwerfen, aber er ſcheute ſich entweder vor den Beſchwerden der Alleinherrſchaft, oder erwartete beſtändig, das als ein freies Geſchenk zu erhalten, was er durch Gewalt zu erzwingen nicht Luſt hatte. Seine Talente waren mehr ſchimmernd, als tief und gründlich. Verſtellung war das Meiſterrad ſeiner Politik. Ein beſſerer Krieger als Staatsmann ward er im Auslande angebetet, und gewann im Lager jede Huldigung, die ihm daheim verweigert wurde.

Cäſar ſah wohl, daß es für ſein eigenes Emporkommen wichtig wäre, ſich an dieſen Herrn anzuſchließen, und Pompejus erwiderte freundlich die Huldigungen des emporſtrebenden jungen Mannes, der ſeit der Rückkehr aus Spanien wieder aller Augen auf ſich zog. Seine Freigebigkeit gegen Bürger war unbegrenzt, und an Verſchwendung that es ihm keiner zuvor. Nicht genug, daß im Innern und Aeußern ſeines Hausweſens ein blendender Ueberfluß ſchimmerte; daß ſeine Tafel und ſeine Börſe faſt jedem Fremdlinge, jedem dürftigen Mitbürger und jedem Schwelger offen ſtand; daß er bei jeder

Gelegenheit an das Volk reichliche Geſchenke ausſpendete, ſondern auch in flüchtigen Launen verſchwendete er oft ungeheure Summen. Und als er um dieſe Zeit die Aedilswürde, die ihm vornehmlich die Sorge für die öffentlichen Spiele zur Pflicht machte, bekleidete, da machte er einen Aufwand, der ſeine Kräfte bei weitem überſtieg. Die Feſte und Spiele, die er zum Theil auf ſeine Koſten veranſtaltete, ließen an geſchmackvoller Pracht alles weit hinter ſich, was der Erfindungsgeiſt ſeiner Vorgänger ſchon aufgeboten hatte. Er ließ zuerſt in den Kämpfen der wilden Thiere das ganze Amphitheater mit Silber belegen, und auch die Streitenden traten in ſilbernen Rüſtungen auf. Nicht nur der Markt, der Wahlplaz, das Kapitol und alle anſtoßenden öffentlichen Gebäude wurden aufs prächtigſte ausgeſchmückt, ſondern auch in ausdrücklich dazu erbauten Bogengängen ward noch eine Menge der koſtbarſten Tapeten und Zierrathen ausgeſtellt, damit jeder ſich durch den Augenſchein belehren möge, es ſey mehr da, als der Raum faſſen könne.

Kaum hatte Cäſar die Aedilswürde niedergelegt, ſo erhielt er das Oberpontifikat, welches ihn an die Spitze der Religion ſtellte, und ihm die Aufſicht gab, das Volk durch ſeine Wahrſager, Gaukeleyen und ſeine ſibylliniſchen Bücher zu beherrſchen. Die Religion war ein um ſo mächtigeres Werkzeug in ſeinen Händen, da er nicht daran glaubte, und ſie ihm nur zu einer politiſchen Maſchine diente, ein gedankenloſes Volk zu lenken. Alle möglichen Kabalen hatte er anwenden müſſen, um, troz zweier Mitbewerber, die ihn durch Alter und Würden verdunkelten, es zu erhalten; aber ungeheure Schenkungen verſchaften ihm eine große Stimmenmehrheit. Er war aber dadurch auch ſeiner Sache ſo gewiß, daß

er

er am Tage der Wahl, eh' er ſich auf den Markt begab, zu ſeiner ihn mit thränenden Augen umarmenden Mutter ſagte, ſie könne ganz ruhig ſeyn, weil er gewiß nicht anders, denn als Oberpontifikator, zurückkommen würde.

Das Geld kam beim Cäſar nie in Betracht, wenn er Macht damit erkaufen, oder Wollüſte damit bezahlen wollte. Einſt ließ er ſich einen Pallaſt bauen, deſſen Grund und Boden allein ihn über eine Million koſtete. Um ſich überhaupt einen Begriff von ſeiner Verſchwendung zu machen, muß man wiſſen, was für Schulden er machte, bevor er noch irgend ein obrigkeitliches Amt bekleidete: ſie beliefen ſich damals auf dreizehn hundert Talente, über ſieben Millionen unſeres Geldes. Gallien, wo er zehen Jahre Gouverneur war, bezahlte in der Folge ſeine Thorheiten. Die Summen, die er aus dieſem Lande zog, ſcheinen ſich faſt nicht berechnen zu laſſen. Er ſchlug die Feinde Roms mit den Waffen ſeiner Mitbürger, und gewann hernach ſeine Mitbürger mit dem Gelde der Feinde Roms.

Das Volk, dem Cäſars Freigebigkeit und Popularität ſo angenehm war, ertheilte ihm inzwiſchen das Prätorat, und nach Ablauf eines Jahrs erhielt er Spanien zu ſeiner Statthalterſchaft. Auf der Reiſe dahin kam er mit ſeinem zahlreichen Gefolge unter andern auch durch ein kleines ſchmutziges Städtchen jenſeits der Alpen, über deſſen armſeliges Anſehen die jungen Officiere ihren Spott hatten. Einer von ihnen warf die Frage auf: ob wohl auch unter den dürftigen Bewohnern dieſes Städtchens Rangſtreit, Partheyſucht und Kabalen herrſchen möchten? „Ganz gewiß, antwortete Cäſar, und ich möchte lieber der erſte in dieſem Flecken, als in Rom der zweite ſeyn.“

Zwei

Zwei Jahre blieb Cäſar in Spanien, und zeigte ſich hier zuerſt als gewandter Krieger, und tapfern Anführer. Schon ſeit länger als hundert und fünfzig Jahren war dieſes Land Roms Hoheit unterworfen, aber nichts weniger als völlig gedemüthiget. Viele ſeiner kleineren Völkerſchaften, durch ihre Gebürge gedeckt, durch ihren unbiegſamen Muth gegen Tod und Wunden gleichgültig, ſchüttelten wenigſtens zuweilen an den Ketten, die ſie nicht ganz zu ſprengen vermochten, oder beunruhigten durch ihre Streifereyen die ebenen Gegenden, und denjenigen Theil der Provinz, der ſich gelaſſener unter fremde Bothmäßigkeit fügte. Auch Cäſarn gebrach es jetzt nicht an Gelegenheit zum Kampfe, wiewohl er denſelben öfter aufſuchte als zu ihm aufgefodert ward. Groſser Ruhm ſeiner Thaten als Soldat und als Staatsmann erſcholl von ihm in der Nähe und in der Ferne. Er überwand die barbariſchen Völker durch ſeine Waffen und kultivirte ſie durch Geſetze. Nachdem er das ganze Land bis an den Ocean erobert hatte, und von ſeinen Truppen als Imperator begrüßt war, eilte er nach Rom, um auf einmal eine doppelte Ehre nachzuſuchen, einen Triumph und das Konſulat. Aber der erſte Geſuch war, der Verfaſſung nach, unvereinbar mit dem letztern; denn der eine verpflichtete ihn, auſſerhalb der Stadt zu bleiben, der andere machte ſeine Gegenwart in der Stadt nothwendig. Da ihn nun der Senat von dem Geſetze nicht freiſprechen wollte, ſo zog er das Wirkliche dem Glänzenden vor, gab den Triumph auf, und verſicherte ſich des Konſulats.

Es gab um dieſe Zeit zwei Partheyen in Rom; die Parthey der alten Republikaner, denen das Wort Vaterland noch kein leerer Name war, und die Parthey der Aufrührer, aus Ariſtokraten und Demokraten

mokraten beſtehend, die auf entgegen geſetzte Art den Staat zerrütteten, um ſich eine wahre Monarchie zu ſchaffen. Die republikaniſche Parthey, an deren Spitze Cato und Cicero ſtunden, verlor immer mehr ihren Einfluß. Unter den Aufrührern, welche in der Republik herrſchen wollten, ſchienen Craſſus und Pompejus die gefährlichſten. Der erſte war der reichſte Mann im Staate, und beſaß nach Pompejus das größte Anſehen. Lange waren beide eiferſüchtig auf ihre gegenſeitige Macht, und gerade von dieſer wechſelſeitigen Eiferſucht ſchien die künftige Sicherheit des Staats abzuhängen. Dieß entgieng niemanden weniger als dem tiefblickenden Cäſar, und er beſchloß die wechſelſeitige Eiferſucht dieſer Männer zu ſeinem Vortheile zu nützen. Er ſah' wohl, daß es nicht gelingen würde, ſeine ehrgeitzigen Abſichten zu erreichen, wenn er ſich nicht vorerſt mit dieſen beiden Machthabern verbände. Unter dem Vorwande, den Craſſus und Pompejus zu verſöhnen, entwarf er den Plan zu einer Verbindung, wodurch alle drei ſich verpflichteten, ihre gegenſeitigen Vortheile zu befördern, und nach verabredeten Planen zu handeln. Dieſe Verbindung wird gewönlich das erſte Triumvirat genannt. Es war nichts anders, als eine verrätheriſche Verſchwörung dreier der mächtigſten Bürger Roms, um von ihrem Vaterlande mit Gewalt zu erzwingen, was ſie geſetzmäßig nicht erlangen konnten. Des Pompejus Hauptbewegungsgrund war, ſeine Vorſchläge unter Cäſars Konſulat beſtätigt zu ſehen; Cäſar wollte ſeinen eigenen Ruhm erhöhen, indem er dem des Pompejus wich; Craſſus wünſchte durch Pompejus Anſehen und Cäſars Thätigkeit die Uebermacht zu erlangen, die er allein nicht behaupten konnte. Cäſar, der den Plan entwarf, ſah wohl ein, daß er den größten Vortheil erlangen

würde. Er wußte, daß die alte Feindſchaft ſeiner Mitverbundenen, wenn ſie auch gleich gemildert war, doch nie ſo konnte geheilt werden, daß ſie nicht eine geheime Eiferſucht zurückließe. So wie er nun überzeugt war, daß er ſich durch ihre beiderſeitige Hülfe über alle andere erheben würde, ſo hofte er auch endlich über ſie beide die Oberhand zu erhalten. Der Erfolg zeigte, daß er richtig kalkulirt hatte.

Schon während ſeines Konſulats entwickelte ſich ſein herrſchſüchtiger, keine geſetzlichen Schranken anerkennender Charakter immer mehr. Der Senat, der dieß ahndete, hatte zwar die Wahl eines Patrioten, oder Anhängers an die Konſtitution, des Bibulus, zum Mitkonſul durchgeſetzt; damit aber, wie ſich bald zeigte, wenig gewonnen. Cäſar ließ den Senat Senat ſeyn und handelte durch das Volk. Er gab mehrere der wichtigſten Dekrete und Geſetze ganz nach eigener Willkühr; er beſchenkte und beförderte ſeine Freunde, demüthigte ſeine Gegner, und gieng mit der Staatskaſſe um, als ob ſie ſein Eigenthum und unerſchöpflich wäre. Gleich anfangs brachte er es in Vorſchlag, gewiſſe Ländereyen unter die gemeinen Bürger, und die Soldaten des Pompejus auszutheilen. Als der Senat widerſprach, berief er ihn nicht wieder zuſammen. Craſſus und Pompejus wurden nun bevollmächtigt, die Ländereyvertheilung vorzunehmen. Dadurch zog Cäſar die meiſten gemeinen Bürgerdenen es mehr um ihren Privatvortheil, als um die Erhaltung der republikaniſchen Freiheit zu thun war, auf ſeine Seite. Um ſich der Gunſt des Ritterſtandes zu verſichern, verſchaffte er den Generalpächtern allerlei Vortheile, und die Bürgerverſammlung erließ ihnen ein Drittheil der Pachtſumme. Für ſich ſelbſt foderte er nichts; er ſchien allein für Freunde und Nothleidende Foderungen zu haben.

haben. Doch entgieng er der Beſchuldigung nicht, Goldſtangen, dreitauſend Pfund am Gewicht, aus dem Schatze entwendet, und vergoldete Kupferſtangen an ihre Stelle hingelegt zu haben. Verſchiedene Verordnungen von ihm mußten ſelbſt ſeine Gegner gut finden; z. B. daß im Senat und in den Volksverſammlungen Tagebücher geführt, und alle Verhandlungen zur Einſicht des Publikums aufgezeichnet würden; daß die Statthalter Abſchriften von ihren Rechnungsbüchern und Acten in zwei Städten ihrer Provinz niederlegen, und eine dritte in das Archiv in Rom abliefern ſollten.

Alle dieſe und viele andere Verordnungen gab Cäſar aus eigener Machtvollkommenheit. Kurz er handelte während ſeines Konſulats faſt ſo unbeſchränkt, wie jemals ein Diktator geherrſcht hatte; auch war der Ruf von ſeiner Alleingewalt ein ſo durchgängig beglaubter Ruf geworden, daß er bald in Volksſcherz und Stadtſatire übergieng. Einige Witzlinge pflegten aus Muthwillen ihre Aufſätze nicht, unter dem Konſulate des Cäſars und Bibulus, ſondern nur des Julius und Cäſars zu bezeichnen; und in ganz Rom liefen von Hand zu Hand ein paar Verſe, ohngefehr des Inhalts: „Nicht unter dem Konſulate des Bibulus, ſondern Cäſars, geſchah, was neulich geſchehen. Unter dem Bibulus wüßte man nicht, daß etwas vorgefallen wäre.“

3.

Cäſar als Statthalter in Gallien. Seine Eroberungen.

Es lag nicht in Cäſars Charakter, eine Sache unvollendet zu laſſen, oder auf halbem Wege ſtehen zu bleiben.

bleiben. Mit einem Kopfe, der entweder große Plane ins Weite hinaus anzulegen, oder jeden ſchnell vorüber eilenden Vorfall zu ſeinem Vortheile zu faſſen wußte, verband er tiefe Einſicht in den Gang menſchlicher Leidenſchaften und in den Charakter ſeines Zeitalters; ſchnellen und richtigen Ueberblick der verworrenſten Umſtände; raſche Ausführung der einmal gefaßten Entſchlüſſe, und einen Muth, der vor nichts zurückbebte, der ſich und alles aufs Spiel ſetzte.

Einem ſolchen zum Herrſchen gebohrnen Geiſte mußte das Konſulat ein Mittel werden, ſich einen Weg zu bahnen, der ihn immer weiter führte. Ehe daher das Jahr deſſelben zu Ende gieng, entwarf er mit Pompejus und Craſſus den Plan, wie ſie ſich in die Reichsprovinzen theilen wollten. Ohne mit dem tief gebeugten Senat Rückſprache zu nehmen, oder die republikaniſche Verfaſſung im mindeſten zu reſpektiren, beliebte es den drei Gewalthabern, folgende Eintheilung zu treffen. Pompejus wählte Spanien zu ſeinem Antheil; des Eroberns müde und mit kriegeriſchem Ruhm geſättiget, erkohr er dieſe wichtige Provinz, die er von ſeinen Legaten konnte regieren laſſen, um während der Zeit in Rom ſeinen Vergnügungen zu leben. Craſſus wählte Syrien, ein Land, das bisher noch immer ſeine Eroberer bereichert hatte, und von welchem er daher auch für ſeine Lieblingsleidenſchaft Befriedigung hofte. Cäſar fiel Gallien zu, und zwar das cisalpiniſche (Oberitalien) und transalpiniſche (Frankreich) zugleich, ein ungeheurer Landſtrich, zu deſſen Bewachung ein zahlreiches Heer erfodert wurde. Dieſen wichtigen Poſten ließ er ſich auf fünf Jahre beſtättigen, wozu dann noch fünf andere kamen; und in dieſem fernen Lande ſchuf er ſich eine Macht, mit der er als Herr der Erde zurückkehrte.

Voll

Voll froher Ausſichten eilte Cäſar, nachdem ſein Conſulat zu Ende war, an der Spitze ſeines Heeres in die Provinz, und betrat hier einen Schauplatz, wo Kampf und Ruhm auf ihn warteten; wo der Sieg faſt unabläßig, doch leider deſto ſeltener die Gerechtigkeit ihn begleitete; wo er ſich Lorbeern brach, wie vor und nach ihm kein Römer.

Als Cäſar die Oberanführung der galliſchen Armee übernahm, entwarf er ſogleich den Plan, ganz Gallien der römiſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Die Ausführung dieſes Plans erleichterte ihm die Verfaſſung der Bewohner Galliens, die, obgleich von einerley Urſprung, doch nicht Einen Staat ausmachten. Mit dem Namen Gallier belegte man alle Völker, die auf der linken Seite des Rheins, zwiſchen den Alpen, dem atlantiſchen und dem mittelländiſchen Meere ſich ausbreiteten. In dieſem großen Bezirke wohnten nun viele Völker, deren Namen noch zuweilen ein Ort unſrer Zeit im Andenken erhält. Solche Völker waren die Nanneter um Nantes, die Veneter um Vannes, die Turonen um Tours, die Pariſier um Paris, die Senonen um Sens. Andere ſind deswegen merkwürdig, weil ſie ſich durch ihre größere Macht, durch die ſtandhaftere Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit, auszeichneten. Unter dieſe Völker gehörten die Aedner um Autun, Nevers, Chalons; die Bojer an der Loire; die Arverner um Clermont; die Völker am Fuße der Pyrenäen, in der Gegend von Rouſſillon, Toulouſe Narbonne. Die Gallier hatten, in Vergleichung mit den Römern, einen großen Körperbau, und ſie verwendeten auf ihre meiſtens röthlichen Haare ſehr viele Sorgfalt. In ihrem Charakter war Muth und Entſchloſſenheit mit Veränderlichkeit gepaart. Ihre Kleidung verrieth ſchon eine höhere Stuffe der

Kultur. Sie ſchmückten ihren Hals mit goldenen Ketten, ihre Hände und Arme mit Bändern; ihre Magiſtratsperſonen trugen bunte, geſtickte Kleider. Ihre Degen und Schilde zierten ſie mit Corallen aus, und zuweilen war ihr Bruſtharniſch vergoldet. Ihre Häuſer, oder vielmehr hölzernen Hütten, die mit Stroh gedeckt waren, bauten ſie entweder an die Flüſſe, oder in den Schatten der Wälder. Ihre vornehmſten Nahrungsmittel beſtanden aus Fleiſch und Milch; ihren Durſt löſchten ſie mit Bier, und den erquickenden Schlaf erwarteten ſie auf einer Wildhaut. Wegen ihrer körperlichen Stärke und ihres entſchloſſenen Angriffes waren ſie Feinde, die alle Achtung verdienten. Auſſer langen, aber ſchlecht gehärteten Degen, führten ſie Wurfſpieße, Lanzen, Bogen, Schleuder, Kolben. Ihren Kopf ſicherten ſie durch einen ehernen Helm mit Hörnern oder Thiergeſtalten, ihre Bruſt durch einen ſchmalen und platten, aber langen Schild. Ihre vornehmſten Krieger ſaßen gewönlich auf Wagen, von welchen ſie, nach Abſchießung ihres Wurfſpießes, herabſprangen, um den Feind in der Nähe anzugreifen. Bei dem Anfange eines Treffens erhoben ſie ein fürchterliches Geſchrey, das ſie mit einem entſezlichen Getöſe ihrer zuſammenſchlagenden Schilde begleiteten. Jede Völkerſchaft, jeder Stamm, ſtand im Treffen nebeneinander. Kehrten ſie aus der Schlacht zurück, ſo hiengen ſie die Köpfe der erſchlagenen Feinde entweder an den Hals ihrer Pferde, oder ſie ſtekten ſie auf ihre Lanzen. Zugleich ſangen ſie Siegeslieder ab. Es gab unter ihnen eine Art von Adel, den die Römer mit ihrem Ritterſtande verglichen. Auſſer dieſem ſtanden ihre Prieſter, die ſie Druiden nannten, in vorzüglichem Anſehen. Ueberhaupt ſezten die Gallier auf den Götterdienſt einen ganz beſondern Werth.

Im

Im Kampfe mit dieſen tapfern und kriegeriſchen Völkerſchaften wollte Cäſar ſeine Soldaten zum Kriegsdienſte abhärten; an den wildeſten Barbaren wollte er ihren Muth und ihre Tapferkeit üben, und durch eine lange Gewöhnung, ſo wie durch Freigebigkeit und liebreiche Behandlung, wollte er ſie ſo an ſich feſſeln, daß ſie nachher alles für ihn zu thun entſchloſſen ſeyn ſollten. Er nannte ſie Kameraden, er belohnte ſie mit reichen Geſchenken, er verſprach ihnen ruhige Landſitze in Italien, er gieng ihnen in allen Strapazen voran, und ſchien ganz für ſie zu leben. Dadurch bildete er ſich ein Heer, welches ihn als Vater ehrte, und ganz vergaß, daß es im Dienſte der Republik ſtand. Er ſelbſt hat die Feldzüge, die er an der Spitze ſeines Heeres machte, in ſeinen Kommentarien beſchrieben, einem Werke, das ihm unter den Schriftſtellern den nämlichen Rang erwarb, den ihm ſeine Thaten unter den Feldherrn ſicherten.

Das Signal zum Ausbruch der Feindſeeligkeiten gaben die Helvetier, ein zahlreiches und muthiges Volk, das ſich in ſeinen bisherigen Grenzen zwiſchen dem Jura, den Alpen und dem Rhein zu eingeſchränkt fühlte, und ſich ein beſſeres Vaterland wünſchte, als den dürren und wilden Boden der Alpengebirge. Sie brachen in dem Jahre nach Cäſars Konſulate aus ihren Bergen und Thälern hervor, um ſich in dem fruchtbaren Gallien neue Wohnſitze zu ſuchen. Es waren ihrer dreimal hundert und acht und ſechzig tauſend Seelen, und unter dieſen zwei und neunzig tauſend ſtreitbare Männer. Dieſer Schwarm von Barbaren hatte, um ſich alle Hofnung der Rückkehr zu benehmen, und ſich dadurch aufzumuntern, allen Gefahren einer Eroberung zu trotzen, den Anfang damit gemacht, ſeine Städte,

deren zwölfe, und ſeine Flecken, deren vierhundert waren, in Brand zu ſtecken. Cäſar gieng dieſen furchtbaren Feinden mit fünf Legionen entgegen, ſchlug ſie bei Bibrakte, deſſen Trümmern neuere Erdbeſchreiber in die Mauren von Autun ſetzen, und zwang ihre Anführer, ihn auf den Knieen um einen Frieden zu bitten, deſſen Bedingungen er als aufgebrachter Sieger vorſchrieb. Dieſe verwegene Invaſion der Helvetier koſtete zweimal hundert und acht und fünfzig tauſend Menſchen das Leben, und die, ſo dem Blutbade entronnen, wurden vom Cäſar in ihre vaterländiſchen Waldungen, von denen ſie ausgewandert waren, zurückgeſchickt.

Die nächſten, welche die Schärfe ſeines Schwerdtes empfanden, waren die Germanen. Ihrer achtzig tauſend wurden niedergehauen, und ihr Anführer Arioviſt entrann mit Mühe in einem kleinen Boote über den Rhein. Die Belgier wurden mit ſo fürchterlichem Blutvergießen vertilgt, daß die gethürmten Leichen zu Brücken über Moräſte und Flüſſe dienten. Die Nervier, die kriegeriſcheſte unter dieſen barbariſchen Nationen, wehrten ſich eine Weile und überfielen die Römer mit ſo vieler Wuth, daß ihr Heer Gefahr lief, gänzlich geſchlagen zu werden; als aber Cäſar, den nächſten beſten Schild ergreifend, mitten durch die Seinigen ins Dickigt der Feinde eindrang, verwandelte die Geſtalt der Sachen ſich ſo plötzlich, daß die Barbaren bis auf einen Mann niedergehauen wurden. Zunächſt wurden die Celten, mächtig zur See, bezwungen, dann die Sueven, dann die Menapier, und mit einem Wort alle Nationen zwiſchen dem mittelländiſchen und brittiſchen Meere.

Geſpornt von unerſättlicher Eroberungsbegier ließ Cäſar in den Häfen von Oſtende bis Boulogne eine Transportflotte von ſechshundert Schiffen ausrüſten; auf

auf welchen er im fünften Feldzuge nach Britannien überſetzen wollte, von woher die Gallier in der Normandie einige Hülfe erhalten hatten. Die Unternehmung war groß genug; die Landung geſchah unter dem heutigen Hafen Sandwich; im Grunde ward aber wenig ausgerichtet. Einige Stämme verſprachen Tribut zu bezahlen.

Cäſar hatte bald auf andern Seiten vollauf zu thun. Eine ſchlechte Erndte hatte ihn genöthigt, ſeine Winterquartiere in Gallien weiter, als gewöhnlich, auszudehnen, nämlich von der Seine bis an die Maas um Maſtricht, und von der See bis in die Nähe von Trier. Das hatte zur Folge, daß verſchiedene ſtarke Poſten überwältiget wurden. Cäſar rächte den Verluſt mit unabbittlicher Strenge durch die entſetzlichſte Verheerung zwiſchen den Ufern der Maas und des Rheins. Es erfolgte darauf ein faſt allgemeiner Aufſtand; mit dem Ueberfalle der Stadt Orleans nahm er ſeinen Anfang, und verbreitete ſich mit unglaublicher Schnelligkeit von Volk zu Volk. Vercingetorix, ein junger Krieger aus Auvergne, ward als Oberhaupt an die Spitze des Bundes geſtellt. Es war der ſiebente und gefährlichſte Feldzug, den Cäſar machte; ſeine ganze Geſchicklichkeit in ſchnellen und verſteckten Märſchen, ſein unbezwingbarer Muth, ſein und ſeiner Truppen unerſchütterliches Selbſtvertrauen auf Glück, und Unüberwindlichkeit war nöthig, um die Oberhand zu behaupten. Daß er mitten im Winter über die Cevennen gieng, wo der Schnee an manchen Orten ſechs Fuß tief lag, verdient weniger Bewunderung, als die Schnelligkeit in ſeinen Unternehmungen. Es war nichts ungewöhnliches, daß der Feind vom Cäſar angegriffen ward, wenn er ihn noch dreiſſig, fünfzig Meilen entfernt glaubte. Der entſcheidende Schlag geſchah

bei Aliſe in Bourgogne. Man erſchrickt über die Arbeiten, welche Cäſar ſeinen Truppen zumuthete. Vercingetorix hatte mit achtzig tauſend Mann auf Anhöhen und unter den Wällen jenes Orts eine Stellung genommen, die er für unangreifbar hielt. Aber Cäſar ſchloß ihn ein. Seine Truppen zogen gegen die Stadt eine Linie von eilftauſend, und gegen den Feind nach dem Felde hin eine andere von vierzehntauſend Schritten im Umkreiſe. Dieſe Linie beſtand aus fünfzehn und zwanzig Fuß breiten Graben, mit einem zwölf Fuß hohen Walle, mit Pallisadenwerk und mehrern Reihen von Wolfsgruben verſchiedener Art. Zu Autun verſammelte ſich ein gewaltiges Heer, die Stadt zu entſetzen. Cäſars Linien wurden einige Tage hinter einander beſtürmt. Als er ſich außer Stande ſah, ſie zu vertheidigen, fiel er mit allen ſeinen Truppen aus, und ſiegte endlich durch die Fehler des Feindes. Der achte Feldzug endete den Krieg mit der Unterjochung der belgiſchen Völkerſchaften. Ganz Gallien war beſiegt, theilweiſe verheert und entvölkert; Cäſar aber ſtand an der Spitze eines Heeres, das ſeinen Befehlen blind zu gehorchen bereit war.

Faßt man die Kriegsthaten Cäſars in Gallien in einem Geſichtspunkt zuſammen, ſo findet man, daß er achthundert Städte einnahm, dreihundert Völker unterwarf, fünfzig förmliche Schlachten lieferte, und eilfhundert zwei und neunzig tauſend Menſchen niedermetzeln ließ.

4.

Es entſtehen Mißhelligkeiten zwiſchen Cäſar und Pompejus.

So lange Cäſar in Gallien war, verlor er Rom, und was da vorgieng, nie aus den Augen. Das Kleine wie das Große mußt' ihm berichtet werden; überall hatte er ſeine Spionen, und ſein Geld, den Galliern abgenommen, wanderte ſtill nach der Hauptſtadt, und beſiegte heimlich Senatoren und Volkstribunen. Die meiſten Staatsbeamten waren in ſeinem Sold; bald brachte er die Männer, bald die Weiber, bald die Sklaven auf ſeine Seite. Von Zeit zu Zeit pflegte er in das cisalpiniſche Gallien zu kommen, wo ihn dann ſeine Anhänger in Rom zahlreich beſuchten. Selbſt, indem er nach Britannien ſchiffte, und dort mit Völkern kämpfte, deren Namen noch nie jenſeits der Meerenge erſchollen waren, ſorgte er für Rom's Verſchönerung eifriger, als jemals ein gegenwärtiger Aedil gethan hatte, entwarf im Kriegszelte die Riſſe von Werken, die den Namen jedes andern friedlichen Staatsbürgers allein ſchon unvergänglich gemacht haben würden, wenn ſie gleich in dem thatenvollen Leben Cäſars verſchwinden, wie ein Tropfen im Ozean. Denn auf ſeinen Befehl, und vom Ertrag ſeiner galliſchen Beute ward zu Rom ein neues Forum angelegt, ausgeſchmückt mit den vortrefflichſten Gebäuden. Blos der Platz zu demſelben, erkauft von lauter Privatbeſitzern, koſtete die furchtbare Summe von hundert tauſend großen Seſtertien, d. i. mehr als drei Millionen Thaler. Alle diejenigen Schranken, in welchen bei Wahltagen die

Bayerische Staatsbibliothek München

Zünfte ihre Stimmen ablegen ſollten, alle Bedachungen oberhalb derſelben waren von Marmor; ein herrlicher Bogengang, im Umkreis tauſend Schritte haltend, ſchloß ihn; auch eine prächtige Villa war damit verbunden.

Solche Werke, und ſolche Kriegsthaten, als Cäſar in Gallien verrichtete, mußten ihn immer mehr in der Gunſt des Volks befeſtigen, auf die er ſeine fernere Erhebung baute.

Nichts konnt' ihm weniger gleichgültig ſeyn, als was in ſeiner Abweſenheit ſeine beiden Mitwerber um die höchſte Gewalt, Craſſus und Pompejus, thaten. Stets war ſein Blick auf ſie gerichtet, und nicht mit Unrecht! denn ſo wie ſein Anſehen und ſeine Macht wuchs, ſo ſtieg auch die ihrige. Im Senate und in den Volksverſammlungen war alles entweder ihrem Gelde zinsbar, oder ihrer Macht unterthan. Sie ließen ſich zu Konſuln wählen und zogen aus ihren Statthalterſchaften ungeheure Schätze. Cäſars wachſender Ruhm machte beſonders dem Pompejus immer mehr Sorgen, er ſuchte ihn zu verkleinern und brachte allerlei nachtheilige Gerüchte über den gefürchteten Nebenbuhler ins Publikum. Alles weiſſagte einen nahen Bruch zwiſchen den beiden ehrgeizigen Männern, und ſelbſt der Zufall half ihn befördern.

Julia, Pompejus Weib und Cäſars Tochter, ſtarb; ſie, die bisher nicht wenig beigetragen hatte, um die Harmonie zwiſchen den beiden ihr gleich nahen Gewalthabern zu erhalten. Von dieſem Augenblicke an beſchloß Pompejus, hinfort blos ſeinen eigenen Vortheil zu verfolgen, ſeines Mitgenoſſen Intereſſe aber möglichſt nieder zu halten. Eine zeitlang verheelte er dieſe Geſinnung noch, bis des Craſſus Tod den offenbaren Bruch beſchleunigte. Dieſer habſüch-

tige

tige Mann war zu einem ungerechten Kriege gegen die Parther ausgezogen, durch deren Unterjochung er zu gleicher Zeit ſeinen Geiz zu ſättigen, ſeine Ehrſucht zu befriedigen und den kriegeriſchen Ruhm ſeiner Mitverbündeten zu erreichen hofte. Allein er führte den Krieg mit ſo wenig Klugheit, daß der Feind beinahe in jedem Handgemenge die Oberhand erhielt. Unfähig, ſich aus den Schwierigkeiten, in die er ſich verwickelt hatte, herauszuwinden, und taub gegen den Rath ſeiner Freunde, ward er das Opfer ſeiner Unbeſonnenheit und der Treuloſigkeit der Parther. Er ward erſchlagen, indem er ſich bis auf den letzten Athemzug tapfer wehrte, und mit ihm ward die Blüthe des römiſchen Heers vertilgt.

Dieſer tragiſche Tod zerriß den lezten Faden, der die zwiſchen dem Cäſar und Pompejus herrſchende Eiferſucht auszubrechen hinderte. Craſſus hatte, ſo lange er lebte, die Waage im Gleichgewichte gehalten, und ihren gegenſeitigen Uſurpationen Einhalt gethan; als er aber nicht mehr war, ſo ſchien das römiſche Reich, wiewohl es ein Drittheil der bekannten Welt umfaßte, zu enge, zwei Männer zu faſſen, und das Blut von achtzig tauſend Menſchen mußte vergoßen werden, damit Ehrſüchtige, deren Staub bald eine kleine Urne einſchließen ſollte, in der größten Monarchie der Welt frei athmen könnten.

In Rom ſelbſt herrſchte damals die größte Unordnung, und das Feuer der Zwietracht grief immer weiter um ſich. Bei allen Wahlen der Staatsbeamten und Berathſchlagungen über andere Gegenſtände floß gewöhnlich Blut; und Geld zur Erkaufung der Stimmen ward öffentlich ausgeboten. Einmal kam durch des Pompejus Intriken, der nach der Diktatur ſtrebte, die Konſulnwahl erſt nach ſechs Monaten zu Stande, und in dieſer Zeit herrſchte eine völ-

lige Anarchie; es gab keine Juſtizpflege, keine Ausübung einer obrigkeitlichen Gewalt, außer der eines ſchwachen Zwiſchenkönigs. Die Parteyen erſchienen überall in den Waffen, und alle Tage ſchlug man ſich in den Straſſen. Dem Unweſen zu ſteuren, ward Pompejus zum alleinigen Konſul gewählt, mit dem Auftrage, zur Herſtellung der Ordnung alle Bürger in Italien zu bewafnen. Dieß entflammte Cäſarn zum äußerſten Unwillen. Wann die Gewalt des großen Pompejus immer größer wurde, wie konnte er hoffen, ſeine ehrgeizigen Abſichten zu erreichen? Die Scheelſucht des Pompejus auf jeden fremden Lorbeer, den er als eine Schmälerung ſeines eigenen Ruhmes anſah, war bekannt genug. Seinen Anhang zu verſtärken, des Senats feile Stimmen zu erkaufen, der Volksverſammlung wetterwendiſche Launen zu lenken, mußte ihm in Rom's Mauren allerdings leichter, als dem entfernten Cäſar werden. Alle Schritte des leztern trugen daher von nun an das Gepräge des Aufruhrs, der ihn beherrſchte. Kein Mittel ließ ſich denken, das ſeine tiefblickende Politik ungebraucht ließ. Um ſich Kreaturen zu machen, gab er dem römiſchen Volke, bei Gelegenheit des Todes ſeiner Tochter, prächtige Schauſpiele; bezahlte die Schulden der Bürger, deren Einfluß er ſich erkaufen wollte; verſprach allen fremden Königen, wenn ſie ſich mit ihm verbinden wollten, die Gunſt der Republik; erſchöpfte beſonders das Land, welches er unterjocht hatte, durch Kontributionen, um die höchſte Gewalt zu erkaufen. Um ſich in keinem Stüke dem Pompejus nachgeſezt zu ſehen, verlangte er vom Senate in Rom die Erlaubniß, ſich abweſend um das Konſulat zu bewerben, und daſſelbe ſo wie Pompejus unter Beibehaltung ſeiner Statthalterſchaft führen zu dürfen. An und für ſich foderte er

damit

damit weiter nichts, als was man dem Pompejus zugeſtanden hatte; ein Heer in der Provinz und den Oberbefehl in Italien. Allein Umſtände veränderten die Sache. Des Pompejus Heer in Spanien war durch Gebürge, die nicht in einem Augenblike überſtiegen werden konnten, von Italien getrennt. Cäſar hingegen hatte ſeine Truppen an der italiäniſchen Grenze ſtehen, in wenigen Tagen konnten ſie vor Rom ſeyn. So bedenklich die Sache war, ſie gieng auf die gewöhnliche Art durch. Aber die republikaniſche Parthey bot ſeitdem auch alles auf, die gegebene Bewilligung unkräftig zu machen, und ſich zu dieſem Zweke des Pompejus zu verſichern. Lezteres fiel nicht ſchwer; ſeine Eitelkeit war leicht zu gewinnen, und ſo erfolgte der Senatsſchluß: Cäſar ſollte, da der Krieg in Gallien geendigt wäre, ſeine Legionen entlaſſen, an einem beſtimmten Tage aus den Provinzen abgehen, und wenn er nicht gehorchte, für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden. Der Senat ertheilte den Konſuln und zugleich dem Pompejus als Prokonſul uneingeſchränkte Gewalt, für die Sicherheit der Republik zu wachen, und neue Werbungen anzuſtellen.

Es war tief im Herbſt, als der Senat und Pompejus dieſen Schritt wagten. Man verließ ſich darauf, daß Cäſar, weil ſeine Hauptmacht jenſeits der Alpen ſtand, nichts unternehmen könnte; man fürchtete keinen Angriff, und eilte daher nicht mit den Anſtalten zur Gegenwehr. Aber Cäſar, weniger bedachtſam als ſeine Gegner, ſezte ſogleich ſein Heer in Bewegung, und erſchien in größter Geſchwindigkeit am Rubikon, einem kleinen Fluſſe, der Italien von Gallien trennte und die Grenzen beider Länder bezeichnete. Dieſen Fluß hatten die Römer von jeher als die geheiligte Marke ihres Vaterlandes betrach-

betrachtet. Mit ſchauerlichen Flüchen und mit den Namen des Kirchenräubers und Vatermörders, die man noch immer in der Gegend von Rimini an der Landſtraße eingegraben leſen kann, hatte der Senat einen jeden beladen, der es wagen würde, mit einem Heere, einer Legion, oder auch einer Kohorte über den Rubikon zu ſetzen. Nicht ohne Urſache ſah man daher Cäſarn, als er mit ſeinen Getreuen dieſen Fluß erreicht hatte, nicht anders, als ob in dieſem Augenblicke erſt die Vermeſſenheit ſeines Unterfangens ihm in die Seele blitze, an dem verhängnißvollen Ufer einen kurzen Halt machen. Die Gefahren, die ſich ihm entgegen thürmten, die Blutbäder, die er veranlaſſen, das unſägliche Elend, dem er ſein Vaterland preis geben würde, ſtellte in einer weiten und finſtern Perſpective ſich ſeiner Einbildung dar, und erfüllte ihn auf einige Augenblicke mit Angſt und Reue. Trübſinnig den Schickſal entſcheidenden Fluß hinüberſchauend, erwog er, ob er den großen Schritt wagen ſollte, oder nicht? „Geh' ich, ſprach er endlich zu einem ſeiner Vertrauten, der ſich gerade an ſeiner Seite befand, geh' ich über dieſen Fluß, welchen Jammer werd' ich dann über mein Vaterland bringen; geh' ich nicht, ſo bin ich verlohren!“ So ſprach er, raffte dann mit einmal ſeine alte Freudigkeit wieder zuſammen: „Der Würfel iſt geworfen, rief er, alles iſt vorbey!“ ſtürzte ſich in den Fluß, und entſchied ſolchergeſtalt mit einem raſchen Schritt ſein eigenes und ſeines Vaterlandes Schickſal. Seine Soldaten folgten ihm mit ihrer gewöhnlichen Bereitwilligkeit, und — der Bürgerkrieg war durch die That erklärt.

5.

Bürgerkrieg zwiſchen Cäſar und Pompejus. Die Schlacht bei Pharſalus.

Rom gerieth über Cäſars kühnen Schritt in den äußerſten Schrecken. Schon glaubte man den Erobrer mit zehen Legionen vor den Thoren erſcheinen, und Heere von Galliern und Germaniern anrücken zu ſehen. Pompejus, welcher ſo viel Thätigkeit nicht erwartet, und keine hinreichenden Anſtalten zur Vertheidigung getroffen hatte, verließ Rom, und befahl dem ganzen Senat ihm zu folgen, indem er erklärte, daß er jedes Mitglied deſſelben, welches ſich weigern würde, unter ſeinen Fahnen zu kämpfen, als einen Feind des Vaterlandes betrachten würde. Sehr ſeltſam war's, daß, während die Konſuln, die erſten Magiſtratsperſonen, die Prieſter und alle Bürger, die einiges Eigenthum beſaßen, die Hauptſtadt der Welt verließen, man aus allen benachbarten Städten haufenweiſe dahin eilte, um der ſich nähernden Armee des Cäſar zu entgehen. So waren alle Heerſtraßen mit einer unzähligen Menge Menſchen bedeckt, die durch eine Art von Strohm und Gegenſtrohm auf einander trieben. Pompejus ſelbſt wagte es nicht, ſeinem Gegner entgegen zu gehen, ſondern begab ſich nach Griechenland, wo er eine Macht aufzuſtellen hoffte, mit der er dem Cäſar Troß bieten könnte.

Gleich einem reiſſenden Strohme ergoß ſich dieſer mit ſeinem Heere in Italien, eroberte Stadt auf Stadt, gewann aller Zutrauen durch ſeine Milde, vergrößerte mit jedem Schritte ſein Heer, und in weni-

weniger als neun Wochen war ganz Italien in ſeiner Gewalt. Er erſchien als Herrſcher in Rom, doch mit ausgezeichneter Sanftmuth und Milde, berief den Reſt des Senats zuſammen, traf die beſten Einrichtungen und ordnete die Magiſtratswürden an. Er hatte zu den Koſten eines Krieges, deſſen Dauer er nicht abſah, Geld nöthig; und da ſeiner Ehrſucht nichts heilig war, ſo beſchloß er, den Schatz der Republik zu plündern. Pompejus hatte die Schlüſſel mitgenommen und ein Volkstribun wolite ſich der gewaltſamen Erbrechung widerſetzen, indem er ſich vor die Thüre der Schatzkammer ſtellte. „Junger Menſch, rief Cäſar, der Tod ſchwebt über deinem Kopfe; und wiſſe, daß mir's ſchwerer wird, dieß zu drohen als zu vollziehen." Der Tribun hatte nicht Luſt, für das Vaterland zu ſterben, und der Eroberer nahm für etwa neunmal hundert tauſend Thaler Goldſtangen aus dem Schatze.

Die gröſte Gefahr konnte Cäſar von des Pompejus Kriegsmacht in Spanien beſorgen, die aus den beſten Legionen des Reichs beſtund, und bisher unter allen ſeinen Anführern noch ſiegreich geweſen war. Aber er kannte die Fähigkeiten ſeiner jetzigen Führer, und ſagte daher ſcherzend: „er gienge jetzt, mit einem Heere ohne Feldherrn zu kämpfen, und wenn er mit ihm fertig wäre, wolle er zurück kommen, und mit einem Feldherrn ohne Heer kämpfen." Nach Spanien gieng es jetzt in Eilmärſchen. Der Held kam dabei in große Gefahr, aber ſeine Kriegskunſt und immer wachſame Klugheit rettete ihn wieder. Spanien ward erobert, den gefangenen Soldaten geſchah kein Leids, ſie wurden alle entlaſſen, aber die meiſten giengen zum Sieger über.

Indes ſeine Unterfeldherren in Afrika, Illyrien und zur See einigen Verluſt erlitten, gieng Cäſar nach

nach Rom, und machte den Anfang ſeiner Verwaltung der höchſten Würde damit, daß er ſich vorläufig zum Konſul ernennen ließ. Sein Plan war, ſobald er einmal die Zügel der Regierung in den Händen hatte, ſie nie wieder fahren zu laſſen, und die Römer unter allen von ihnen eingeführten republikaniſchen Titeln ſo lange zu beherrſchen, bis er ohne Gefahr die Republik in eine Monarchie umwandeln könnte.

Pompejus hatte inzwiſchen die Zeit, da Cäſar in Spanien Krieg führte, zu außerordentlichen Kriegsrüſtungen benutzt. Er verſammelte ſeine meiſten Truppen in Macedonien, wo er auf ſechzig bis ſiebenzig tauſend Mann und achthundert Kriegsſchiffe beiſammen hatte. Sein Lager ſtellte den Sitz der Republik vor. Zweihundert Senatoren ſtellten den Senat und an ſiebentauſend römiſche Bürger das Volk vor. Man hielt Verſammlungen, wie in Rom, und nahm es als ausgemacht an, daß hier allein die ächte Repreſentation der Republik und alle geſetzmäßige Regierungsgewalt anzutreffen wären. Auch ſchien es anfangs, als wenn das Kriegsglück ſich auf die Seite des Pompejus hinneigen wollte. Mit einem Muthe, der in einer minder talentvollen Seele für Verwegenheit hätte gelten können, beſchloß ihm Cäſar trotz ſeiner großen Ueberlegenheit die Spitze zu bieten. Er hielt ſich nur eilf Tage in Rom auf, und führte ſein Heer nach Brunduſium, einer italiäniſchen Seeſtadt, um es von hier nach Griechenland überzuſetzen. Aber ſeine Flotte war nicht zahlreich genug, um das Ganze auf einmal einzunehmen, und ſein Heer zu trennen und zu ſchwächen ſchien gefährlich. Es war ſo eben um die Mitte des Winters, eine Jahrszeit, worinn auch die ſtärkſten Schiffe kaum die See halten konnten, viel weniger

ſo

ſo gebrechliche, wie die ſeinigen. Hierzu kam, daß alle Häfen und Ufer mit den Schiffen ſeines Nebenbuhlers beſetzt waren. So viel Schwierigkeiten vermochten ſeinen Geiſt nicht zu dämpfen. Entſchloſſen, den Krieg mit unermüdetem Eifer fortzuſetzen, ſchiffte er von ſeinen zwölf Legionen fünfe ein, die ſich nicht höher als auf fünf und zwanzig tauſend Mann und ſechstauſend Reuter beliefen, lichtete die Anker, ſteuerte mitten durch die Feinde durch und nahm die Zeit ſo wohl in Acht, daß er die ganze Ueberfahrt in einem einzigen Tage vollendete. Aus Furcht, die mehr bekannten Häfen vom Feinde beſetzt zu finden, landete er zu Paläſte. Kaum ſah er ſeine Völker hier in Sicherheit, als er die Flotte zurückſchickte, um auch den Reſt des Heeres nachzuholen. Aber auf dieſem Heimwege fielen dreiſſig ſeiner Schiffe dem feindlichen Admiral in die Hände, der ſie in Brand ſteckte, und ſelbſt die Seeleute, um den übrigen einen Schrecken einzujagen, ohne Gnade hinrichten ließ.

Mittlerweile beſchäftigte ſich Cäſar, alle Städte wegzunehmen, die ſich für den Feind erklärt hatten, und der Flotte, die längs den Küſten kreuzte, die Zufuhr abzuſchneiden. Mit Ungeduld erwartete er die Ankunft ſeiner zweiten Diviſion von Brunduſium. Dieſe zu beſchleunigen gerieth er auf einen ſonderbaren Einfall. Er begab ſich verkleidet in eine Barke; der Schiffer glaubte einen Kourier des Cäſars nach Brunduſium zu führen. Mit einbrechender Nacht war er abgefahren und hatte ſchon ein beträchtliches Stück Weges zurückgelegt, als der Wind plötzlich umſprang und ihm entgegen ſtürmte. Die See warf fürchterliche Wellen und der Sturm wuchs mit jedem Augenblicke. Der Schiffer wollte umkehren, aber ſein Reiſender widerrieth es ihm. Eine zeitlang arbeitete er dem Sturme entgegen, fand ſich aber endlich

außer

außer Stande, weder weiter vorwärts zu kommen, noch jenes ferne Ufer, von dem ſie abgefahren waren, wieder zu erreichen. Erſchöpft und verzweifelnd wollte er ſchon das Ruder ſinken laſſen und das morſche Fahrzeug der Willkühr der Wellen preis geben; plötzlich wirft Cäſar ſeine Verkleidung ab: „fürchte dich nicht, ruft er ihm zu, du führſt den Cäſar und ſein Glück.“ Indeß half alle Anſtrengung nichts; das Schiff ward an die Küſte zurückgeworfen, und Cäſar langte bei ſeinem Heere wieder an, ehe ſeine Abreiſe bekannt geworden war.

Nicht lange nachher gelang es ſeinen zu Brunduſium harrenden Schiffen, ſich durch die Feinde durchzuſchlagen, und mit ihren Kameraden zu vereinigen. Obgleich Cäſar bei weitem der ſchwächere Theil war, ſo ſehnte er ſich doch nach einer Schlacht, weil es ihm an Lebensmitteln gebrach. Da ihm aber Pompejus bedächtig auswich, ſo faßte er einen ungeheuren Entſchluß, und fieng an ihn auf der Stelle ausführen zu laſſen. Er wollte das ganze zahlreiche feindliche Heer durch Graben, Wälle und Blockhäuſer einſchließen, und es damit nöthigen, ſich entweder von der Küſte zu entfernen, oder ſich die Gemeinſchaft mit dem feſten Lande abſchneiden zu laſſen. Pompejus ſäumte nicht, gleiche Ketten von Schanzen und Linien entgegen zu ſtellen, und ſo ſah man, wie in Feſtungen, zwei Heere gegen einander, die zugleich belagerten und belagert wurden. Nun kam es zu häufigen Gefechten, ſechsmal an einem Tage. Der Augenblick der Entſcheidung ſchien gekommen zu ſeyn; Cäſars Linien wurden überwältigt; die Flucht ſeiner Truppen nach dem Lager war unaufhaltſam; die Gruben waren mit Erſchlagenen und Zertretenen angefüllt; nicht allein die Wälle des Lagers ſuchten die Flüchtigen zu beſetzen. Cäſar geſtand nachher

ſelbſt, daß an dieſem Tage die Beendigung des Krieges in ſeines Feindes Hand gelegen habe. Aber Pompejus ließ, unbegreiflich genug, den Augenblick der Entſcheidung unbenutzt, und Cäſar entkam durch einen angeſtrengten Marſch von ſieben Tagen nach Theſſalien. Dahin folgte ihm Pompejus nach, und ſetzte ſich auf die Anhöhen bei der Stadt Pharſalus, feſt entſchloſſen, ſeinen bedachtſamen ſichern Gang fortzugehen, unangreifbare Stellungen zu nehmen, und dem Feinde die Zufuhr abzuſchneiden.

Klüglich war dieſer Plan gewählt, und Cäſars Lage wurde immer bedenklicher. Der Sommer gieng allmählich vorüber, und ſein Heer hatte, ſo weit es reichen konnte, das Land ausgezehrt, und von der Seeſeite her war nichts zu hoffen, denn die Küſten waren von des Pompejus Geſchwadern beſetzt. Schon bucken ſich ſeine Soldaten Brod von Feldkräutern, und vielleicht hätte Pompejus das ganze Heer ohne Schwerdtſchlag in ſeine Hände bekommen, wenn er beharrlich bei ſeiner Entſchließung geblieben wäre. Aber die vielen alten und jungen vornehmen Herren in ſeinem Lager fanden ſeine Maaßregeln viel zu langweilig. Ueber ein Jahr lang hatte das fruchtloſe Herumziehen ſchon gedauert, und ſelbſt die alten Senatoren, die ſelber ſchon Heere befehligt hatten, meinten, wenn man nur angreifen wollte, der Sieg müßte auf ihrer Seite ſeyn. Im ganzen Heere liefen die bitterſten Spöttereyen über des Feldherrn Behutſamkeit herum, über Verzagtheit, über ſchwindende Kräfte eines alten Mannes. Durch dieſe empfindliche Reden ließ er ſich endlich zu einer Schlacht verleiten, die Cäſar ſo lange ſehnlich erwartet hatte.

Todesſtille lag auf beiden Heeren, als ſie gegen einander aufmarſchirt waren. So viele tauſend römiſche Bürger ſtanden auf dem Punkte, einander

die

die Hälſe zu brechen — um zwei ehrſüchtige Männer zu befriedigen. Viele Soldaten von beiden Theilen ſollen Thränen vergoſſen haben. In den Feldern von Pharſalus ſollte entſchieden werden, wer fortan das große römiſche Reich beherrſchen würde. Pompejus gab zuerſt das Zeichen zum Angriffe. Seines Heeres Loſung war Herkules der Unüberwundene; des Cäſars aber, Venus die Siegerinn!

Cäſar ſiegte! Pompejus behauptete den großen Ruhm, welchen er ſich durch die Eroberung des Orients erworben hatte, zu Pharſalus ſchlecht. Seine Truppen ſtrengten alle Kräfte an, aber ihr Anführer ließ ſich zu früh auſſer Faſſung bringen. Sobald er ſeine Reuterey in die Flucht geſchlagen ſah, dacht' er gar nicht daran, ſie wieder in Ordnung zu bringen, ſondern zog ſich kleinmüthig in ſein Lager zurück, und gab Sieg und Vaterland verloren. Cäſar hingegen war überall gegenwärtig, entflammte durch ſein Beiſpiel den Muth ſeiner Krieger, und gab in der flammendſten Hitze des Kampfes den Befehl, der Römer zu ſchonen und in die Hülfstruppen einzuhauen. „Steh, du haſt nichts zu fürchten!“ riefen Cäſars Soldaten ihren Landsleuten zu, und viele blieben wirklich ſtehen ohne weiter zu fechten. Gegen Mittag war der Sieg entſchieden. Aber Cäſar, der immer noch gar keine Palmen verdient zu haben glaubte, ſo lange ihm noch eine zu brechen übrig blieb, griff, troz der Hitze des Tages und der Erſchöpfung ſeiner Truppen, das Lager des Pompejus an und erſtürmte es. Der Widerſtand war nicht bedeutend. „Auch mein Lager will er!“ rief Pompejus, der ſchweigend in ſeinem Zelte ſaß; legte ſeine Feldherrnrüſtung ab, und miſchte ſich in den Haufen der namenloſen Flüchtlinge, welche jezt in den Städten, die ſie hätten beſchützen ſollen, vor dem Zorne ihrer Ueberwinder eine Zuflucht ſuchten.

Cäſar

Cäſar verſichert, in der Schlacht bei Pharſalus nur zweihundert Gemeine und dreiſſig Officiere verloren zu haben. Des Pompejus Armee war gänzlich vernichtet. Fünfzehn tauſend Mann, theils Römer, theils Hülfstruppen, waren von ihr geblieben, und neun Adler und hundert und achzig Fahnen erbeutet. Vier und zwanzig tauſend Flüchtlinge ergaben ſich nach dem Treffen. Großmüthig ſchonte ſie der Ueberwinder, und befleckte ſeinen Triumph nicht durch den Tod eines einzigen mit kaltem Blute ermordeten Römers. Ja er trieb den Edelmuth ſo weit, daß er den Briefwechſel des römiſchen Adels mit Pompejus, ohne ihn zu leſen, verbrannte. Als er Lager und Schlachtfeld mit ſeinen gefallenen Landsleuten beſäet ſah, ward er durch den melankoliſchen Anblick tief erſchüttert, und konnte nicht umhin, zu einem Nebenſtehenden zu ſagen: „Sie haben es nicht anders haben wollen!“

6.

Pompejus wird ermordet, und Cäſar beſiegt alle ſeine Feinde.

Pompejus hatte ſein Lager verlaſſen, ehe es noch erſtürmt war. Nachdem er einige Zeit, wie ein gemeiner Menſch, der ſein Leben erhalten will, weil er kein anderes Gut zu verlieren hat, fortgejagt war, und endlich ſah, daß man ihn nicht verfolgte, ſetzte er ſeinen Weg etwas ruhiger fort, in die traurigſten und ſchmerzhafteſten Betrachtungen verſenkt. Und wahrlich, welche Lage konnte wohl ſchröcklicher ſeyn für einen Krieger, der, nach dreiſſig Jahren voller Triumphe

Triumphe und Siege, jetzt in ſeinem Alter erſt in der Schule der Widerwärtigkeiten lernen, und mit Schimpf und Schande bedeckt vor einem verhaßten Nebenbuhler fliehen mußte. Dieſer Ehrſüchtige, dem, noch einige Tage vorher, der dritte Theil der Welt nicht genügte, war jetzt ſo klein auf ſeiner Flucht, daß er ſogar dem forſchenden Auge ſeiner Ueberwinder entgieng. Verſunken in finſtere Betrachtungen durchwanderte er das romantiſche Tempe, und traf endlich auf eine Fiſcherhütte, in welcher er die Nacht zubrachte. Tages darauf beſtieg er ein kleines Fahrzeug, und entdeckte, während er längs dem Seeufer kreuzte, ein etwas größeres Schiff, deſſen Beſitzer ihn ohne Bedenken aufnahm, und ihm alle Achtung bezeugte, die ſeiner ehemaligen Größe zukam. Er ſegelte nach Mitylene auf der Inſel Lesbos, wo ſeine Gattinn Cornelia ihn bald als Sieger zu ſehen hofte. Pompejus vermochte es nicht, ſelbſt der Herold ſeines Unglücks zu ſeyn; er ſandte ihr einen Boten aus dem Hafen, deſſen Thränen ihr ſagten was vorgefallen war. Sprachlos ſank die Unglückliche zu Boden, und als ſie ſich wieder aufgerichtet hatte, ſtürzte ſie, einer Wüthenden gleich, aus der Stadt dem Hafen zu. Beide blieben eine zeitlang von dem bitterſten Schmerze durchdrungen in ſtummen Umarmungen verſunken. Dann klagt ſich Cornelia als die Urſache dieſer Widerwärtigkeiten an; „denn ich, ſpricht ſie, habe durch das Unglück, das über meine Tage verhängt iſt, auch Unglück über meinen ſonſt glücklichen Gemahl gebracht.“ Pompejus, ſelbſt des Troſtes bedürftig, ſucht ſie zu tröſten und ſtellt ihr vor, daß der, den das Glück ſtürzt, auch wieder von dem Glücke erhoben werden könne.

Die Einwohner von Mitylene, die Zeugen von dieſer rührenden Scene waren, baten den Pompejus inſtän-

inſtändigſt, in ihre Stadt zu kommen. Aber er dachte zu edel, als daß er dieſe gutherzigen Leute in ſein Unglück hätte verwickeln ſollen. Ja er rieth ihnen ſogar, ſich freiwillig dem Cäſar zu unterwerfen, und ſegelte nach Cilicien. Hier ſammelten ſich wieder einige ſeiner Truppen um ihn; aber viel zu klein war ſeine Macht, als daß er hätte daran denken können, ſeinem Gegner ſich zu widerſetzen. Er beſchloß daher ſich in den Schutz des Königs Ptolemäus des Zwölften von Egypten zu begeben, auf deſſen dankbares Wohlwollen er gerechte Anſprüche machen konnte, weil er ſeinen Vater wieder auf den Thron geſetzt hatte. Er ſegelte alſo nach Cypern und von hier nach Peluſium, einer Stadt an der öſtlichen Mündung des Nils. Hier befand ſich eben Ptolemäus, begriffen im Kriege gegen ſeine Schweſter Cleopatra.

Als Pompejus nicht allzuweit mehr vom Ufer entfernt war, ließ er den König von ſeiner Ankunft benachrichtigen, und um Schutz und Zuflucht bitten. Ptolemäus, noch zu jung um ſelbſt zu regieren, ließ ſich von ſeinen Miniſtern und Höflingen leiten, und dieſe waren der Meinung, es wäre nichts beſſeres zu thun, als den Flüchtling zu tödten. Der Vorſchlag gefiel, und raſch ward zur Ausführung geſchritten.

In einem kleinen Fahrzeuge ruderten einige Egypter und ein gewiſſer Septimius, ein geborner Römer, der ſonſt unter Pompejus gedient hatte, zu dem Schiffe des letztern, um ihm den Schutz ihres Monarchen zu verſichern, und ihn zu bitten, ſich mit ihnen zu demſelben zu begeben. Das ſchlechte Anſehen des Fahrzeugs, und die Geringfügigkeit der Anſtalten, die man zu dem Empfange des Pompejus traf, machte die Freunde deſſelben unruhig. Er

ſelbſt

ſelbſt ahnete Verrätherey; allein entſchloſſen, die Egypter durch kein Mißtrauen zu reitzen, nahm er mit gefaßtem Muthe von ſeiner Gemahlinn und ſeinem Sohne Abſchied, und ſtieg mit vier Perſonen aus ſeinem Gefolge in das egyptiſche Fahrzeug. Schon waren ſie eine beträchtliche Strecke weit gefahren und noch immer herrſchte eine ängſtliche Stille in dem Boote. Pompejus wurde unruhig, und ſuchte ſeine Unruhe durchs Sprechen zu unterdrücken. Er wendete ſich daher zum Septimius und ſagte: „Mich dünkt, Freund, daß ich dich ſchon kenne. Sind wir nicht einmal Kameraden geweſen?“ Septimius nickte nur mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu ſprechen, und es herrſchte abermals die vorige Stille. Jetzt nahm Pompejus ſeine Schreibtafel zur Hand, um eine Rede zu leſen, die er an den Ptolemäus halten wollte. So kam er zur Küſte. Hier ergrif er die Hand ſeines Freigelaſſenen Philipp, um bequemer aufſtehen zu können; aber in demſelben Augenblicke ſtieß ihm Septimius von hinten zu den Degen durch den Leib, und ein anderer fiel ihn von vorne an. Pompejus ſah, daß er ſeinem Tode nicht entrinnen konnte, und ſuchte nun wenigſtens die Würde, die er im Leben behauptet hatte, auch noch im Tode zu behalten. Er zog ſeine Toga über das Geſicht, ſprach kein Wort, ſeufzte nur, und ertrug jeden Stoß mit der größten Standhaftigkeit, bis er todt am Ufer niederſank.

Cornelia hatte den Mord ihres Gemahls mit angeſehen; und von ihrem Schiffe erhub ſich ein fürchterliches Geſchrey, von dem das ganze Ufer erſcholl. Die Egypter ſtießen ſogleich vom Ufer, um ſich des römiſchen Schiffes zu bemächtigen; zum Glück erhob ſich aber ein friſcher Wind, mit deſſen Hülfe Cornelia ſogleich unter Segel gieng und den Bö-

Böſewichtern glücklich entkam. Dieſe kehrten alſo unverrichteter Sache zurück, kleideten den ermordeten Helden aus, hieben ihm den Kopf ab, und warſen ſeinen blutigen Leichnam verächtlich ans Geſtade. Sein getreuer Freigelaſſener Philipp blieb jedoch bei ihm; und nachdem die Menge ſich verlaufen hatte, wuſch er ihn im Meere ab, wickelte ihn in ſeinen Mantel, und baute aus mühſam zuſammen geſuchten Schiffstrümmern einen kleinen Scheiterhaufen, auf dem er ihn verbrannte. Dieß war die ganze Leichenbeſtattung für den Ueberwinder des Orients, der um die Alleinherrſchaft über den dritten Theil der Welt gekämpft hatte. Er war acht und fünfzig Jahr alt, da er ermordet wurde.

Sein Tod endete den Bürgerkrieg nicht. Obgleich nach der Niederlage bei Pharſalus ganze Geſchwader und die Truppen in Aſien dem Sieger huldigten, ſo fehlte es ſeinen Anhängern doch nicht an Kräften zum fernern Widerſtande. Bei Korfu lag eine Flotte von dreihundert Dreiruderern; in Afrika ſtand König Juba im Felde und einige römiſche Legionen unter dem Varus; in Spanien fand des Pompejus älteſter Sohn einen ſolchen Zulauf, daß er nach einigen Jahren mit dreizehn Legionen zum neuen Kampfe auftreten konnte. Indeſſen blieb Cäſar keinen Augenblick unthätig, ſondern verfolgte ſeinen Sieg mit brennendem Eifer. Er eilte ſogleich dem Pompejus nach Egypten nach, und bezeichnete ſeinen Weg mit lauter Handlungen der Mäßigung und Menſchenliebe. Kaum erſchien er in Alexandrien, als Septimius ihm den Kopf des von ihm ermordeten Helden überreichte. Cäſar, der ſich zu gut auf den Ruhm verſtand, als daß er ihn durch einen Meuchelmord zu erkaufen hätte glauben können, ſchauderte vor Entſetzen beim Anblicke dieſes blutigen Ue-

Ueberreſtes eines Nebenbuhlers, den er wohl bekriegen, aber nie zu bewundern aufhören konnte, und ließ ihm bei Peluſium ein Grabmahl errichten.

Cäſar, welcher auf das Schrecken rechnete, das die Schlacht bei Pharſalus in Egypten erregt haben würde, hatte nur zweitauſend dreihundert Mann Fußvolk und etwa achthundert Mann Reiterey mitgebracht; und beinahe hätte er für die Verwegenheit, mit dieſer Handvoll Soldaten Könige zu machen und abzuſetzen, theuer büſſen müſſen.

Egypten war um dieſe Zeit, wie erinnert wurde, zwiſchen dem Ptolemäus und der Kleopatra getheilt. Der Ueberwinder des Pompejus befahl beiden Partheyen, die Waffen niederzulegen, und citirte als Repräſentant von Rom, beide Souverains vor ſein Tribunal. Es entſchied zu Gunſten der ſchönen Kleopatra, gegen deren ſeltene Reitze er nicht gleichgültig war. Heftige Unruhen und ein blutiger innerlicher Krieg waren die Wirkung ſeines Ausſpruchs. Die ganze Hauptſtadt ergrif in einem Aufruhr die Parthey des Königs, ſchloß das Heer und die Flotte der Römer ein, und erſt nach einem halbjährigen blutigen Kampfe konnte Cäſar die Ruhe wieder herſtellen und ſeinem Ausſpruche Reſpekt verſchaffen. Bei dieſer Gelegenheit ward er einmal, da er in einem Nachen nach dem Pharus rudern wollte, von lauter feindlichen Schiffen umringt. Er hatte Papiere von Wichtigkeit bei ſich, mit dieſen ſprang er aus dem Kahne in's Meer, und ſchwamm mit den Füßen und einer Hand eine weite Strecke bis zu den Seinigen hinüber, die andere Hand mit den Schriften hoch empor haltend. In einer andern verzweifſungsvollen Lage, wo er den Feinden ſeine Flotte preis gegeben ſah, ließ er ſie ſelbſt in Brand ſtecken, um ſie dem Feinde zu entreiſſen. Alle Schiffe und ein

Theil der Stadt ſelbſt giengen darüber im Feuer auf. Dieſe raſche Entſchloſſenheit in höchſter Gefahr, haben wenig Helden in einem ſolchen Grade wie Cäſar beſeſſen.

Als er endlich in Egypten die ganze feindliche Parthey überwältigt und die Ruhe hergeſtellt hatte, genoß er noch kurze Zeit des reizenden Umgangs der feurigen Kleopatra; bis das Gerücht erſcholl, Pharnaces, des Mithridates Sohn in Pontus, habe mehrere römiſche Provinzen in Kleinaſien überfallen, und die Statthalter daraus verjagt. Mit Blitzesſchnelle ließ Cäſar drei Legionen nach Aſien aufbrechen, lieferte dem Könige eine Hauptſchlacht, zernichtete deſſen Heer, und das alles mit ſo viel Leichtigkeit und Schnelle, daß er ſeine Freunde mit den Worten davon benachrichtigen konnte: „ich kam, ſah und ſiegte.“ Ihn weiter zu verfolgen lohnte ſich jetzt der Mühe nicht. Rom und Italien, das von den Pompejanern aus Afrika bedroht ward, foderte Cäſars ſchleunige Wiederkehr. Man empfieng ihn nach einer beinahe zweijährigen Abweſenheit als regierenden Herrn, was er in der That war, ob er wohl die äußere Form der Republik unangetaſtet ließ. Sobald er die nöthigſten Vorkehrungen getroffen hatte, gieng er wieder zu Schiffe, um den Krieg gegen den Scipio und die übrigen Generale der Pompejaner, die, mit Hülfe des Königs Juba, Afrika mit einer ſtarken Armee beſetzt hatten, zu verfolgen.

Als Cäſar für den glücklichen Erfolg ſeiner Reiſe ein Opfer brachte, riß ſich das Opferthier los und lief vom Altare davon. Weil das für ein unglückliches Anzeichen gehalten wurde, ſo ermahnte ihn der Prieſter, vor dem Winterſolſtitium nicht abzureiſen; aber er verachtete den Rath und gieng ſogleich an Bord. Allein dieſer afrikaniſche Feldzug brachte ihn öfters in die drohendſten Gefahren, und

es gehörte Cäſars Geiſt und Glück dazu, um nicht zu unterliegen. Der Schrecken, welcher vor ſeinem Namen hergieng, erſetzte ein Heer. Einigemal zog er den Kürzern; ja einmal hätte er unterliegen müſſen, wenn nicht der feindliche Feldherr vom Pferde gefallen wäre. Ein andermal thaten die Feinde einen raſchen Ueberfall, und Cäſars Soldaten flohen ſchon allgemein, als ſeine Geiſtesgegenwart zuletzt noch das Lager rettete. Er ſtemmte ſich laut rufend den Fliehenden entgegen, und jagte ſie zurück in die Schlacht. Einen Adlerträger, der im vollen Laufen war, packte er ins Genick, drehte ihn um und ſchrie: „dort ſind die Feinde!" Endlich geſchah ein entſcheidender Streich bei der Feſtung Thapſus, und der Sieg war für Cäſarn. Das republikaniſche Heer ward gänzlich geſchlagen, und die Häupter deſſelben, die dem Schwerdte der Feinde entgangen waren, tödteten ſich ſelbſt, weil ſie den Umſturz der Republik nicht überleben mochten. Unter andern fiel auch der achtungswerthe Cato von Utika in ſein Schwerdt.

7.

Cäſar herrſcht in Rom als unumſchränkter Befehlshaber.

So hatte nun Cäſar alle ſeine Feinde zu Boden geworfen, und erreicht war das Ziel, das ſich der Ehrgeizige ſchon als Jüngling vorgeſtellt hatte. Er war der Herr ſeines Vaterlandes und kehrte triumphirend aus Afrika nach Rom zurück. Alles war voll Furcht und Angſt vor den unglücklichen Folgen ſeiner Siege. In Rom und in Italien mochten wenige Familien

milien ſeyn, die nicht unter den Erſchlagenen einen Vater, Bruder, oder Verwandten zu betrauren hatten. Aber jedermann eilte in banger Erwartung deſſen, was nun folgen würde, dem neuen Herrn entgegen.

Es entgieng dem Scharfblicke Cäſars nicht, wie allgemein verbreitet die ängſtlichen Beſorgniſſe waren. Darum war es ſein erſtes Geſchäfte, die Gemüther zu beruhigen, und ſich Zutrauen zu erwerben. Er erſchien im Senate und ſprach: „Man bilde ſich ja nicht ein, daß Sylla je mein Muſter ſeyn werde; ſeine Proſkriptionen ſind mir ein Gräuel; ich will Roms Haupt und nicht ſein Herr ſeyn. Wenn das Vaterland meiner Dienſte bedarf, wird man mich als Konſul und Diktator ſehen; wenn aber Blut vergoſſen werden muß, ſo werd ich nichts weiter, als ein ſimpler Bürger ſeyn." Dieſe Rede ſtellte Ruhe und Heiterkeit in allen Gemüthern wieder her, und alles wetteiferte, den mächtigen Sieger mit Ehrenbezeugungen, und Würden zu überhäufen. Man ernannte ihn zum Diktator auf zehen Jahre, und zum alleinigen Cenſor oder Oberaufſeher über die Sitten; ein Name, der bisher nicht gehört war. Das Dankfeſt, das man ſeiner glücklichen Unternehmungen wegen den Göttern brachte, dauerte vierzig Tage hinter einander. Man bewilligte ihm eine Leibwache, die dreimal ſtärker als gewönlich war; man verdoppelte die Zahl der Lictoren, die vor ihm hergiengen, ſo daß ihrer zwei und ſiebenzig wurden. Zugleich erklärte man ſeine Perſon für ſo heilig, daß ſich niemand an ihm ſollte vergreifen dürfen; ja man gieng in den Ehrenbezeugungen, womit man ihn überhäufte, ſo weit, daß man ſeine Bildſäule neben die Statue des kapitoliniſchen Jupiters ſtellte, und dem Piedeſtal die Aufſchrift gab: dem

dem Halbgotte Cäſar. Aus verſtellter Beſcheidenheit ließ jedoch Cäſar das Wort Halbgott ausſtreichen.

Um das Volk zu blenden, zu beluſtigen und von ſeinen Staatsentwürfen abzulenken, unterhielt Cäſar daſſelbe nun mit Siegesgeprängen, Schauſpielen aller Art und Gaſtmählern. Die unermeßlichen Summen, die er in ſeinen Kriegen erbeutet hatte, gaben ihm überflüßig die Mittel dazu. In einem Monate hielt er vier Triumphe. Der glänzendſte war der, welcher ſich auf Gallien bezog. Man ſah in demſelben goldene, mit Ketten beladene Koloſſen, welche den Rhein, die Rhone und den Ocean vorſtellten. Der unglückliche galliſche Held Vercingetorix folgte traurig dem Wagen ſeines Ueberwinders, und wurde nach der Ceremonie in einen Kerker geſchleppt und erdroſſelt. In dem Triumph, welcher den alexandriniſchen Krieg zum Gegenſtand hatte, gab der Sieger dem erſtaunten Volke das Schauſpiel des Fluſſes Nil, und den Pharos ganz in Feuer. Der Kleopatra Schweſter Arſinoe wurde dabei mit Ketten beladen aufgeführt. Im dritten Triumphe über Pharnaces in Pontus flatterte an den Siegeszeichen die Innſchrift: ich kam, ſah und ſiegte! Im vierten über den Juba in Afrika ward der unmündige Sohn deſſelben zur Schau geſtellt. Wegen Beſiegung des Pompejus hielt er zwar keinen beſondern Triumph; denn dieſer wäre ein Triumph über die unterjochte Republik geweſen. Aber die Gefechte in jenem Kriege, die Bildniſſe gefallener pompejaniſcher Generale waren bei den genannten Siegesaufzügen eingeſchaltet. Nur des Pompejus Bild wagte er nicht, unter den übrigen aufzuſtellen. Von der Pracht bei dieſen Aufzügen läßt ſich keine Beſchreibung geben. An Licht fehlte es am wenigſten. Zwiſchen vierzig Fackeln tragenden Elephanten beſtieg Cäſar das Kapitol, um

unmit-

unmittelbar neben Jupiters Bildſäule Platz zu nehmen. In den öffentlichen Schatz, zu dem er aber den Schlüſſel behielt, legte er ſechzig tauſend Talente oder achtzig Millionen Thaler, und zweitauſend achthundert und zwei und zwanzig goldene Kränze, am Gewichte zwanzig tauſend vierhundert und vierzehn Pfund ſchwer. Jeder gemeine Soldat aus ſeinem Heere erhielt ein Geſchenk von fünf tauſend Denarien oder ſechs hundert Reichsthaler, die Hauptleute das Doppelte, die Oberſten das Vierfache. Diejenige, die ſich nach dem Kriege niederlaſſen wollten, erhielten in den Provinzen auſſer Italien ein Stück Land.

Alles, was in Rom lebte, nahm Theil an der verſchwenderiſchen Freigebigkeit des reichen Siegers. Kopf für Kopf bekam jeder gemeine Mann zwei und zwanzig und einen halben Thaler, zehen Pfund Oehl und gegen ſechs Berliner Scheffel Getreide. Auch bezahlte Cäſar einen jährlichen Miethzins für jeden römiſchen Bürger, der zur Miethe wohnte. Endlich veranſtaltete er ein Gaſtmahl, desgleichen wohl ſeit Cäſar nicht wieder gegeben worden iſt: das ganze römiſche Volk ward nemlich auf ſeine Koſten in zwei und zwanzig tauſend Zimmern geſpeiſet, und außer einem Ueberfluſſe von Speiſen ließ er für jedes Zimmer ein Faß Chier- und ein Faß Falernerwein aus ſeinem Keller reichen. Der Zuſammenfluß von Menſchen am Tage dieſes Gaſtmahls war ſo groß, daß viele zerdrückt und zertreten wurden. Auf dieſen feſtlichen Schmauß folgten Spiele, die wochenlang währten, und jeden Tag mit neuen Beluſtigungen abwechſelten. Man ſah Feld- und Seeſchlachten, und zwar nicht ſo ganz im Kleinen. So fochten einmal zwölfhundert Mann mit vierzig Kriegselephanten gegen einander, und zwar nicht blos Kriegsgefangene und zum Tode verurtheilte Verbrecher, ſondern freie Männer

ner vom erſten Range. Zu den Seeſchlachten waren geräumige Becken für große Schiffe ausgegraben worden. Fünf Tage hinter einander wurden ausländiſche Thiere gehetzt. Zwei Menſchenopfer, dem Kriegsgotte auf dem ihm geweihten Felde dargebracht, beſchloſſen die Luſtbarkeiten.

Von dieſer Fülle der Ergötzlichkeiten berauſcht, erſchien dem Volk die Hingabe ſeiner Freiheit eine nur allzugeringe Erwiederung ſolcher Wohlthaten. Es zerarbeitete ſich, neue Arten der Huldigung und ungewönliche Ehrennamen zu erfinden, womit es ſeinem großen Unterjocher ſchmeicheln könne. Und wenn damals der römiſche Staat eines Monarchen nicht wohl entbehren konnte, ſo vereinigte Cäſar allerdings viele Eigenſchaften und Verdienſte, die ihn der Alleinherrſchaft würdig machten. Er beſaß jede große und erhabene Eigenſchaft, die den Menſchen veredeln, und ihm in der bürgerlichen Geſellſchaft Vorzüge verſchaffen konnte; er glänzte in der Toga wie im Kriegskleide; er war vorſichtig im Rathe, furchtlos in der Schlacht; er vollendete, was er begonnen hatte, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit; er war großmüthig ſonder Maaß gegen ſeine Freunde, verſönlich gegen ſeine Feinde; an Gelehrſamkeit, Talenten und Beredſamkeit übertrafen ihn wenige. An ſeinen Reden bewunderte man zwei Eigenſchaften, die ſelten beiſammen gefunden werden, Stärke und Eleganz. Er war ein Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften, und eben ſo vertraut mit dem dunkeln und kritiſchen Theile der Gelehrſamkeit. Witz und Gelehrſamkeit fanden überhaupt an ihm einen Gönner, wo er ſie auch antraf; und aus Liebe zu dieſen Talenten verzieh er denen leicht, die ſie gegen ihn ſelber gebraucht hatten; denn er urtheilte mit Recht ſo, daß er Lob aus eben der Quelle, die ſeinen Ruf verfälſchen wollte, ſchöpfen würde, wenn er ſich ſolche Männer zu Freunden machte.

Es

Es ſchien anfangs, als Cäſar keinen Nebenbuhler auf der Bahn der Ehre mehr antraf, ſein höchſter Wunſch ſey kein anderer, als ſich allgemeine Liebe zu erwerben. Er verzieh ſeinen erbittertеſten Feinden, und bewies ſich gegen alle leutſelig und gnädig. Viele ſeiner Veranſtaltungen und Geſetze, die er nun gab, tragen offenbar das Gepräge geprüfter Weisheit. Hauptſächlich ließ er ſich's angelegen ſeyn, Ordnung und Wohlſtand in Rom wieder herzuſtellen, und er ſuchte dieß durch verſchiedene gute Verordnungen, welche die Einſchränkung der Ueppigkeit, und die Vermehrung der nicht nur durch den Krieg, ſondern auch durch den ehеloſen Stand ſehr verminderten Volksmenge zur Abſicht hatten, zu befördern. Sänften, Purpur und Perlen erlaubte er nur Perſonen von Range, und auch dieſen nur an gewiſſen Tagen. Auf den Märkten ſtunden Policeykommiſſaire, mit Wache, welche alle von ihm verbotene Delikateſſen wegnahmen. Ja zuweilen erſchienen ſie in den Häuſern, und trugen ſie ſammt den Schüſſeln von den Tafeln weg. Nach ſeiner Verordnung ſollte ein Prätor eine Provinz nicht länger als ein Jahr, ein Konſul nicht länger als zwei Jahre behalten. Er wußte aus Erfahrung, daß die Verlängerung außerordentlicher Befehlshaberſtellen, und die Uebung, Königreiche zu regieren, der kürzeſte Weg war, einem Manne Verachtung gegen die Geſetze einzuflößen, und ihm Gewalt zu geben, ſie ganz umzuſtürzen. Er hofte daher durch dieſes Geſetz jedem andern es unmöglich zu machen, das zu thun, was er ſelber gethan hatte, und ſein Eigenthum vor jedem Angriffe zu ſichern.

Als Kenner und Freund der Künſte führte Cäſar eine Menge prächtiger Gebäude zur Verſchönerung Roms auf, ein Theater, einen Tempel der Venus und einen ganzen Ring von neuen Häuſern rings um

das

das ganze Forum herum. Er baute Karthago und Korinth wieder auf, und richtete hier römiſche Kolonien ein. Er zerſtörte das Vorurtheil, welches mit der Ausübung der ſchönen Künſte eine Art von Schimpf verband, indem er die Fremden, welche als Lehrer der Philoſophie, der Beredſamkeit und der Arzneikunſt nach Rom kamen, unter die Bürger aufnahm. Beſonders gewann die Aſtronomie, durch die Reform, die er mit dem römiſchen Kalender vornahm. Das bürgerliche Jahr war, durch die Unwiſſenheit der Prieſterſchaft, in ſo große Unordnung gerathen, daß das, in welchem die neue Verbeſſerung eingeführt wurde, vierhundert fünf und vierzig Tage hatte.

In dieſen friedlichen Beſchäftigungen wurde der Dictator durch die Unruhen geſtört, welche des Pompejus Söhne in Spanien erregten. Ihre Macht wuchs allmählich auf dreizehn Legionen, und es befanden ſich darunter viele, welche Cäſars Fahnen in Spanien verlaſſen hatten, und jene bei Pharſalus entronnenen Bürger, zum Theil geübte Krieger. Cäſar ſandte ein paar Feldherren gegen ſie, allein weil dieſe ihnen nicht gewachſen waren, ſo machte er ſich ſelber auf, und langte ſchon in Spanien an, als der Feind ihn noch in Rom glaubte. Er nahm Städte über Städte weg, verfolgte die Feinde mit unermüdſamer Beharrlichkeit, und nöthigte ſie endlich in den Ebenen von Munda zu einem Haupttreffen. Der Kampf war verzweifelt, und die Feinde ſchlugen die wiederholten Angriffe von Cäſars Legionen mit ſolcher Feſtigkeit zurück, daß dieſe in voller Unordnung die Flucht ergriffen. Cäſar ſprang vom Pferde, öffnete ſeinen Helm, um von jedermann erkannt zu werden; bat und flehte, ſie möchten ihn nicht zwei Knaben in die Hände fallen laſſen, möchten nicht durch eine ſchimpfliche Flucht den Ruhm ihrer großen Thaten vernichten. Als dieſe

Bitten

Bitten nichts wirkten, ergrief er Schild und Schwerdt, ſprang mit den Worten: „So ſey dieſer Tag der letzte meines Lebens!“ bis auf zehen Schritte gegen die feindliche Linie an, und brachte dadurch ſeine Truppen wieder zum Stehen. Er focht nun als gemeiner Soldat; gegen Abend entſchied ſein beiſpielloſes Glück für ihn. Dreiſſig tauſend Menſchen bedeckten das Schlachtfeld mit ihren Leichen, und Cäſar, der wieder nach Rom zurück eilte, hielt einen Triumph über erſchlagene Bürger — ein Schauſpiel, das die Stadt nie geſehen hatte, und das viel Indignation erregte.

8

Mißbrauch, den Cäſar von ſeiner Gewalt macht. Es zieht ſich ein Ungewitter über ſeinem Haupte zuſammen.

Huldigungen ohne Maaß und Zahl wurden indeſſen nach der Rückehr aus Spanien an den unumſchränkten Gewalthaber verſchwendet. Je furchtbarer er ſich machte, deſto mehr überhäuften ihn die erſten Bürger Roms mit Ehren- und Unterthänigkeitsbezeugungen. Er war, nach dem Ausdrucke eines römiſchen Schriftſtellers, mit dem ganzen Schmucke angethan, dem Schlachtopfer gleich. Er hatte vom Senate die übertriebenſten Ehrenbezeugungen, menſchliche und göttliche, welche die Schmeicheley nur erfinden konnte, empfangen; einen Tempel, einen Altar und einen Prieſter; ſein Gebild war in Proceſſion unter den Gottheiten aufgeführt, ſeine Statue unter den Königen, er beſaß eine beſtändige Dictatur, hieß Imperator und Vater des Vaterlandes. Unter allen dieſen Zügen der Schmeicheley waren zwei

dem

dem neuen Beherrſcher Roms ganz beſonders angenehm; der eine war; daß man einem der Monate des Jahres ſeinen Familiennamen (Julius) gab, und der andere, daß man ihm das Vorrecht ertheilte, immer einen Lorbeerkranz tragen zu dürfen. Die letzte Ehre war ihm darum ſo angenehm; weil der Vordertheil ſeines Kopfes kahl war, und ihm auch noch im fünf und fünfzigſten Jahre, die Reize ſeiner Perſon höchſt wichtig waren.

Es war nicht zu verkennen; daß manche feindliche Hand geſchäftig war, dem Gewalthaber ungereimte Titel anzuhängen, die ihn lächerlich oder verhaßt machen ſollten. Den Titel Imperator und die Würde eines Oberprieſters machte man für ſeine Nachkommen erblich, und er hatte keine Nachkommen; man machte ihn zum immerwährenden Aufſeher der öffentlichen Sitten, und er gab Rom das Schauſpiel zügelloſer Ausſchweifungen; man wußte, daß er den entehrenden Anfällen der Epilepſie ausgeſetzt ſey, und ſetzte ihn in die Claſſe der Götter vom erſten Range, unter dem Namen Jupiter Julius. Ein Konſul bewarb ſich um das Amt eines Prieſters der neuen Gottheit, und ermüdete ſeinen Stolz durch die neuen Huldigungen, die er ihm zu Ehren erſann, und durch den Eckel erregenden Pomp ſeiner Feſte. Ja es ward ſogar ein Geſetz entworfen, welches dem Deſpoten erlauben ſollte, „aller römiſchen Damen, die ihm etwa gefallen möchten, zu genießen, um ſo die edlen Sprößlinge ſeines Hauſes zu vervielfältigen.“

Jeder Patriot ſeufzte über dieſe Deſpotie und den gänzlichen Verfall der republikaniſchen Verfaſſung. Es gab wohl verſtändige Männer, welche es wagten, die übertriebenen Ehrenbezeugungen in die Schranken der Vernunft zurük zu weiſen, aber vergebens! denn Cäſar war geneigt, noch mehr anzunehmen

nehmen als man ihm anbot. Im Schwindel ſeines Stolzes, und in der Abſicht zu erproben, wie weit die Römer ihre Schmeicheley treiben würden, war er nicht damit zufrieden, alles zu beſitzen, was ihm eine wirkliche Macht in die Hände gab, ſondern er verlangte noch nach einem Titel, der ihm nur Neid und den Haß des Volks zuziehen mußte, nach dem Titel eines Königs. Seit fünftehalb hundert Jahren war man nun ſchon der Alleinherſchaft entwöhnt, und wenn gleich die republicaniſche Verfaſſung eine Quelle unzähliger Verwirrungen geworden war, ſo wollten die unruhigen Römer, doch lieber unter einer Regierung leben, wo jeder lebhafte Kopf ſich Recht verſchaffen, und an der Staatsgewalt Antheil nehmen konnte, als unter einem Könige, der nur Werkzeuge, nicht Mitarbeiter verlangt.

Es gab wohl zuweilen Auftritte, aus denen Cäſar deutlich genug wahrnehmen konnte, daß das Volk, und noch mehr der Senat, ſeiner Alleinherrſchaft ſatt ſey, und daß beſonders ſeine Beſtrebungen nach der Königswürde ihn verhaßt machten. Einſt ſaß er bei einem ärgerlichen, ſittenloſen Feſte, das ihm zu Ehren angeſtellt wurde, in einem goldnen Seſſel auf der Rednerbühne. Ehrerbietig nahte ſich ihm der Konſul, bot ihm das königliche Diadem an, und verſuchte es ihm aufzuſetzen. Bei dieſem Anblick erhob ſich ein allgemeines Murren auf dem Forum. Als aber Cäſar das Diadem von ſich wieß, bezeugte das Volk durch ein lautes Geſchrei ſeine Freude. Ein andermal nahmen die Tribunen das Diadem ab, das gewiſſe Perſonen heimlich um des Dictators Statue auf der Rednerbühne gebunden hatten. Sie führten die vermuthlichen Thäter ins Gefängniß, und beſtraften andere, die es wagten, Cäſar'n mit dem Namen König auf der Straße zu begrüſſen.

Solche

Solche warme Verehrer der republikaniſchen Freiheit gab es in Rom nicht wenige. Nie konnten ſie es Cäſarn vergeſſen, daß er die Freiheit ſeiner Nation unterdrükt hatte, und alles Gute, das er bewirkte, ſchien ihnen nur die Befeſtigung ſeiner monarchiſchen Abſichten zu bezwecken. Darum bewieſen ſie ſich ſehr geſchäftig, auf alles, was des Dictators Stolz und Eitelkeit verrieth, aufmerkſam zu machen. Dieß zeigte ſich unter andern bei dem Triumphe, durch den Cäſar die Beſiegung der Söhne des Pompejus feierte. Dem Senat war dieſer Triumph ſchon deswegen nicht erfreulich, weil ihm Cäſar von den in Spanien erfochtenen Siegen niemals etwas berichtet hatte; weil er auch mit ſeinem eigenen Triumphe nicht zufrieden, ſeine beiden Untergenerale noch beſonders triumphiren ließ, und weil er eine jährliche Gedächtnißfeier des Sieges bei Munda anordnete. Die übrigen Bewohner Roms verdroß es, das Andenken des großen Pompejus ſo gekränkt zu ſehen, und das Gefühl dieſer Kränkung war ſo innig, daß es die Stimme des frohen Zurufes erſtickte. Indeſſen konnte Cäſar auf die Gunſt der gemeinen Bürger doch mit einiger Zuverſicht rechnen; bei den Vornehmen hingegen hatte er ſich aus mehr als einem Grunde äußerſt verhaßt gemacht. Zwar ſuchte er ſie dadurch zu gewinnen, daß er ihnen nicht nur die vornehmſten Statthalterſchaften und die wichtigſten Staatsämter anvertraute, ſondern daß er auch, um ihnen reichliche Einkünfte zu verſchaffen, neue Staatsämter ſchuf. Er kränkte ſie aber wieder dadurch, daß er in den Senat, den er von ſechshundert auf neunhundert Mitglieder vermehrte, viele Leute von gemeiner Herkunft, als Söhne von Freigelaſſenen und Ausländer, die nur erſt kürzlich das Bürgerrecht erlangt hatten, — freilich lauter Perſonen, die auf Belohnung Anſpruch machen

chen konnten, — freigebig aufnahm; daß er die Mitglieder des Senats, deſſen Anſehen er dadurch ſehr herunterſetzte, durch ſeine verächtliche Behandlung, als ſeine Untergebenen und Diener bezeichnete. Wie ein Sultan empfing er die ſonſt ſo ehrwürdige Rathsverſammlung, ohne von ſeinem goldenen Seſſel aufzuſtehen, vergab alle Staatsämter und Ehrenſtellen nach eigenem Belieben, ohne Senat und Komitien zu fragen, und führte eine beſtändige Leibwache von zwei tauſend Mann bei ſich. Männer wie Cicero, mußten in demüthigen, ſchmeichelnden Reden das Leben römiſcher Bürger von ihm erbitten, oder ihm wie einem Monarchen für erhaltene Verzeihung danken. Er ließ die ſchöne egyptiſche Königinn Kleopatra nach Rom kommen, und lebte mit ihr in ſeinen Palläſten und Gärten auf dem vertraulichſten Fuße. Auch ſie betrug ſich ſo übermüthig gegen die vornehmſten Römer, daß man eine doppelte Knechtſchaft zu empfinden glaubte. Dabei war er auch in Anſehung ſeiner mündlichen Aeußerungen ſehr unvorſichtig. Die Republik, ſagte er einſt, beſtünde jezt blos nur dem Namen nach. Ein andermal ließ er ſich verlauten: Sylla hätte in der Niederlegung der Dictatur wenig Klugheit bewieſen. Ja er war ſo unbedachtſam zu ſagen, man müſſe jezt auf ſeine Reden einen um ſo höhern Werth ſetzen, da ſie eben ſo gut als Geſetze anzuſehen wären. Durch ſolche Aeußerungen entzog ſich der Dictator auch die Liebe und Achtung derjenigen, die bisher für ihn eingenommen geweſen waren.

Der Ehrſüchtige hat nirgend wahre Ruhe, und jeder befriedigte Wunſch erzeugt einen neuen. In dieſem Falle befand ſich Cäſar. Man hätte denken ſollen, daß er nach allen Gefahren, durch die er ſich den Weg zur Herrſchaft gebahnt hatte, jezt den Reſt ſeines ſich neigenden Alters im ruhigen Genuſſe aller

der

der Ehre und Vergnügungen, die eine unumſchränkte Gewalt, und die Herrſchaft über die Welt gewähren konnten, würde verlebt haben. Aber mitten in ſeinem Glanze floh ihn die Ruhe; er ſah, daß das Volk ihm abgeneigt war, und ſeine Regierung ungerne ertrug. Nur auf kurze Zeit durch die Pracht ſeiner Schaugepränge und Triumphe ergözt, bereute es immer bei kälterem Blute den Preis, den es dafür aufgeopfert hatte; den Verluſt der Freiheit und das Leben ſeiner beſten und edelſten Mitbürger. Unter dieſen Umſtänden hielt es der Gewalthaber bei der damaligen Verwilderung der Gemüther wahrſcheinlich für nothwendig, durch einen Eroberungskrieg Heer und Volk zu beſchäftigen. Er beſchloß, den furchtbarſten Feind der Römer in Oſten, die Parther zu bekriegen, an welchen noch die Niederlage des Craſſus zu rächen war. Nach derſelben Bezwingung ſollte der Zug durch das nördliche Aſien, durch das heutige ruſſiſche Reich, durch Deutſchland und Gallien zurückgehen. Wahrſcheinlich wollte er ſich dadurch dem Murren der unzufriedenen Stadt entziehen, und ſeinen Miniſtern das Geſchäft überlaſſen, den Geiſt des Volks zu bändigen, indeſſen er dadurch, daß er neue Lorbeern im Orient erwürbe, die Grenzen des Reichs erweiterte, und die Ehre deſſelben an ſeinen gefährlichſten Feinden ahndete, Rom nach und nach mit einer Regierung ausſöhnte, die ſanft und milde zu Hauſe, glücklich und rühmlich auswärts wäre.

Alle Zurüſtungen zu dem Feldzuge waren gemacht; ſechzehn Legionen und zehentauſend Reuter waren ſchon in Macedonien verſammelt; ſechs und dreiſſig Millionen Thaler zum erſten Feldzuge niedergelegt. Aber vor ſeiner Abreiſe wollte ſich Cäſar den königlichen Titel vom Senate geben laſſen, der ſeine Gewalt zu ſehr fühlte, und zu folgſam gegen ſeinen Willen war,

als daß er ihm etwas abſchlagen konnte. Um das Volk vorzubereiten, ließ er eine Sage in der Stadt ausſprengen, es finde ſich eine Prophezeihung in den ſibylliniſchen Büchern, daß die Parther nur durch einen König beſiegt werden könnten. Dieſer Prophezeihung zu Folge ſollte einer von den Aufſehern dieſer Bücher im Senate den Vorſchlag thun, daß man dem Cäſar den königlichen Titel geben ſolle. Allein dieſes ungeduldige Verlangen nach einem bloßen Phantom vernichtete alle ſeine Plane und beſchleunigte ſeinen Untergang.

9.

Charakteriſtik der vornehmſten Verſchwornen gegen Cäſars Leben.

Schon war von nicht weniger denn ſechzig Senatoren ein tiefverſteckter Plan wider Cäſars Leben angelegt worden. Die Verſchwörung war um ſo fürchterlicher, da der größte Theil der Theilnehmer zu ſeiner Parthey gehörte, indem dieſe, über den Reſt ihrer Mitbürger erhaben, das läſtige Gewicht eines einzelnen Oberhauptes am ſtärkſten fühlten. Noch waren die Verſchwornen nicht einig darüber, wann und wo der Unterdrücker der Freiheit aus dem Wege geräumt werden ſollte, als eine Rathsverſammlung auf den fünfzehnten März angeſagt wurde, in welcher man demſelben den Königstitel beilegen wollte. Dieß trieb die Verſchwornen an, ihr Vorhaben zu beſchleunigen, damit ſie ſich die Schande erſparten, bei einer Handlung zu konkurriren, die ſie herzlich verachteten. Vorher waren ſie ungewiß geweſen, ob ſie den Cäſar auf

dem Marsfelde oder auf der heiligen Straße, oder beim Eingange ins Schauſpielhaus tödten ſollten. Aber nun waren ſie entſchloſſen, dieß vor dem verſammelten Senate zu thun, um dadurch ſich ſelbſt zu ſichern, und ihrer That das Gepräge des Feierlichen und Geſetzmäßigen zu geben.

An der Spitze der Verſchwornen ſtunden zween Männer von anerkanntem Verdienſte, Brutus und Caſſius, beide damals Prätoren in der Stadt.

Markus Junius Brutus war ein und vierzig Jahre alt; er ſtammte aus der berühmteſten Familie der Republik ab, denn er leitete ſeinen Namen und ſein Geſchlecht von dem erſten Konſul Lucius Brutus ab, der den Tarquin vertrieben, und den Römern die Freiheit geſchenkt hatte. Sehr früh verlor er ſeinen Vater; ſein Oheim Cato unterrichtete ihn daher ſorgfältig in allen edlen Wiſſenſchaften, beſonders in der Beredſamkeit und Philoſophie, und unter einem ſolchen Lehrer bildete ſich ſein warmes Gefühl für Freiheit und Tugend. Er hatte vortreffliche Anlagen und anhaltenden Fleiß. Sehr frühe erwarb er ſich einen Namen auf der Rednerbühne, wo er verſchiedene ſehr wichtige Proceſſe führte, ſo daß er bald für den beredteſten und gelehrteſten von allen jungen Edelleuten ſeines Alters gehalten wurde. Er ſprach richtig, elegant, ſcharfſinnig; aber es fehlte ihm die Kraft und der Wortfluß eines vollkommenen Redners. Philoſophie war ſein Lieblingsſtudium. Sein Herz war mild und mitleidig, verabſcheute jede Grauſamkeit, und ſein zartes Gefühl zwang ihn oft, die Strenge ſeiner Grundſätze zu verleugnen. Seine Mutter lebte ſehr vertraut mit Cäſar, aber er war der Gegenparthey ergeben, und der wärmſte Vertheidiger der Freiheit. Darum folgte er dem Pompejus, den er haßte, und zeichnete ſich durch ſeinen Eifer auf dieſer Seite aus.

In dem Treffen bei Pharſalus hatte Cäſar den Befehl gegeben, daß Brutus aufgeſucht, und in Sicherheit gebracht werden ſollte. Er wünſchte ihn von einer Unternehmung abzubringen, die ihn wahrſcheinlich ins Verderben ſtürzen würde.

Beim Ausbruche des afrikaniſchen Krieges wurde Brutus durch Cäſars Großmuth und die Bitten ſeiner Mutter bewogen, ſeine Waffen niederzulegen, und nach Italien zurückzukehren. Cäſar verſuchte es, ihn durch allerley Ehrenbezeugungen, die er ihm nur gewähren konnte, zu gewinnen. Aber die Schmach, von einem Herrn zu empfangen, was er von einem freien Volke hätte erlangen ſollen, empörte ihn zu ſehr, als daß ihn alle Ehrenbezeugungen hätten beſtechen können. Das Verderben, in welches ſeine Freunde durch Cäſars uſurpirte Herrſchaft geſtürzt waren, erfüllte ihn mit einem Mißmuthe, den keine Gunſtbezeugung gut machen konnte. Er blieb daher immer unter Cäſars Regierung in einer zurückhaltenden Ferne. Er ſuchte ſein Zutrauen nicht, nahm nicht Theil an ſeinen Berathſchlagungen. Oft ergoß er in den Geſprächen mit ſeinen Vertrauten ſeine Klagen über den unglücklichen Zuſtand der Republik, und die ſchlechten Hände, in die ſie gefallen. Durch ſolche Unterredungen angefeuert, und durch die allgemeine Unzufriedenheit aller Patrioten beſtärkt, faßte er endlich den kühnen Entſchluß, ſein Vaterland durch Cäſars Tod zu befreien. Gereitzt dazu war er durch allerlei Zettel geworden, die er des Morgens auf ſeinem Prätorſtuhle fand. Auf einem ſtand, „du biſt nicht Brutus.“ Auf einem andern: „Brutus, ſchläfſt du?“ Auch die Statue des erſten Konſuls Brutus, ſeines Ahnherrn, der die Tarquinier vertrieben, fand man häufig mit Zetteln beklebt, z. B. „O daß du jetzt lebteſt!“ Dieſe Auffoderungen verfehlten ihren Zweck nicht, und beſchloſſen war der Tod des Tyrannen.

Viel

Viel zur Befeſtigung dieſes Entſchluſſes trug Cajus Caſſius bei, der eigentliche Urheber der Verſchwörung. Auch er ſtammte von einer Familie ab, die nicht minder geehrt und alt, und eben ſo eifrig für die Freiheit war, als die des Brutus. Sein Ahne Spurius Caſſius wurde, wie man erzählt, nach einem Triumphe und drei Konſulaten von ſeinem eigenen Vater zum Tode verurtheilt, weil er nach der Alleinherrſchaft geſtrebt hatte. Cajus Caſſius gab ſchon als Knabe einen auffallenden Beweis ſeines Muthes und ſeiner Liebe für die Freiheit. Er gab Sylla's Sohne Fauſtus einen Backenſtreich, weil er vor ſeinen Schulkameraden mit ſeines Vaters Größe und uneingeſchränkter Gewalt geprahlt hatte. Als Pompejus die Knaben vor ſich kommen ließ, um ſie über ihren Streit zu verhöhren, erklärte er: „wenn Fauſtus es wage, die Worte zu wiederholen, ſo würde er ihm noch einen Streich geben."

Er begleitete den Craſſus als Quäſtor in den Krieg gegen die Parther, und zeichnete ſich durch Muth und Geſchicklichkeit aus. Wäre Craſſus ſeinem Rathe gefolgt, ſo hätte er die ganze Armee gerettet. Nach der unglücklichen Niederlage machte er mit dem Reſte der Legionen einen klugen Rückzug nach Syrien. Als ihn die Parther, durch ihr Glück erhitzt, bis dahin verfolgten, und ihn in Antiochien einſchloſſen, rettete er die Stadt ſammt der Provinz aus ihren Händen, ſah die Gelegenheit ab, gewann einen beträchtlichen Sieg über ſie, und erſchlug ihren General.

Während des bürgerlichen Krieges ſegelte er nach dem Treffen bei Pharſalus mit ſiebenzig Schiffen nach der Küſte von Aſien, um dort neue Truppen zu werben, und den Krieg gegen den Cäſar zu erneuern. Er hatte erfahren, wo der Sieger landen wollte, und ſich daher in eine Bay von Cilicien gelegt, um ihn

ihn zu überfallen. Als aber Cäſar am entgegengeſetzten Ufer landete, eh' er's gewahr wurde, ſo ſcheiterte ſein ganzer Plan; und da Cäſar in einem Lande, wo ſich alles für ihn erklärte, ſicher war, ſo hielt es Caſſius auch am beſten, für ſeine Rettung zu ſorgen, und mit der Flotte zu ihm überzugehen. Er heurathete des Brutus Schweſter Tertia; und ob er gleich mit ſeines Schwagers Charakter und Philoſophie nicht übereinſtimmte, ſo war er doch ſein treuer Freund und Anhänger in Staatsangelegenheiten, und nahm an allen ſeinen Berathſchlagungen Antheil. Er war tapfer, witzig, gelehrt; aber leidenſchaftlich, ſtolz und grauſam; Brutus war der liebenswürdigſte Freund, er der gefährlichſte Feind. In ſeinen ſpätern Jahren bekannte er ſich zur Sekte des Epikurs, lebte aber als ein Stoiker, war mäßig in Vergnügungen und im Eſſen, und trank beſtändig Waſſer.

Dieſe Häupter der Verſchwörung zogen nun diejenigen von des Pompejus Anhängern in ihr Komplot, deren ſtolzer Seele es erträglicher war, daß Cäſar ſie überwunden, als daß er ihnen verziehen hatte. Ligarius war einer der erſten. Da Brutus ihn krank antraf, ſprach er auf eine räthſelhafte Art mit ihm, und bezeugte ihm ſein Bedauren, daß er ihn im Bette fände, da doch das Bedürfniß des Staats ihn auf den Markt riefe. Ligarius durchſchaute gleich mit Einem Blick das ganze Geheimniß der Verſchwörung: „Brutus, ſagte er, indem er ſich aufrichtete, wenn du etwas vorhaſt, das Rom und deiner würdig iſt, ſo befind ich mich wohl."

In den geheimen Bund traten auch Decimus Brutus und Cajus Trebonius. Beide hatten dem Cäſar beſtändig gedient; er hatte ſie beſonders befördert, und ihnen in allen ſeinen Kriegen ſein Zutrauen bewieſen. Als er zum erſtenmale nach Spanien mar-

ſchirte,

ſchirte, ließ er ſie die Belagerung von Marſeille betreiben, den Brutus zur See, den Trebonius von der Landſeite, wobei ſie großen Muth und Geſchicklichkeit zeigten, und dieſe Feſtung endlich zur Uebergabe zwangen. Decimus ſtammte mit ſeinem Namensverwandten Markus von Einer Familie ab, und Cäſar ſuchte ſie beide vorzüglich zu gewinnen, als ſcheue er einen Namen, der den Königen Abſcheu einflößte. Es ſchien ihm mit Decius gelungen zu ſeyn; willig nahm er ſeine Freundſchaft und ſeine Gunſtbezeugungen an. Cäſar ernannte ihn zum Befehlshaber des ciſalpiniſchen Galliens und zum Konſul des folgenden Jahrs, und beſtimmte ihn zum zweiten Erben ſeines Vermögens, wenn der erſtere nicht mehr da ſeyn ſollte. Das Volk erſtaunte, daß er einen Schritt gewagt hatte, den man von ihm nicht erwartet hätte. Er war tapfer, großmüthig, liebte die Pracht, lebte glänzend im Genuſſe eines unermeßlichen Vermögens. Er hielt eine zahlreiche Bande Gladiatoren auf ſeine eigene Koſten zum Vergnügen der Stadt, und nach Cäſars Tode gab er an zehenmal hundert tauſend Reichsthaler von ſeinem Vermögen her zum Unterhalt einer Armee gegen die Anhänger des Dictators.

Trebonius konnte ſich keiner alten Familie rühmen; er war ein neuer Staatsmann, ganz Cäſars Kreatur, der ihn durch alle Ehrenſtellen bis zum Konſulat befördert hatte. Er war ein Mann von Talenten, mit den ernſthaften Wiſſenſchaften bekannt, beſaß Klugheit, Rechtſchaffenheit, Menſchlichkeit, und hatte viel Laune und Witz. Es ſcheint, daß allein ſchwärmeriſche Vaterlandsliebe ihn und den Decius bewog, die Freiheit Roms der Freundſchaft gegen einen Einzigen vorzuziehen, und lieber die Mörder als die Theilnehmer eines Tyrannen zu werden.

Die

Die übrigen Mitverſchwornen waren theils junge Männer edler Abkunft, voll Begierde den Untergang ihrer Familie und ihres Vermögens zu rächen; theils dunkle unbekannte Menſchen, deren Treue und Muth Brutus und Caſſius erprobt hatten. Auch die Gattinn des erſtern, Porcia, des Cato heroiſche Tochter, nahm ebenfalls an der Verſchwörung Theil. Lange hatte ſie bemerkt, daß ihr Mann mit irgend einem großen Vorhaben ſchwanger gieng, und vergebens ſuchte ihre für ihn beſorgte Zärtlichkeit ihn zu bewegen, ihr daſſelbe anzuvertrauen. Eines Tages, da ihr der Gedanke an ſein Mißtrauen unerträglich war, ſtieß ſie ſich ein Meſſer tief in die Lende, ließ das Blut ungehindert fließen, und zog ſich dadurch ein hitziges Fieber zu, das ihr Leben in Gefahr brachte. „Brutus, ſagte ſie zu ihrem Gemahl ganz gelaſſen unter den heftigſten Schmerzen, ich bin Cato's Tochter, und man gab mich dir zur Gattinn, nicht blos um dein Bette, ſondern auch um deine Freuden und deine Bekümmerniſſe mit dir zu theilen. Deine große Seele hegt jetzt irgend ein für das Vaterland wichtiges Vorhaben, und du mußt es in meinen Buſen ausſchütten. Zwar hält man dafür, daß unſer Geſchlecht ein anvertrautes Geheimniß nicht bewahren könne, aber Cato's Tochter und deine Gattinn wird dein edles Vertrauen nicht hintergehen; die Probe, die ich jetzt gemacht habe, verſichert mich, daß Schmerz nie über meinen Muth ſiegen wird.“ Mit dieſen Worten entblößte Porcia ihre Wunde und entdekte die Urſache derſelben. Brutus, vor Erſtaunen außer ſich, entdekte ihr den ganzen Plan der Verſchwörung. Porcia hielt es nicht der Mühe werth ihre Wunde zu verbinden.

10.

10.

Cäſars Tod.

So geheim der Plan der Verſchwörung angelegt war, ſo konnt' es doch Cäſars tiefdringendem Blicke nicht ganz verborgen bleiben, daß ſein Leben in Gefahr ſchwebe. Es ſchien ihm ſogar wahrſcheinlich, daß die hagern und blaſſen Leute, Brutus und Caſſius, ſeine vornehmſten Feinde ſeyn könnten. Aber Schmeichler wußten durch das Vorgeben, daß ſein Leben für den Staat von gar zu großer Wichtigkeit ſey, ſeine Vermuthungen und Beſorgniſſe wieder niederzuſchlagen. Einige ſeiner Vertrauten drangen in ihn, ſich eine Leibwache zu geben. Aber im Vertrauen auf ſeinen Namen oder auf ſeine Wohlthaten verſchmähte der Dictator eine Sicherheit, welche ſich mit der Größe ſeiner Seele nicht vertrug. „Ich will lieber ſterben, ſagte er, als in beſtändiger Furcht vor dem Tode leben."

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern herrſchte die Sucht, den Tod der Männer, die bei den Revolutionen der Reiche eine Rolle ſpielten, durch Vorbedeutungen ankündigen zu laſſen. Sie waren von einigen erfunden, wurden von andern leichtglaubig angenommen, und wie gewönlich von allen benützt, um die Einbildungskraft zu reitzen, und Aufmerkſamkeit auf eine Begebenheit zu erwecken, an der die Götter Antheil nahmen. Man wollte feurige Männer geſehen haben, die ſich auf dem Markte herum ſchlugen, und Geſpenſter, die ſich mitten auf dem Markte geſetzt hätten. Auf dem Rathhauſe des Pompejus, wo der Mord vollbracht werden ſollte, ſah man Tages zuvor einen Zaunkönig ſitzen, der von vielen andern

dern Vögeln zerriſſen wurde. Am Abend dieſes Tages ſpeiste Cäſar beim Lepidus, dem Befehlshaber ſeiner Reuterey. Während er einige Briefe unterſchrieb, warf einer der Gäſte die Frage auf, welches der beſte Tod ſey. Schnell antwortete Cäſar: „der unerwartete!" Einige Zeit zuvor hatte er mit großer Pracht, in ſeinem Triumphkleide auf einem goldenen Stuhle ſitzend, ein Ofer gebracht. Man fand in dem fetten Opferthiere kein Herz. Da Cäſar darüber betroffen ſchien, warnte ihn der Zeichendeuter Spurinna ſich zu hüten, daß er nicht durch falſche Maaßregeln verleitet, ſein Leben verlöhre, denn das Herz ſey der Sitz und die Quelle von beiden. Am folgenden Tage opferte er wieder, in der Hofnung, die Eingeweide beſſer zu finden; aber er fand einen Mangel an der Leber, eines der unglücklichſten Anzeichen. Wahrſcheinlich hatte der heilige Betrüger dunkle Anzeigen von der Verſchwörung. Er warnte den Dictator vor einer großen Gefahr, die innerhalb dreiſſig Tagen, von denen der fünfzehnte März der letzte war, ſeinem Leben drohe. In dem Augenblicke, da die That vollzogen werden ſollte, begegnete Cäſar, als er in den Senat gieng, dem Spurinna, und ſagte ihm, ſeiner betrüglichen Kunſt ſpottend, der fünfzehnte März wäre gekommen. „Ja, aber noch nicht vorüber," verſetzte der Wahrſager.

Die deutlichſten Warnungen, ſagt man, bekam Cäſar in der Nacht vor dem verhängnißvollen Tage. Kein Schlaf kam in ſeine Augen, die Ruhe floh ihn. Aufgeſchreckt durch ein plötzliches Geräuſch und das helle Mondlicht, ſah er auf einmal die Thüren ſeines Gemachs von ſelbſt geöffnet, und hörte ſeine Gemahlinn Kalpurnia im Schlafe wehklagen. Ihr träumte, man hätte ihren Gemahl ermordet, und ſie hatte ihn nun weinend in ihren Armen.

Als

Als der Morgen anbrach, flehte die geängſtete Gattinn ihren Gemahl aufs dringendſte, heute ſeine Wohnung nicht zu verlaſſen. Durch dunkle Anzeigen von dem Komplot des Brutus in Schrecken geſetzt, hatte ſie, in der Angſt über das Schickſal ihres Gemahls, den Göttern ein Opfer über das andere gebracht. Da die Zeichendeuter, welche ohne Zweifel von ihr gewonnen waren, nichts als unglückliche Anzeichen in den Eingeweiden der Opferthiere fanden, ſo erſchöpfte ſie ihre ganze Beredſamkeit, um ihren Gemahl von dem Vorſatze abzubringen, heute in die Rathsverſammlung zu gehen. Schon wankte Cäſar, und aus Gefälligkeit für die zärtliche Beſorgniß ſeiner Gattinn wollte er eben den Befehl geben, die Verſammlung auf einen andern Tag zu verſchieben, als Decimus Brutus ins Zimmer trat. Er hörte, was zwiſchen Cäſar und ſeiner Gattinn vorgieng, und den Entſchluß des letztern. Bange wegen der Gefahr, die ein längerer Aufſchub der Revolution ihm und ſeinen Mitverſchwornen bringen konnte, wußte er mit ſcheinbarer Unbefangenheit die natürliche Unerſchrockenheit des Dictators wieder zu beleben. Er ſtellte ihm vor, daß der Senat, welcher ſich verſammelt habe, um ihm das Recht, außer Italien ein Diadem zu tragen, zu bewilligen, ſich ſehr beleidigt finden würde, wenn man ihm ankündigte, daß er ſeine Berathſchlagungen verſchieben möchte, bis die Nacht der Kalpurnia weniger unglückliche Träume brächte; und ohne ſeine Antwort abzuwarten nahm er ihn bei der Hand und führte ihn zu dem Rathhauſe des Pompejus, wo der Senat bereits zuſammen gekommen war.

Alle Verſchwornen waren verſammelt und ſahen mit pochendem Herzen ihr Schlachtopfer kommen. Sie hielten ſich überzeugt, daß der Senat, wenn der Uſurpator gefallen, ihnen Beifall geben, ja wenn es

nöthig

nöthig wäre, zu der That ſelbſt behülflich ſeyn würde. Von guter Vorbedeutung dünkte es ihnen zu ſeyn, daß gerade das Rathhaus des Pompejus der Ort war, wo ſie ihr Vorhaben ausführen ſollten. Zu den Füßen der Bildſäule des Pompejus ſollte er ſinken, als ein Schlachtopfer der Manen dieſes großen Mannes. Daß die ganze Stadt auf ihrer Seite ſeyn würde, daran zweifelten ſie nicht im mindeſten. Zur größern Sicherheit ließ indeſſen Decimus Brutus am Morgen der Ausführung ſeine Fechter bewaffnen, als wenn ſie zu einem Spiele gebraucht werden ſollten, damit ſie auf den erſten Wink bereit wären, die Wege zum Senat zu beſetzen, und ſie vor einem plötzlichen Anfalle zu ſichern. Das Theater des Pompejus, das neben dem Rathhauſe ſtund, war ein ſehr ſchicklicher Ort, wo ſie ſich ohne weitern Verdacht, als auf einem Uebungsplatze, verſammeln konnten. Nur über einen Punkt waren die Meinungen der Verſchwornen ſehr getrennt: ob ſie auch den Konſul Antonius und den Lepidus, den Befehlshaber von Cäſars Reuterey, ermorden ſollten? vornemlich den Antonius, den herrſchſüchtigſten von allen, von dem ſich neue Unternehmungen gegen den Staat befürchten ließen. Caſſius erhielt die Mehrheit der Stimmen dafür, daß ſie getödtet werden ſollten; aber die beiden Brutus ſprachen dagegen, und behielten die Oberhand. Sie äuſſerten, wenn ſie mehr Blut vergöſſen als nöthig wäre, ſo würden ſie ſich verhaßt machen, und ſich den Vorwurf der Grauſamkeit zuziehen; man würde ſagen, daß ſie nicht als Patrioten, ſondern als Parthengänger des Pompejus handelten, nicht ſowohl um die Stadt zu befreyen, als ſie an ihren Feinden zu rächen, und ſich die Herrſchaft zu verſchaffen. Am meiſten aber bewog ſie der irrige Wahn, daß Antonius leicht würde gewonnen werden, wenn die That

geſchehen

geſchehen wäre. Aber dieſe Nachgiebigkeit wurde ihr Unglück, und ſie verſcherzten alles, weil ſie ihr Werk unvollendet ließen.

Es war Zeit, daß Cäſar ſich ſelbſt in die Schlinge warf, die man ihm gelegt hatte; denn das Geheimniß der Verſchwörung ſieng an kund zu werden. Aber ſeine Stunde hatte geſchlagen, ſein Glück hatte ihn verlaſſen. So wie er jene früheren Anzeichen verachtet hatte, ſo hörte er auch nicht auf die Warnungen, welche er erhielt, und gieng ſo ſeinem Schickſale entgegen. Denn kaum hatte er den Weg nach dem Rathhauſe angetreten, ſo drängte ſich Artemidor, ein gelehrter Grieche, auf ihn zu, und überreichte ihm eine Schrift, in der die ganze Verſchwörung entdeckt war. „Lies dieſe Schrift, ſagte er zum Cäſar, ließ ſie ſogleich, ſie enthält wichtige Dinge, die dich betreffen.“ Cäſar verſuchte ſie zu leſen, aber das Gedränge der Menſchen war zu groß. Eine Menge von Menſchen überreichte ihm zu gleicher Zeit Bittſchriften, und er hielt die Schrift in der Hand, als er in den Senat trat.

Brutus hatte ſich ſchon vor ihm mit den übrigen Verſchwornen, deren jeder mit einem Dolch unter der Toga bewäfnet war, in den Portikus des Pompejus begeben. Man bewunderte die Heiterkeit dieſes berühmten Republikaners, ſelbſt an dem Tage, da er ſein Leben wagte, um ſeine Mitbürger frei zu machen. Da er Prätor war, ſo hielt er, am Morgen dieſes Tages, mit eben ſo viel Gegenwart des Geiſtes Gericht, als ob die Gefahr nur einen König der Parther oder der Gallier betroffen hätte; und als ein gewiſſer zur Strafe Verurtheilter mit Unwillen erklärte, daß er an den Cäſar appelliren würde, antwortete Brutus ganz kalt: „Cäſar wird mir's nie wehren, nach den Geſetzen zu richten.“

Als

Als Cäſar an der Thüre des Senats war, ſetzte ein neuer Vorfall die meiſten der Verſchwornen ins äußerſte Schrecken. Ein Mitglied des Senats, Namens Popilius Länas, welcher dem Brutus entdeckt hatte, daß er von dem Komplot unterrichtet ſey, aber aus Feigheit nicht mit Theil daran nehmen wollte, nahm den Dictator, als er aus ſeiner Sänfte ſtieg, bei Seite, und ſprach lange voller Bewegung mit ihm. Die Rächer der Freiheit glaubten ſich nun verrathen; voll Schrecken ſahen ſie einander an, und wurden durch Zeichen eins, nicht abzuwarten, daß man ſie in Verhaft nähme, ſondern ſich unter einander umzubringen, um ſo einer ſchmählichen Hinrichtung zu entgehen. Schon griffen Caſſius und einige andere nach ihren Dolchen, als Brutus die Verſchwornen aufmerkſam darauf machte, daß die Stellung des Popilius mehr die eines Furchtſamen ſey, der um etwas bittet, als eines Angebers, der eine mächtige Verſchwörung entdeckt. In der That dauerte es nicht lange, ſo küßte der Senator dem Cäſar die Hand, und verlor ſich unter der Menge.

Alle Senatoren ſtunden auf, als ſie den Cäſar hereintreten ſahen. Die Verſchwornen aber umgaben ihn, als ob ſie ihm dadurch ihr Ehrerbietung bezeugen wollten, und führten ihn zu ſeinem Staatsſeſſel. Nur zwei von ihnen verweilten am Eingange des Rathhauſes bei dem Konſul Antonius, den ſie unbemerkt bis nach vollbrachter That aufzuhalten ſuchten, weil von ſeiner ungeſtümmen Hitze alles zu fürchten war.

Ein gewiſſer Tullius Cimber eröffnete die tragiſche Scene, indem er ſehr dringend um die Rückberufung ſeines verwieſenen Bruders bat. Cäſar ſchlug ſie ab, worauf die Verſchwornen ſich ihm näherten, und ſo ſehr in ihn drangen, dieſe Bitte zu erfüllen, daß er auf ſie alle ungehalten ward. Nun ergrif ihn

ihn Cimber bei der Toga und rieß ſie ihm vom Halſe. Dieß war das verabredete Zeichen, auf welches ſogleich einer, Namens Caſca, ihm einen Dolchſtoß ins Genick verſetzte; aber die Wunde war weder tödlich noch tief. Wahrſcheinlich hatte, in dem Augenblick einer ſo verwegenen That, die Angſt ſeinen Arm gelähmt. Cäſar kehrte ſich alſo um und rief: „Böſewicht, was machſt du?" und packte ihn zugleich am Arme. Aber in dem Augenblicke ſtürzten alle Verſchworne mit gezückten Dolchen ſo wüthend über den Dictator her, daß manche Wunde ſie ſelbſt traf. Wohin er ſich wandte, ſah er nichts als Dolche, die ihm ins Geſicht fuhren und ihn zerfleiſchten, denn die Verſchwornen hatten unter ſich ausgemacht, daß jeder von ihnen thätlichen Antheil an dem Morde nehmen ſollte. Einige Augenblicke vertheidigte ſich der Ueberfallene tapfer; als er aber, ſchon ganz mit Blut bedeckt, den Brutus mit dem Dolch in der Hand auf ſich zukommen ſah, entwiſchte ihm ein Wort inniger Empfindung, das einen Tiger hätte entwafnen können: „Auch du, mein Sohn!" Dann bedeckte er ſich das Geſicht mit ſeiner Toga, wehrte ſich nicht länger, und gab ſich der Wuth ſeiner Mörder preis, die ihn, von drei und zwanzig Wunden durchbohrt, am Fußgeſtell der Statue des Pompejus zu Boden ſtreckten. Mit Entſetzen und Abſcheu ſahen die verſammelten Mitglieder des Senats dem ſchröcklichen Schauſpiele zu, ohne daß es jemand wagte, dem Cäſar Hülfe zu leiſten. Die beſtürzten Senatoren eilten vielmehr aus dem Saale, und Cäſars Leiche lag nun einige Zeit allein, bis drei gemeine Sklaven ſie auf einer Sänfte hinwegtrugen.

So endigte dieſer große Römer, der mit wenigen Fehlern viele Vorzüge in ſich vereinigte, in ſeinem ſechs und fünfzigſten Jahre. Einen größern Mann als

als ihn hat Rom nie wieder erzeugt. Sein Tod hatte den Erfolg nicht, den ſich die Verſchwornen verſprachen. Denn ſtatt der Wiederkehr der Freiheit entſtand aus den Trümmern von Cäſars Parthey ein neües Triumvirat, das zuletzt den gänzlichen Sturz der Republik herbeiführte.

IV. Empörung der Deutſchen gegen die Römer unter Arminius.

Im Jahr 9 nach Chriſti Geburt.

1.

Deutſchlands älteſte Bewohner. Die Cimbern und Teutonen. Kämpfe des Cäſar und Druſus mit den Deutſchen.

Deutſchlands älteſte Bewohner waren ein ſtarker Menſchenſtamm, von ſeltener Körpergröße und ungemeiner Nervenkraft. Allgemeine Liebe zum Kriege, zur Freiheit und Unabhängigkeit bezeichneten den deutſchen Nationalgeiſt. Auf Krieg und Freiheit war ihre politiſche und häusliche Verfaſſung, alle ihre Bemühungen und Gedanken gerichtet. Alles war bei ihnen kriegeriſch, ihre Feierlichkeiten, ihre öffentlichen Ergötzungen, ihre Gerichtsform, ſelbſt ihre Vorſtellungen vom künftigen Leben. Nur Heldenthaten galten als wahres Verdienſt, und Tapferkeit war das einzige Mittel

Mittel, Ehre und Anſehen bei der Nation zu erhalten. Sein ungeheurer Körperbau, ſein muthiger, durch keine Gefahren und Mühſeligkeiten abzuſchreckender Geiſt, machte die Deutſchen ſelbſt den zahlreichſten Heeren gelernter Krieger zum furchbaren Feinde. Seine Rüſtung war ſo einfach und ungekünſtelt als möglich. Ein kurzer Spieß, mit einer ſchmalen, aber ſehr ſcharfen, eiſernen Spitze, war das vornehmſte Werkzeug ſeiner Vertheidigung und ſeines Angriffes. Mit demſelben focht er in der Nähe und in der Ferne; ſelbſt der Reuter begnügte ſich mit einem ſolchen Spieße, und mit einem Schilde. Das Fußvolk, entweder ganz nackend, oder mit einem kurzen Mantel bedeckt, brauchte noch einige beſondere Wurfſpieße, die es in eine ungeheure Entfernung ſchleuderte. Ein ſtrafbares Scheltwort war es, wenn einer den andern — einen Haſen nannte.

Der allgemeine Kriegsgeiſt der Deutſchen war Urſache, daß ſie den Ackerbau nicht liebten; verſchiedene deutſche Völkerſchaften trieben ihn gar nicht. Der ſtarke und freie Germanier war nur zum Krieg und zur Jagd gebohren. Ungeheure Wälder, von Bären, Wölfen, Rennthieren, Elenthieren und Auerochſen durchirrt, breiteten ſich beinahe über die ganze Oberfläche ſeines Landes aus, und verhüllten den Boden in einen undurchdringlichen Schatten, der den wohlthätigen Strahlen der Sonne den Durchgang verwehrte, und unter deſſen Schutze häufige Regen und Ausdünſtungen in großen Sümpfen ſich ſammelten. Die wilden Thiere, welche den Bewohnern öfters den Aufenthalt ſtreitig machten, nöthigten ſie, Jäger zu werden. Sie ſammelten ſich aber auch Heerden von zahmem Vieh, die ſie nährten und kleideten. Mit ihnen zogen ſie aus einer Gegend in die andere, und ſolcher Horden wanderten viele in dem weitläufigen

Deutſchlande herum, ohne ſich um einander zu bekümmern, als bis ſie das Ohngefehr zuſammenbrachte. Dann verſtanden ſie ſich entweder gutwillig zu einer Vereinigung, oder die ſchwächere Horde wurde von der ſtärkern dazu genöthigt. So wie ſie ſich vermehrten und ausbreiteten, näherten ſie ſich allmählich den großen Ströhmen, die Deutſchland gegen Süden und Weſten einſchließen. Dort kamen ſie an die Donau, hier an den Rhein. Die herrlichen Landſchaften, die ihr ſchärferes Auge am jenſeitigen Ufer erblickte, reitzte ſie zum Uebergange; große Tiefe und Breite des Fluſſes und Mangel an Fahrzeugen geboten ihnen aber, dieſſeits zu bleiben. Jetzt ſtellte ſich jedoch der rauhe Winter ein, der den majeſtätiſchreiſſenden Strohm mit einer natürlichen Brücke belegte. Nun wagten es die muthigen Deutſchen erſt in kleinern, und dann in größern Haufen hinüber zu glitſchen. Dieß thaten ſie gewönlich jeden Winter. So wurden ſie mit den Einwohnern Galliens und den Völkern jenſeits der Donau bekannter. Der Boden, den die Natur mit größern Vorzügen und Annehmlichkeiten begünſtigt, den die fleißige Hand ſeiner Bewohner zur fruchtbaren und ſchönen Landſchaft umgeſchaffen hatte, der machte auf die an ein rauhes Klima gewohnten Deutſchen einen ſo lebhaften Eindruck, daß ſie ihn willig mit dem vaterländiſchen vertauſchten. Frühzeitig mögen ſich alſo deutſche Horden an dem jenſeitigen Ufer des Rheines Wohnſitze verſchafft haben. Dagegen wanderten auch galliſche Völker nach Deutſchland. So ſchickten ſchon in den älteſten Zeiten Deutſchland und Frankreich einander Kolonien zu.

Es war zu erwarten, daß die Deutſchen, die ſo oft in fremde Gebiete ſtreiften, auch einmal mit den Römern zuſammen ſtoſſen würden, die damals ihre Waffen beinahe in allen bekannten Ländern der

Erde

Erde umher trugen, und immer auf neue Eroberungen ausgiengen. Ein ſolches Zuſammentreffen geſchah zuerſt hundert und zwölf Jahre vor Chriſti Geburt. Allgemeine Raubgierde reizte die Cimbern, im heutigen Schleswig und Jütland, ihre Wohnungen zu verlaſſen. Mehrere Jahre lang durchzogen ſie Deutſchland, giengen in Verbindung mit ihren Nachbarn, den Teutonen, über den Rhein nach Gallien, richteten ſchröckliche Verwüſtungen an, und ſchlugen einige römiſche Heere, die gegen ſie abgeſandt wurden. Doch Rom hatte an Marius einen Helden, deſſen Kriegskunſt ſie beſiegte. Der Teutonenkönig Teutobrochus ward geſchlagen und mit einem Verluſte von hundert und fünfzigtauſend Mann zum Gefangenen gemacht. Ungeachtet dieſes ſchröcklichen Blutbades waren die Cimbrer doch noch unverzagt. Gleich einem Gebürgſtrohm ſtürzten ſie in Italien herein, nachdem ſie die Alpen überklommen hatten. Rom bebte und glaubte die Barbaren ſchon vor ſeinen Mauren zu ſehen. Seine Rettung waren der Wein, die Früchte und das Klima Italiens, und der große Marius. Er erſchlug in fürchterlichen Kämpfen hundert und vierzig tauſend von den Barbaren, und nahm ſechzig tauſend gefangen. Während der Schlacht kämpften die Weiber wie Raſende von ihren Wagen herunter, erwürgten, da ſie das Schickſal des Tages entſchieden ſahen, ihre Kinder, und dann ſich ſelbſt unter einander mit trotziger und unerweichlicher Verzweiflung.

Rom ſuchte die Freude über dieſe unerwarteten Feinde durch Triumphe, Innſchriften, feierliche Spiele und Statuen zu verewigen. Marius ſelbſt glaubte einen Theil ſeiner Beute den Göttern ſchuldig zu ſeyn. Allein das Volk verewigte auch die Furcht, welche ihm dieſe Feinde eingejagt hatten. Ein cimbriſcher Schrecken ward zum Ausdruck einer Beſtürzung ein

Sprüchwort unter ihm. Eben ſo nannte es vom Feldgeſchrey dieſer Feinde ein ſtarkes Geheul ein cimbriſches, und eine auſſerordentliche Beute eine cimbriſche.

Von nun an wurden die Römer aufmerkſam auf das ihnen zuvor unbekannte Deutſchland. Ohngefehr fünfzig Jahre nach dem Einfalle der Cimbern ſtieß Cäſar in ſeinen galliſchen Feldzügen auf große deutſche Völkerſchwärme, die über den Rhein gegangen waren. In den blutigen Kämpfen, die er mit ihnen hatte, erlag die Tapferkeit und Stärke der Deutſchen der römiſchen Geſchicklichkeit und Kriegszucht. Um die Deutſchen auf einmal abzuſchrecken, wieder über den Rhein zu gehen, und ihm in ſeinen Unternehmungen in Gallien hinderlich zu ſeyn, ſchlug Cäſar in der Gegend von Cöln eine Brücke über den Rhein, und wollte den Deutſchen zeigen, was er gegen ſie zu thun fähig ſey. Er war der erſte römiſche Feldherr, der es wagte, deutſchen Boden zu betreten. Da gab es aber keine Städte zu erobern, keine reichen Dörfer zu brandſchatzen. Kleine Dörfchen und einzelne Hütten, hier und da ein Stück Feld — weiter fand Cäſar nichts, wodurch er ſich für ſeinen mühevollen Feldzug ſchadlos halten konnte. Die Einwohner, welche dieſe geringen Beſitzungen leicht verſchmerzen konnten, zogen ſich in undurchdringliche Wälder und unzugängliche Einöden zurück, wohin ihnen Cäſar zu folgen keine Luſt hatte. Sehr weiſe beſchloß er alſo mit dem Schrecken, den er den Deutſchen eingejagt hatte, ſich zu begnügen, und den deutſchen Boden wieder zu verlaſſen. Sein ganzer Aufenthalt auf demſelben hatte nicht länger als achtzehn Tage gedauert. Bald erfuhr aber Cäſar, daß er ſeine Abſicht, den Deutſchen zu Streifereyen über den Rhein den Muth zu benehmen, verfehlt hatte. Er drang daher noch einmal feindlich in ihr Land ein, aber Mangel an Lebensmitteln nöthigte

thigte ihn bald wieder zum Rückzuge, und die mächtigen Kriege, in die ihn ſeine ehrgeizigen Abſichten bald darauf verwickelten, zogen ſeine Aufmerkſamkeit faſt ganz von Deutſchland ab.

Indeſſen unterlieſſen die Deutſchen nicht, von Zeit zu Zeit in Gallien Beſuche zu machen, die den Römern je länger je unangenehmer waren. Es war nicht wenig kränkend für ſie, ſich von dieſen rohen Barbaren geſchlagen zu ſehen, und der kriegeriſche Ruhm der Deutſchen war ein neuer Reitz für die römiſchen Feldherren, über den Rhein zu gehen. Der Name Germanikus war nun ihr ſtolzeſter Titel. Hier fanden ſie aber ganz unbekannte Hinderniſſe in ihrem Wege. Der Mangel an haltbaren Plätzen und ſteten Wohnungen, das Zurückziehen des Feindes in ſeine dicken Waldungen; die Ausfälle deſſelben zur Zeit, wo ihn die weitläuftige Vertheilung der römiſchen Truppen, die Ermüdung derſelben durch Hunger, Märſche und Witterung und die überlegene Kenntniß des Bodens begünſtigten; die unwegſamen Gebürge, Holzungen, Haiden und Sümpfe; die vielen Flüſſe mit ungeheuren Moräſten längs den Ufern hin: kurz alles erfoderte hier eine ganz eigene und neue Art Krieg zu führen.

Alle dieſe Schwierigkeiten entflammten den Muth eines tapfern römiſchen Jünglings, Namens Druſus. Er war ein Stiefſohn des Kaiſers Auguſt, und da er zum Statthalter von Gallien und Germanien ernannt wurde, ſo entwarf er, eilf Jahre vor Chriſti Geburt, den kühnen Entwurf, das ganze große Germanien zu erobern. Voll des feurigſten Eifers, ſeinen Namen zu verewigen, und das zu vollenden, was ſein großer Ahnherr Cäſar angefangen hatte, baute er eine Flotte auf dem Rhein, vereinigte unweit Arnheim durch einen Kanal, der noch ſeinen Namen hat, den

Rhein mit der Yſſel, ſegelte zuerſt unter allen Römern in das deutſche Meer, lenkte in die Ems ein, und kam den Deutſchen in dieſer Gegend ganz unvermuthet über den Hals. Bei dieſer kühnen Unternehmung hätte ihn die ſchnelle Ebbe zu Grunde gerichtet, wenn er nicht eine Menge Frieſen bei ſich gehabt hätte, die ſchon damals gute Seeleute waren, und ſich, wie alle ihre Landsleute, zur Unterdrückung ihres eigenen Vaterlandes gebrauchen ließen. Um dieſen Weg in das Innere von Deutſchland offen zu behalten, legte Druſus bei ſeinem Rückzuge, wozu ihn der Winter nöthigte, an der Mündung der Ems ein Kaſtell an. Das folgende Frühjahr drang er bis an die Weſer vor. Hier häuften ſich Hinderniſſe auf Hinderniſſe, denen er mit ſeiner gewönlichen Unerſchrockenheit trotzte. Was aber weder der Mangel an Lebensmitteln, noch die rauhe Witterung, noch der Muth der Deutſchen vermochte, das vermochte der herrſchende Volksglaube. Im römiſchen Lager ließ ſich ein Bienenſchwarm nieder, und dieß ward für eine ſchlimme Vorbedeutung gehalten. Druſus zog ſich demzufolge zurück, und ward auf dem Rückwege von den Deutſchen ſo eingeſchloſſen, daß dieſe ſchon die, allem Anſehen nach ganz ſichere Beute unter ſich theilten; die Cherusker ſollten die Pferde, die Schwaben das Gold und Silber, und die Sikambrer die Gefangenen bekommen. Dieſe allen Barbaren eigene Zuverſichtlichkeit, die alle nöthige Vorſicht hintanſetzt, rettete das römiſche Heer. Die Deutſchen fielen die Römer ohne alle Ordnung an; und dieſe hielten den verworrenen Angriff mit Kaltblütigkeit und Ordnung aus, und ſchlugen den zu verwegenen Feind zurück. Druſus baute ſodann ein Kaſtell an dem Zuſammenfluß der Lippe und Liſe, und ein anderes zwiſchen dem Rhein und der Lahne auf der Höhe bei Idſtein.

Nach

Nach vielen ähnlichen Feldzügen drang Druſus endlich gar bis an die Elbe vor, und errichtete am Ufer derſelben ein Monument. Dieſer Fluß war das Ziel ſeiner Unternehmungen in Deutſchland. Auf dem Rückzuge ſtürzte er vom Pferde, und ſtarb einige Zeit hernach. Er hatte angefangen, Deutſchland aus ſeiner Barbarey zu reiſſen. Ihm hat man den Grund der erſten deutſchen Städte zu danken. Sie entſtanden aus den vielen Kaſtellen, die er bauen ließ, und aus den ſtäten Lagern, welche er an bequemen Orten anlegte. Von Baſel bis an den Ausfluß des Rheins zählte man gegen fünfzig Kaſtelle und Lager, deren Stifter er war. Als Oberfeldherr in Gallien und Germanien folgte ihm ſein Bruder Tiberius. Er that neue Feldzüge nach Deutſchland, und brachte verſchiedene deutſche Völkerſchaften mehr durch Unterhandlungen und Beſtechungen, als durch Siege unter die Herrſchaft der Römer.

2.

Die Deutſchen entziehen ſich der römiſchen Herrſchaft.

Seit den letzten Feldzügen des Tiberius ſchmeichelten ſich die Römer mit dem ſüſſen Wahne, von der gänzlichen Unterjochung Deutſchlands nicht weit mehr entfernt zu ſeyn. Bald ſollt' es ihnen gelingen, das rauhe von Wäldern und Sümpfen ſtarrende Land in eine römiſche Provinz umzuſchaffen. Aber gerade jetzt war es, wo ihrer Herrſchaft über die Deutſchen die traurigſte Kataſtrophe bevorſtand. Noch konnten die Römer blos auf den Beſitz des am Rheine gelegenen Germaniens mit einiger Sicherheit rechnen. Hatte auch

auch der Umgang mit den römiſchen Soldaten, die nahe am Rheine kantonirten, einigen Einfluß auf die Sitten und die Bildung der benachbarten Völkerſchaften, ſo fühlten doch die tiefer im Lande wohnenden Deutſchen den lebhafteſten Abſcheu vor der römiſchen Kultur. Ihre Tapferkeit und ihr Freiheitsgefühl war noch lange nicht unterdrückt. Es wurden, um den ehrgeitzigen Entwurf des Auguſt auszuführen, Männer erfodert, die, gleich einem Druſus und Tiberius, Klugheit und Behutſamkeit im hohen Grade beſaſſen, die den lebhafteſten Gefahren und den größten Mühſeligkeiten mit dem ſtandhafteſten Muthe entgegen giengen.

Der neue Oberfeldherr, den der Kaiſer nach Deutſchland ſandte, war dieſer Mann nicht. Er hieß Quinctilius Varus, ſtammte aus einer angeſehenen römiſchen Familie ab, bekleidete unter Auguſt das Konſulat, wurde Statthalter in dem reichen Syrien, und kam von da in das arme Deutſchland, um die den Römern unterworfenen Striche in dem ſpatern Weſtphalen im Gehorſam zu erhalten. Kriege und mühſame Unternehmungen waren ſeine Sache nicht, wohl aber Befriedigung niedriger Habſucht, die ihn zu vielen ungerechten Schritten verleitete. Als er nach Deutſchland kam, war alles ſo ruhig, daß er wähnte, den Einwohnern ſey der Muth entſunken, und ihr alter kriegeriſcher Sinn ſey durch die wiederholten Schläge gebeugt. Ihm ſchien es daher jetzt der ſchicklichſte Zeitpunkt zu ſeyn, die römiſche Gerichtsordnung und Geſetze einzuführen. Dieſe wären, wie er meinte, das beſte Mittel, die Bewohner Deutſchlands in geduldige Unterthanen Roms umzubilden, und zugleich auf dem Weg der Chikane ſie des Wenigen zu berauben, das ſie hatten. Eine große Anzahl römiſcher Advokaten, die in's Land gezogen wurden, verwickelte die unerfahrnen Deutſchen in unaufhörliche Rechtshändel,

del,

del, die ſie in die dürftigſten Umſtände verſetzten. Varus, der von ſeinem Geitze geblendet, den Unterſchied zwiſchen Deutſchland und Syrien immer mehr aus dem Auge verlor, belaſtete die armen Leute mit Abgaben, die ihre Kräfte überſtiegen.

Anfangs ließ es ſich an, als ob der argliſtig entworfene Plan ohne Schwierigkeit ausgeführt werden könnte. Die Deutſchen, denen die römiſche Proceßordnung das unbekannteſte Ding von der Welt war, fügten ſich dem Scheine nach ohne Weigerung in die neue Ordnung. Sie kamen häufig vor Gericht, um ihre Klagen anzubringen, und dankten auch wohl dem Statthalter für ſeine Sorgfalt. In ihrem Herzen aber kochte ein deſto lauterer Unwille. Man weiß ja, wie hartnäckig ein barbariſches Volk auf ſeinen alten Gewohnheiten hält; und wie ungereimt es iſt, einem rohen Volke Geſetze aufzudringen, die blos für ein kultivirtes gemacht ſind. Nichts empörte die freiheitsliebenden Deutſchen mehr, als die römiſchen Ruthen und Beile, die ſie als Zeichen der äußerſten Knechtſchaft anſahen, und nur ihren Göttern räumten ſie das Recht ein, ſolche Strafen zu verhängen. In kurzem war die Gährung allgemein, und beſonders waren die Edlen der Nation von dem lebhafteſten Unwillen erfüllt. Alles ſehnte ſich nach Befreiung von dem drückenden Joche; allein es war keine leichte Sache, dieſes Joch abzuſchütteln, da ſchon zu viele deutſche Stämme ſich darunter gebeugt hatten, und Roms zahlloſe Legionen in Deutſchland vorhanden waren, die jeden Entwurf der Deutſchen, der auf ihre Befreiung abzweckte, vereiteln konnte.

Keine Schwierigkeit, die kleine Seelen in Furcht ſetzt, ſchreckt aber den Mann, der große Plane auszuführen entſchloſſen iſt. Einen ſolchen Mann hatte jetzt Deutſchland unter ſeinen Edlen; einen Mann, deſſen

deſſen Namen die Nachwelt noch jeẓt mit ehrfurchtsvoller Bewunderung nennt. Mit Entſchloſſenheit und Muth führte er ſein Vorhaben aus, und beſiegte nicht allein die Römer unter Varus, ſondern trieb ſie gänzlich in ihr Vaterland zurück.

Hermann, in der Sprache der Römer Arminius, hieß der Held, der dieſes kühne Unternehmen wagte, und mit Muth und Entſchloſſenheit vollendete. Er war ein Sohn des Cheruskerfürſten Siegmar. Schon in ſeinen jüngern Jahren zeichnete ſich ſein Charakter durch deutſchen Heldenmuth und Tapferkeit aus, und mit ſeinem mannbaren Alter ſtiegen dieſe Heldentugenden zu einem ſehr hohen Grade. Tiberius hatte ihn mit nach Rom genommen; er hatte ihm das römiſche Bürgerrecht und die Würde eines Ritters verſchaft. Aber alles dieſes vermochte Hermanns deutſches Hochgefühl nicht zu unterdrücken. Die Kenntniſſe von der römiſchen Verfaſſung und dem römiſchen Kriegsweſen, die er durch ſeinen Aufenthalt in Rom und auf verſchiedenen unter dem Tiberius gethanen Feldzügen ſich geſammelt hatte, ſeẓten ihn in den Stand, den Krieg gegen die Römer mit einem deſto glücklichern Erfolge zu führen. Er konnt' es nicht länger anſehen, daß römiſche Deſpotie Deutſchlands freie Völker drückte, und der Entſchluß, ſie davon zu retten, war jeẓt ſeine ganze Beſchäftigung. Reiflich überlegte er ſein Vorhaben, bevor er es auch nur ſeinen Vertrauteſten entdeckte, und ſelbſt da noch war er vorſichtig genug, ſich nur denen zu entdecken, auf deren Treue, Verſchwiegenheit und kräftigen Beiſtand er ſicher rechnen konnte.

Als Hermann ſeinen Plan durchdacht hatte, fieng er auch an thätig zu würken; er ſtellte ſeinen Landsleuten die römiſche Deſpotie, die ſchon mehrere deutſche Völker drückte, vor Augen. „Noch ſey es Zeit, ſagte

ſagte er, ein Joch zu zerbrechen, worunter in kurzer Zeit ganz Deutſchland ſeufzen werde, nur werde eine vereinte Kraft erfodert, um Roms Legionen zu vertilgen."

Hermanns Vorſchlag wurde mit Beifall angenommen, alle hießen ſeinen Plan gut, der Bund wurde geſchloſſen und vermehrte ſich in kurzer Zeit durch den Beitritt mehrerer deutſchen Fürſten ſehr ſtark. Man beſchloß, den römiſchen Feldherrn Varus zu überfallen und wo möglich mit ſeinem ganzen Heere zu vertilgen, ihn vorher aber durch Zertheilung ſeiner Macht zu ſchwächen. Viele der vornehmſten Deutſchen baten ſich daher unter mancherlei Vorwand römiſche Bedeckungen aus, welche Varus um ſo williger gab, weil er ſich dadurch der Fürſten ſelbſt verſichert zu haben glaubte. Der Ort, wo ſich Varus aufhielt, war ihnen für einen Ueberfall nicht ſchicklich genug. Einige Fürſten mußten daher in der Ferne Feindſeligkeiten anfangen, um den Varus dahin zu locken, wo ihm beſſer beizukommen war. Man hinterbrachte ihm Nachrichten von entfernten Unruhen, und rieth ihm dahin zu ziehen, um die Empörung in der Geburt zu dämpfen; ſie ſelbſt wollten ihm mit allen den Ihrigen folgen. Varus machte auf dieſen Rath ſogleich Anſtalten zum Aufbruch, und obgleich Hermanns Schwiegervater, Segeſt, ein anderer Fürſt der Cherusker, deſſen Tochter der tapfere Mann wider deſſen Willen entführt hatte, ihm dasjenige, was er von dem Bunde der Fürſten wußte, entdeckte, ſo konnte ſich Varus doch nicht überzeugen, daß die Deutſchen ſo etwas im Sinne hätten, oder fähig wären, die Verſtellung ſo weit zu treiben; ſelbſt bei dem letzten Gaſtmahle, zu welchem Varus die Vornehmſten eingeladen hatte und wo Segeſt die ganze Verſchwörung entdeckte und ihn bat, ſowohl ſeinen Schwiegerſohn wie auch die andern Verbündeten feſtzuhalten, glaubte Varus noch nichts,

und brach mit ſeinem Heere auf. Die deutſchen Fürſten beurlaubten ſich von ihm, mit dem Verſprechen, bald zu folgen, welches ſie auch, aber in einem andern Verſtande, hielten. Sobald ſie zu Hauſe angelangt waren, wurde die Maske abgelegt, und der Anfang zu den Feindſeligkeiten mit der Gefangennehmung der römiſchen Bedeckungen gemacht, die ſie von dem Varus erhalten hatten, und nun eilten ſie dieſem ſelbſt nach, und holten ihn im Teutoburger Walde (im Paderborniſchen) ein, da er ſich eben in den mißlichſten Umſtänden befand. Auf allen Seiten ringsherum waren Berge mit engen Thälern, große und dicht neben einander ſtehende Bäume, nirgends ein gebahnter Weg.

Varus mußte, um weiter ziehen zu können, erſt Bäume umhauen, Brücken ſchlagen, Moräſte und Graben ausfüllen laſſen, wodurch die Soldaten außerordentlich ermüdet wurden. Wagen, Laſtthiere und Soldaten waren unter einander vermengt, weil man mitten im Frieden zu ſeyn glaubte. Aus dieſer Urſache war auch der Troß ungewönlich groß, und zu allem dieſem kam noch ein ſtarker anhaltender Regen, der den Boden ſchlüpfrig und faſt jeden Tritt unſicher machte: kurz alles ſchien ſich zum Untergange der Römer vereinigt zu haben. Und in dieſen Umſtänden erſchienen nun die Deutſchen, von denen ſie Hülfe erwarteten, zum größten Schrecken und Verwunderung der Römer, als ihre ärgſten Feinde. Weil die Deutſchen die Gegend und die Wege durch die Waldungen wohl kannten, ſo waren die Römer bald auf allen Seiten von ihnen umringt. Der erſte Angriff geſchah nur, um die Kräfte und den Muth der Feinde zu verſuchen. Da ſie wenig Widerſtand fanden, verdoppelten ſie den Angriff; der zerſtreute und abgemattete römiſche Soldat konnte ſich nicht in die Ordnung ſtellen, in der er zu fechten gewohnt war. Er wehr-

te

te ſich jedoch, ſo gut er konnte, nicht um zu ſiegen, ſondern nur um auf offene Wege zu kommen. Der Marſch ward ungeachtet der beſtändigen Anfälle fortgeſetzt, und endlich traf die Armee einen Platz an, wo ein Lager aufgeſchlagen werden konnte.

So ermüdet alles war, ſo bot doch jeder jetzt ſeine letzten Kräfte auf, um das Lager einigermaßen zu verſchanzen, damit nur eine Nacht, vielleicht die letzte, ruhig darinn konnte zugebracht werden. Des andern Tages gieng der Marſch weiter, und um geſchwinder vorwärts zu kommen, wurde alles Gepäck, was nicht höchſt nöthig war, verbrannt, oder im Stich gelaſſen.

Hermann verfolgte die Feinde mit ſeinen tapfern Deutſchen unaufhörlich, und da er wohl einſahe, daß er die Zeitumſtände nutzen müſſe, ſo ließ er ſelbſt auf dem Marſche beſtändige Angriffe thun, die mehrentheils alle gut für ihn ausfielen, weil die Deutſchen immer die Plätze wählten, wo ſie mit Vortheil fechten konnten. Die Römer ſuchten ſich zwar oft zur Wehr zu ſtellen, allein unzählige Hinderniſſe waren ihnen entgegen. Am letzten Tage vor der Nacht, worinn ſie ganz geſchlagen und zerſtreut wurden, hatten ſie einen der hartnäckigſten und hitzigſten Anfälle der Deutſchen auszuhalten, wo ſie noch dazu mit einem heftigen Regen und Wind dergeſtalt heimgeſucht wurden, daß ſie weder feſt ſtehen noch fortſchreiten konnten und nicht einmal das Vergnügen hatten, mit den Waffen in der Hand zu ſterben, indem der fürchterliche Regen ihre Pfeile, Bogen, Wurfſpieße und Schilde ganz unbrauchbar machte. Unter ſolchen Umſtänden erſchien die Nacht, die ſo ſchrecklich für ſie wurde. Sie ſuchten ſich noch einmal zu verſchanzen, allein ſie konnten wegen der heftigen und wiederholten Angriffe der Deutſchen die Verſchanzungen nicht zu

Stande bringen. Hermann ſah, daß jetzt der rechte Zeitpunkt war, die Römer zu vertilgen, und befahl einen allgemeinen Angriff. Das Gemetzel war fürchterlich; und ſelbſt die Tapferſten der Römer fiengen an zu wanken, zumal da ihnen Himmel und Erde entgegen zu ſeyn ſchien. Selbſt ihr Heerführer Varus ließ den Muth ſinken, und nachdem er mehrere Wunden erhalten hatte, und an keine Rettung zu denken war, fiel er in ſein eigenes Schwerdt, um nicht lebendig in die Hände der Feinde zu gerathen. Mehrere folgten ſeinem Beiſpiele; andere warfen die Waffen von ſich und baten um Gnade, allein Wenige erhielten ſie, die Mehreſten wurden niedergeſäbelt; ein ſehr kleiner Theil rettete ſich durch die Flucht. Die vornehmſten Befehlshaber der Römer wurden von den aufgebrachten Deutſchen ihren Göttern zu Ehren auf beſondern Altären geſchlachtet, und die Köpfe derſelben auf den herumſtehenden Bäumen aufgeſteckt. Selbſt die von den Römern halb verbrannte Leiche des Varus wurde nicht geſchont. Man ſchickte ſein Haupt dem Könige der Markomannen Marbod zum Geſchenk. Marbod überſandte es dem Auguſt, der es des Varus Anverwandten zuſtellte. Von den Gefangenen wurden mit der Zeit viele von ihren Anverwandten losgekauft; andere aber mußten es ſich gefallen laſſen, und unter dieſen mancher edle Römer, den Deutſchen die Schweine und Ochſen zu hüten. Am ſchröcklichſten ſpielten die befreiten Germanier den römiſchen Advokaten mit, die ihnen Varus aufgedrungen hatte. Sie ſtachen ihnen die Augen aus, hieben ihnen die Hände ab, und riſſen ihnen die Zungen aus dem Hals, mit dem Zuruf: „Ziſche nun, Natter!“

Die Deutſchen eilten hierauf, alle von den Römern an ihren Flüſſen angelegten Feſtungen, als die noch übrigen Denkmähler der römiſchen Herrſchaft,

zu

zu zerſtören, und der Rhein machte jetzt ſo wie vordem Deutſchlands weſtliche Grenze wieder aus.

Eine ſolche Niederlage ihres beſten Kriegsvolks, und die ſo leicht von den ſchröcklichſten Folgen für den Staat hätte ſeyn können, hatte Rom beinahe niemals erfahren. Dieſem Siege hat Deutſchland, nach dem eigenen Geſtändniſſe der Römer, ſeine Freiheit zu danken, wir aber in den ſpäteſten Zeiten, daß wir noch Deutſche ſind, und vielleicht daß noch deutſch auf der Welt geredet wird. Die Römer wußten es allemal in den eroberten Provinzen, deren Sprache ſie ſelber nicht lernen mochten, dahin zu bringen, daß die Einwohner nach und nach die römiſche Sprache lernten, und die ihrige auſſer Gang kommen lieſſen. Auf ſolche Art ſind von der alten puniſchen, ſpaniſchen, galliſchen und britanniſchen Sprache kaum noch geringe Spuren übrig. Ohne Zweifel würde es mit Deutſchland eben ſo gegangen ſeyn; und ſchon, daß dieſes durch Hermanns Schlacht verhütet wurde, iſt wichtig genug für uns.

3.

Feldzüge des Germanikus in Deutſchland. Hermanns Tod.

Fürchterlich war der Eindruck, den die Vernichtung der beſten römiſchen Heere durch die barbariſchen Deutſchen in Rom machte. Der Schmerz über dieſen ſchweren Unfall ergriff die Grundfaden vom Leben des Kaiſers Auguſtus. Oft hörte man ihn in angſtvollen Tönen ausrufen: „Varus, gieb mir meine Legionen wieder! Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ und einige Schriftſteller behaupten, er habe ſeitdem nie

wieder ſeine vorige Heiterkeit bekommen. Einige Monate lang ließ er Bart und Haare wachſen. Den Schrecken des Regenten theilte die ganze Stadt, und man quälte ſich mit der ängſtlichen Einbildung, daß die ſiegreichen Deutſchen ſchon auf dem Wege nach Rom begriffen wären. Alle Deutſche, die ſich als Reiſende in Rom aufhielten, wurden ſogleich aus der Stadt geſchafft, ſogar die deutſche Leibwache wurde übers Meer auf die Inſeln gebracht, damit ſie keinen Aufſtand erregen könnte. Alles was unter fünf und dreiſſig Jahren war, ſollte die Waffen tragen, und nach Deutſchland gehen. Allein das Aufgebot erſchallte in taube Ohren; die ſonſt ſo tapfern römiſchen Soldaten weigerten ſich in ein Land auszuziehen, wo ſo viele ihrer Kameraden ihr Grab gefunden hatten. Da durch Worte und Drohungen nichts auszurichten war, ſo befahl der Kaiſer, um ſie zu zwingen, den Zehenten, auf den das Loos fallen würde, ſeiner Güter zu berauben, und für ehrlos zu erklären. Als aber auch dieſes nicht half, ließ er ſogar einige hinrichten, und mit denen, welche man mit harter Mühe zuſammenbrachte, mußte Tiberius eilends nach Deutſchland aufbrechen.

Als der römiſche Feldherr an den Rhein kam, traf er alles ſchon wieder in Ruhe an. Die Deutſchen waren nicht geſonnen, Eroberungen zu machen, und begnügten ſich damit, ihre Freiheit errungen zu haben. Tiberius machte zwar Miene, ſie anzugreifen, allein er wagte ſich nicht tief in das Land hinein, ſondern nachdem er einige Gegenden verwüſtet hatte, kam er wieder zurück. So mancher tapfere Römer hatte in den deutſchen Wäldern ſein Grab gefunden; ungeheure Summen hatten die Zurüſtungen zu den großen Feldzügen den Staat gekoſtet, und dennoch kamen die Römer dem Ziele nicht näher, Deutſchland in eine Provinz zu verwandeln.

Doch

Doch jetzt trat ein neuer Held auf den Schauplatz, der mit Kühnheit und Einſicht den Plan entwarf, den Deutſchen Furcht vor dem römiſchen Namen einzuflößen, und die Schmach zu rächen, die Rom auf deutſchem Boden erlitten hatte. **Germanikus** war der Name dieſes tapfern Römers. Von ſeinem Vater Druſus hatte er die Begeiſterung für den deutſchen Krieg gleichſam geerbt, und nie war die Gefahr für Deutſchland größer, der römiſchen Obermacht zu unterliegen, als jetzt. Geliebt, wie Germanikus von den Soldaten war, durfte er mit ihnen alles wagen, was ſein Vater gewagt hatte. Mit ausgezeichneter Weisheit dämpfte er zuerſt eine fürchterliche Empörung, die unter den in Germanien liegenden römiſchen Truppen ausgebrochen war. Dann bahnte er ſich durch dicke Wälder einen neuen Weg in das innere Deutſchland. So langte er unvermuthet im Gebiete der Marſen an, als dieſelben eines ihrer wichtigſten Feſte aufs feierlichſte begiengen. Da koſtete es ſeinem Kriegsvolke wenig Mühe, die vom Ueberfluſſe des zu ſich genommenen Getränkes in einen tiefen Schlaf gewiegten Marſen einzeln niederzuhauen. Die Römer verheerten damals einen Strich von zwölf bis dreizehn Meilen im Umfange; ſie ſchonten weder Alter noch Geſchlecht, und zerſtörten unter andern einen Tempel der Tanfana, für den die ganze Gegend eine große Ehrfurcht hegte.

Es dürfte den Deutſchen nicht ſchwer geworden ſeyn, dieſen Verheerungen Grenzen zu ſetzen, wenn ſie mit vereinten Kräften den gemeinſchaftlichen Feind bekämpft hätten. Aber das Uebel der Zwietracht, das unter ihnen ausbrach, begünſtigte die Plane der Römer.

Hermann, der Befreier Deutſchlands, hatte mit ſo vielen großen Männern der alten und neuen Welt

einerley Schickſal. Man bewunderte, man verehrte ſeine Verdienſte, man mißgönnte ihm aber zugleich das ausgezeichnete Anſehen, das er ſich durch ruhmvolle Thaten unter ſeinem Volke erworben hatte; ja man war, und vielleicht mit Recht, beſorgt, daß ihm dieſes Anſehen den Weg zur Monarchie bahnen würde. Unter andern konnt' es ihm Segeſt nie verzeihen, daß er ihm ſeine Tochter Thusnelde, die bereits an einen andern verlobt war, entführt hatte. Einſt fiel er unvermuthet über ſeinen Tochtermann her, und warf ihn ins Gefängniß. Bald ſah er ſich aber von einer zahlreichen Menge der Freunde und Anhänger Hermanns ſo eingeſchloſſen, daß er ſeine Beute fahren laſſen mußte. Von Rache entflammt wandte er ſich an den Germanikus, und bat ihn um Beiſtand gegen ſeine Feinde. Der ſchlaue Römer ſäumte nicht, dieſe Gelegenheit zu Siegen und Eroberungen zu benützen. Er fiel über die Fürſten her, die den Segeſt bedrängten, ſchlug ſie, und unter den Gefangenen, die ihm in die Hände fielen, befand ſich Hermanns ſchwangere Gemahlinn. Würdig des Helden, mit dem ſie verbunden war, vergoß ſie keine Thränen, brach ſie in keine wehmüthigen Klagen aus. Daß ſie in der römiſchen Knechtſchaft nächſtens einen Sohn gebähren ſollte, dieß war der ſchmerzlichſte Gedanke, der ſie quälte. Aber eben das Bild, das der erhitzten Phantaſie Hermanns ſeine Gattinn und ſeinen Sohn in den Händen der Römer zeigte, verſetzte ihn in die lebhafteſte Unruhe. Und als die Arme nach Italien geſchleppt und zu Rom im Triumph aufgeführt wurde, gerieth er in die äuſſerſte Wuth. Er wandte ſich an mehrere benachbarte Völker und ſuchte ſie zu gleichem Geiſte der Rache zu entflammen. „Wir, ſagte er, fochten weder mit Verrätherey noch gegen ſchwangere Weiber, wie jene ſtolzen Weltbeherrſcher.

In offener Feldſchlacht haben wir drei ihrer kühnſten Legionen erlegt, und dulden ſollten wirs nun, daß man zwiſchen der Elbe und dem Rhein ihre Gerichtsſtühle ſieht, indeß andere Völker von Herrſchaft und Strafen und Steuern der Römer noch frei ſind? — Wer irgend ſein Vaterland und ſein Geſchlecht und die Verfaſſung der Väter, mehr als ruhige Knechtſchaft liebt, wird der noch zaudern, ob er mir folgen müſſe, der ich die Deutſchen zu Ruhm und Freiheit führe, oder dem Tyrannenſklaven Segeſt?"

Alle gaben dem Redner Beifall, und man grief unverzüglich zu den Waffen. Sobald Germanikus davon Nachricht erhielt, drang er, um das furchtbare Bündniß noch zu rechter Zeit zu unterdrücken, theils von der Nordſee her, theils von den Niederlanden, in das Gebiet der Bewohner des nördlichen Deutſchlands ein. Fußvolk, Reuterey, Flotte, alles traf an der Ems zuſammen. Er drang bis an die Lippe und in die Gegenden vor, wo Varus geſchlagen worden war. Das römiſche Heer ward von den traurigen Ueberbleibſeln dieſer großen Niederlage äußerſt gerührt. Jeder ſuchte ſich durch Hülfe der Einbildungskraft die klägliche Kataſtrophe zu vergegenwärtigen. Einer wollte dieſes, der andere jenes gefunden haben, wo die Armee das letzte Nachtlager gehalten, wo ſie ſich ergeben, den Ort ſogar, wo ſich Varus ermordet hatte. Beſonders aber betrachteten die Römer die noch in den Hainen ſtehenden Altäre mit Schauer, wo ihre Tribunen und Centurionen erwürgt und unter grauſamen Martern hingerichtet worden waren.

Germanikus ließ die hin und wieder zerſtreut liegenden Gebeine ſammeln, und that ihnen nach römiſcher Sitte die letzte Ehre an. Nachdem ſeine Soldaten ihren traurigen Vorwitz geſättigt, und ſich aufs neue zur Rache entflammt hatten, ſuchte er den Hermann

mann auf, und lieferte ihm ein Treffen, das aber nichts entſchied. Beide Theile rühmten ſich des Sieges, und bald ſah ſich Germanikus zum Rückzuge genöthigt. Doch Gefahren und Mühſeligkeiten ſchreckten den kühnen Krieger nicht, der ſich die Eroberung Deutſchlands zum Ziel ſeines Ehrgeitzes geſteckt hatte. Von neuem beſchloß er, auf der Ems in das nördliche Deutſchland einzudringen. Er nähette ſich der Weſer, um in das Gebiet der Cherusker einzufallen. Schon ſtand unter dem tapfern Hermann das Heer derſelben am jenſeitigen Ufer in Bereitſchaft. Demohngeachtet gelang es dem kühnen Römer, den Uebergang über den Fluß zu bewirken. Es erfolgte am öſtlichen Ufer deſſelben, in der heutigen Grafſchaft Hoya, zwiſchen den Römern und Cheruskern ein ordentliches Treffen, das für die Deutſchen unglücklich endete. Auf ihrer Seite kämpfte blos Muth und Stärke; aber die Römer waren den Deutſchen nicht allein in der Kriegskunſt überlegen, ſondern ſie hatten auch galliſches und germaniſches Hülfsvolk, das in Anſehung körperlicher Kräfte ſich ſo ziemlich mit ihnen meſſen konnte. Hermann befand ſich in der größten Gefahr, den Feinden in die Hände zu gerathen. Er beſtrich ſich, um nicht erkannt zu werden, das Geſicht mit Blut; am meiſten aber dankte er ſeine Rettung der Flüchtigkeit ſeines Roſſes und ſeiner Tapferkeit.

Nie konnten ſich die Römer lange eines Sieges freuen, den ſie über die Deutſchen erfochten. Ihr Freiheitsgefühl ward durch jede Niederlage von neuem entflammt, und noch ehe der Römer feſten Fuß geſetzt hatte, ſah er ſich wieder zum Rückzuge genöthigt. Näherte ſich ein furchtbares römiſches Heer den Grenzen der Deutſchen, ſo flüchteten ſie in ihre Wälder, hinter ihre Sümpfe und auf ihre Anhöhen. Sie hier aufzuſuchen war für die des Landes unkundigen Römer

mer mit dem größten Ungemach und vieler Gefahr verbunden. Die Deutſchen beunruhigten ſie aus ihren Zufluchtsörtern durch unaufhörliche Streifereyen, und die Römer mußten ſich beſtändig mit einem Feinde herumſchlagen, den ſie nicht zum Stehen bringen konnten. Fiel nun endlich auch ein ordentliches Treffen vor, ſo behaupteten die einſichtsvolleren Krieger der Römer zwar gewönlich die Oberhand, und die beſiegten Deutſchen mußten um Frieden bitten; kaum hatten aber die römiſchen Heere ſich wieder entfernt, ſo achteten die Deutſchen der Herrſchaft des ſtolzen Roms ſehr wenig, und fühlten ſich wieder ſo frei als zuvor.

So rühmlich daher des tapfern Germanikus Feldzüge waren, ſo wenig ward doch im Grunde ausgerichtet. Sie koſteten den Römern viel Geld und Menſchen, und waren doch im Grunde nur Streifzüge, die nichts entſchieden. Der größte Sieg der Römer beſtand immer darinn, daß ſie ſich glücklich preiſen durften, wenn ſie mit dem Leben vom deutſchen Boden zurückkamen. Immer erhielt ſich Deutſchland dieſſeits des Rheins und der Donau frei und unabhängig. Der Kaiſer Tiberius rief daher den Germanikus zurück, und gab die deutſchen Kriege ganz auf, in der Erwartung, daß die Deutſchen durch innere Unruhen, die er unter ihnen zu erregen ſuchte, einander ſelbſt ſchwächen und aufreiben würden. Wirklich kam es zwiſchen Hermann und Marbod, der ſich herrſchſüchtiger Entwürfe verdächtig gemacht hatte, oder zwiſchen den Cheruskern und Markomannen zum Kriege. Marbod wurde geſchlagen, mußte nach Italien fliehen, und ſah Deutſchland nicht wieder. Wider den ſiegreichen Herrman wiegelten die Römer ſeine eigenen Verwandten auf. Der Retter der deutſchen Freiheit unterlag der Bosheit derer, die ihn als ihren größten Wohlthäter verehren ſollten. Er ward in einem Auf-

ſtande

ſtande ermordet, im ein und zwanzigſten Jahre nach Chriſti Geburt. Seine Regierung hatte nur zwölf Jahre gedauert, und ſein ganzes Leben belief ſich nicht höher als auf ſieben und dreiſſig Jahre; aber noch lange prieſen ihn die Deutſchen in ihren Geſängen. Ihm gebührte ein dankbares Andenken. Er war unſtreitig der Befreier ſeines Vaterlandes, ein Held, der den römiſchen Staat ſelbſt auf dem Gipfel ſeiner Größe und ſeiner Weltherrſchaft erſchütterte.

V. Empörung zu Konſtantinopel

im Jahr 1204.

1.

Verfall des griechiſchen Kaiſerthums in Konſtantinopel.

Seit der Gründung des Kaiſerthums zu Konſtantinopel befand ſich dieſes Reich in den Händen deſpotiſcher Fürſten, die mit unumſchränkter Gewalt regierten, und weder bürgerliche Rechte noch Freiheiten anerkannten. Nie hatte irgend ein Geiſt der Freiheit, irgend ein National- oder Gemeingeiſt, auch nur auf einen Augenblick den Abſchweifungen der höchſten Gewalt gewehrt; nie war der Gedanke erwacht, daß irgend ein Geiſt dieſer Art dem einzigen allmächtigen Willen, der den Staat beherrſchte, das Gleichgewicht halten könne oder müſſe. Unvermiſcht war der Deſpotiſmus

tiſmus der Kaiſer von Konſtantinopel; er wurde bürgerliche Verfaſſung, und pflanzte ſich von einem Regenten auf den andern fort. Dadurch gerieth dieſes Reich, unter einer Reihe ſchlechter Fürſten, allmählich in einen Verfall, der ſeine Auflöſung herbeiführte. Keine Heere, keine Flotten, keine Schätze mehr, kein Muth, kein Talent, kein General, der der Achtung ſeiner Krieger ſich erfreut hätte, obgleich das Reich unabläßig in äußere und innere Kriege verwickelt war, kein ausgezeichnetes Geiſteserzeugniß im Laufe der zehen Jahrhunderte ſeiner Dauer, obſchon die Wiſſenſchaften nie ganz erſtarben. So gänzlich ertödtet war alle Kraft des Geiſtes, daß ſelbſt die Religionsſtreitigkeiten aufgehört hatten, und daß ſeit dem Anfange des achten Jahrhunderts die Ruhe der Kirche durch keine neuen Ketzereyen geſtört wurde. Ja die Lähmung war ſo allgemein, daß die Bewohner dieſes ſchönen Reichs, trotz ihres überlegenen Reichthums, trotz dem Wohlſtande ihrer Manufakturen, trotz der Vortheile ihrer Häfen und ihrer Lage, den auswärtigen Handel aufgaben, wiewohl ſie lange ausſchlieſſend im Beſitz desſelben geweſen waren. Die italiäniſchen Republiken, die ſich bei ihnen angeſiedelt hatten, zogen ihn an ſich. Die Griechen, auf den Kleinwaarenhandel und ſolche Manufakturen beſchränkt, die weder Talente noch Anſtrengung des Geiſtes foderten, ergaben ſich, außer dem Bezirk dieſer zweifachen Gewerbsart, der grenzenloſeſten Weichlichkeit. Sinnliche Lüſte und Ruhe waren der einzige Gegenſtand ihrer Wünſche, und kein Gefühl für Ehre vermochte mehr ihre Herzen anzuſprechen.

So tief war das Reich geſunken, als ein Kronräuber den Thron von Konſtantinopel beſaß. Nach den Fürſten aus dem Hauſe Comnenus, die ſich über ihre Völker und ihre Vorfahren erhaben zeigten, wurde

Griechenland zuerſt durch ein Kind, den letzten Sproß dieſer Familie, dann durch einen wilden Tyrannen, Andronikus, und ſeit 1185 durch den ohnmächtigen Iſaak Angelus (II) regiert. Auch dieſer ward zehen Jahre nachher, nach einigen Unglücksfällen gegen die Scythen und Wallachen, und einer unverſtändigen Regierung (er vergeudete täglich vier tauſend Pfund Silbers, und hielt ſich zwanzig tauſend Verſchnittene!) von ſeinem Bruder Alexius Angelus (III.) des Throns und der Augen beraubt, und zu einem ewigen Gefängniſſe bei Waſſer und Brod verdammt. Aber der Kronräuber war weder an Charakter noch an Talent dem überlegen, den er beſeitigt hatte, und Alexius Angelus, in die Verweichlichung ſeines Palaſtes verſunken, beſchäftigte ſich, wie vorher ſein Bruder, nur mit Vergnügungen oder den abgeſchmackten Deutungen der Sternſeher.

In dieſer Zeit des kläglichen Verfalls machte ſich im Jahr 1203 der junge Alexius (IV) Sohn des gefangenen blinden Iſaak auf, entwiſchte über das adriatiſche Meer, und ſuchte Hülfe für ſeinen unglücklichen Vater in Italien, Deutſchland und Frankreich. Dieß geſchah gerade damals, als Pabſt Innocenz der Dritte Frankreichs große Vaſallen zur Wiedereroberung des heil. Grabes in Jeruſalem entflammte.

Schon ſeit mehrern hundert Jahren war es nemlich zur herrſchenden Meinung der Chriſten geworden, eine Reiſe in jenes heil. Land und ein frommes Gebet an der Stätte, wo einſt der Heiland gelitten, mache von allen Sünden rein und ſey ein Hauptmittel zur Seligkeit. Immer war daher das heil. Grab (nicht das alte ächte, ſondern ein ſpäteres, welches eine fromme Kaiſerinn hatte aufbauen laſſen) von Pilgern erfüllt, welche oft mehr als hundert Meilen weit herbei gekommen waren. Die Araber, ſeit dem ſiebenten

benten Jahrhundert Beherrſcher dieſer Länder, ſtörten dieſe Andachtsübungen nicht, ließen den Erzbiſchof und die chriſtliche Gemeine zu Jeruſalem ungekränkt, und fanden bei den häufigen Beſuchen fremder Pilger ſogar ihren Vortheil. Karl der Große ſchloß überdieß ein Freundſchaftsbündniß mit dem damaligen Oberhaupte jener Araber, und bat ihn die chriſtlichen Pilgrimme zu ſchützen. Seitdem ſah man Pilger in Menge, bald einzeln, bald in größern Geſellſchaften nach Paläſtina wandern, und unter ihnen oft vornehme Herren, auch vom geiſtlichen Stande. Mancher darunter hat es gewiß mit einem frommen Herzen gethan, die heil. Erde zu betreten, auf welcher einſt Jeſus göttlicher Fuß wandelte; auf dem Hügel Thränen der wehmüthigſten Rührung zu weinen, auf welchem er einſt ſein Blut vergoſſen hatte. Doch die meiſten zogen hin in trägem ſtumpfſinnigem Aberglauben, weil ihnen dieß ein Mittel zur Seligkeit ſchien.

Schon die Beſchwerden der weiten Reiſe koſteten vielen Wallfahrtern das Leben; aber ſeit dem eilften Jahrhunderte mußten ſie überdieß manches Ungemach von den Saracenen erdulden, und als der Sultan Maleck Schach 1075 das heil. Land eroberte, ſo drückte er die dortigen Chriſten mannigfaltig und ſchrecklich. Die Erzählungen davon drangen bald durch ganz Europa, theils durch die zurückkehrenden Pilger, die freilich von überſtandenen Grauſamkeiten recht viel zu ſagen wußten, um als beglaubigte Märtyrer recht viel Bewunderung, Ehre, oder Brod einzuerndten; theils durch morgenländiſche Chriſten, die als Faullenzer oder Bettler Europa durchſtriechen und den drangſalvollen Zuſtand ihrer Brüder im Orient aufs fürchterlichſte verſchrieen.

Michael Dukas, Kaiſer zu Konſtantinopel, wendete ſich um Hülfe an Pabſt Gregor den Siebenten,

und dieſer beſchloß Europa gegen Aſien zu bewafnen. Hatte ſchon St. Peters Grab zum Erſtaunen viel eingetragen: das Grab des Herrn mußte unendlich ergiebiger werden. Dieß alſo zum Beſitz zu bringen, und unter dem Vorwand, es Barbaren und Heiden zu entreiſſen, ſich zur Herrſchaft über das heil. Land, ja ſelbſt den Orient und deſſen Chriſtenheit hinaufzuſchwingen, war allerdings ein Etwas, das in den großen Plan des ehrſüchtigen geiſtlichen Dictators zu Rom paſſen mußte. Er ſchrieb daher Briefe voll Wärme an viele Fürſten, die Ehre des Herrn retten zu helfen, und endlich entſchloſſen ſich wirklich viele tauſend Chriſten, den Arabern und Türken Paläſtina und die angrenzenden Länder wegzunehmen. Zu einem Merkmale, daß ſie zur Ehre und im Dienſte Chriſti fechten wollten, heftete jeder, der ſich in dieſen Krieg begab, ein aus Tuch oder anderm Zeuge gemachtes Kreuz auf ſeine Schulter; daher der Name Kreuzſoldaten, und die Expeditionen ſelbſt Kreuzzüge.

Heere von Hunderttauſenden fanden auf dieſen Zügen ihr Grab, ohne daß ihr Enthuſiasmus dadurch abgekühlt worden wäre. Von Zeit zu Zeit kamen neue Armeen aus dem abendländiſchen Europa, von Deutſchen, Franzoſen, Engländern und andern Nationen, und mit ihnen ſelbſt Kaiſer, Könige und andere Fürſten, um die erſten Kreuzfahrer zu unterſtützen, und Eroberungen zu machen. Zu dieſem Zwecke ſammelte ſich gerade ein anſehnliches Kriegsheer unter dem tapfern Markgrafen von Montferrat, und vielen franz. Fürſten, als der junge Alexius um Beiſtand für ſeinen unglücklichen Vater umherzog. Er gewann dieſe Herren durch die größten Verſprechungen, ihn oder ſeinen Vater wieder in die Regierung des griechiſchen Kaiſerthums einzuſetzen, und ihm ſeine Feinde überwinden zu helfen. Dafür wollte er 200,000 Mark

Silbers

Silbers geben, die griechiſche Kirche mit der römiſchen vereinigen, und an dem Kreuzzuge gegen die Unglaubigen Antheil nehmen.

Die Venetianer übernahmen es, als man ſich über die Bedingungen vereinigt hatte, die Kreutzfahrer nach Konſtantinopel zu bringen. Für die Ueberfahrt von 4500 Mann zu Pferde, 20,000 zu Fuß, und 9000 Waffenträger, wurden ihnen 85,000 Mark bewilliget. Die Venetianer gaben nun noch eine Kriegsflotte von 50 Galeeren her; ſie bedungen ſich aber dafür die Hälfte der Eroberungen oder der Beute aus. Ueber ihre Flotte führte der achtzigjährige, blinde Doge Dandalo ſelbſt die Aufſicht.

2.

Belagerung und Beſtürmung von Konſtantinopel.

Auf der ſchönſten venetianiſchen Flotte näherten ſich die franz. Ritter im Junius des Jahrs 1203 dem Hafen von Konſtantinopel, in einer Gegend, wo ſie die ganze weitausgedehnte Stadt überſehen konnten. Aller Blicke waren auf dieſelbe gerichtet. Die ſie zum erſtenmal ſahen, überzeugten ſich kaum, daß es eine ſo reiche Stadt in der Welt geben könnte. Als ihnen die hohen Mauren, die prachtvollen Thürme und die reichen Paläſte und herrlichen Kuppeln entgegen glänzten, die weit und breit die Hauptſtadt der damaligen Welt in zahlloſer Menge ſchmückten. Da war Keiner ſo kühn, dem nicht das Herz gefröſtelt hätte über ein Unternehmen, wie noch keines gewagt worden war. Jeder richtete den Blick auf Schwerdt und

und Lanze, die er nun bald im glorreichen Kampfe brauchen ſollte.

Schon ſeit langer Zeit kannte man zu Konſtantinopel alle Schritte des jungen Alexius, und ſelbſt den Entſchluß der Kreuzfahrer, ſo daß man alle nöthigen Maaßregeln zur Abwehr ihrer Anfälle hätte ergreifen können. Wie kein Land in Europa, ruft Griechenland ſeine Bewohner zur Schiffahrt auf; zu allen Zeiten haben ſeine vielen Inſeln und ſeine länglichten Küſten erfahrne Piloten geliefert. Selbſt zu dieſer Zeit theilte ſich Konſtantinopel mit Venedig in die Herrſchaft des Meers; es ſchien alſo wahrſcheinlich, daß eine griechiſche Flotte die Kreuzfahrer beim Austritt aus dem adriatiſchen Meere erwarten, und ihnen die Annäherung an die Reichsküſte abwehren würde. Aber der Kaiſer hatte Michael Struphnor, ſeinen Schwager, mit dem Oberbefehl der Schiffe beauftragt, der mit ſchändlichem Geiz Anker, Thauwerk und Segel aus den Meerarſenalen verkaufte, ſo daß beim Ausbruch des Krieges keine langen, zum Gefechte tauglichen Schiffe in den Werften ſich vorfanden. Zum Bau neuer Schiffe hätten die großen Waldungen auf beiden Küſten des Propontis hinlängliches Holz geliefert, aber die Verſchnittenen des Palaſtes hatten die Bewachung derſelben übernommen, und erlaubten nicht, daß die Axt dieſe der Jagd und den Vergnügungen ihres Herrn heiligen Haine berührte. Der Kaiſer hatte keine Anſtalten zur Abwehr getroffen, und das Volk in ſeiner Kraftloſigkeit hatte keinen Muth, dieſe ſchändliche Verwahrloſung auszufüllen.

Da wo der thraziſche Bosphorus mit dem Meer von Marmora zuſammenhängt, öfnet ſich ein tiefer Meerbuſen, und entfernt ſich, Europa gegenüber, von dieſem engen Kanal. Die Griechen nennen dieſen Buſen Chryſochoras oder das byzantiniſche Horn.

Zwiſchen dieſem Meerbuſen und dem See Propontis iſt die Stadt Konſtantinopel auf einem Dreyeck erbaut, das an zwei Seiten vom Meer beſpühlt wird. Die ſüdliche Stadtmauer zieht ſich längs der Küſte des Meeres von Marmora in einer Ausdehnung von dreitauſend Schuhen; eine andere von ohngefehr gleicher Länge erſtreckt ſich nordweſtlich längs dem Buſen Chryſochoras, den man zum Hafen eingerichtet hat. Dort, wo dieſe beiden Mauern zuſammen ſtoßen, und das Dreieck ſelbſt ſich zuſpitzt, an der Mündung des thraziſchen Bosphorus, liegt jetzt das Serail; am andern Ende der nördlichen Mauer, gegen die Tiefe des Hafens, erhob ſich Blacherná, der Palaſt der griechiſchen Kaiſer. Eine zweifache Mauer, die von Norden nach Süden ſich hinabzieht, ſchließt die Stadt, und ſperrt die einzige Seite, auf der ſie mit dem feſten Lande zuſammenhängt. Jenſeits des Meerbuſens, im Norden der Stadt, immer an der Küſte, liegen die Vorſtädte Pera und Galata. Unterhalb der letztern hat der Buſen nur etwa hundert Schuh in der Breite; hier ſchließt ihn eine Kette, und ſichert die Schiffe im Innern des Hafens. Der Spitze Konſtantinopels gegenüber, auf der andern Seite des Bosphorus und auf der aſiatiſchen Küſte, liegt die kleine Stadt Chryſopolis, die jetzt Skutari heißt; ſüdlicher, und auf dem See Propontis ſelbſt, Chalcedonien.

Die Kreuzfahrer ſtiegen zuerſt bei Chalcedonien ans Land; hierauf ſetzten ſie nach Skutari über, wo ſie neun Tage in dem hier befindlichen Palaſt und den Gärten des Kaiſers raſteten.

Inzwiſchen breiteten die Griechen auf der Küſte von Pera ihre Reuterei, der lateiniſchen gegenüber, aus. Als ſich Roß und Mann erfriſcht hatten, traten die Kreuzfahrer zu Pferde und mitten im Lager in

in ein Parlament zuſammen, um den Angriff zu berathen. Sie theilten ihr kleines Heer in ſieben Haufen oder Schlachtordnungen. Die Biſchöfe riefen die Soldaten zum heil. Hochamte, und ermahnten ſie ihr Teſtament abzufaſſen, weil ja Keiner wiſſe, wann es Gott gefallen möchte ihn abzufodern. Die Ritter ſtiegen in die Palander oder flachbodigen Fahrzeuge; nebſt ihnen ihre Pferde geſattelt und kampffertig. Die Galeeren bugſirten die Palander an die europäiſche Küſte hinüber, und ſo wie ſie dem Lande ſich näherten, ſprangen die Ritter, den Helm auf dem Haupt, den Säbel in der Hand, bis an den Gürtel in das Meer; ihnen folgten die Reuter und Bogenſchützen. Die Griechen, die in voller Rüſtung zu Pferde das Ufer beſetzten, wandten ſich beim Anblick der andrängenden feindlichen Geſchwader, ihrer Mehrzahl ohngeachtet, auch ohne nur die Lanzen einzulegen, eilig zur Flucht, ſo daß die Abendländer ungehindert ihre Pferde landen konnten.

Das Ende der Kette, die den Hafen ſperrte, wurde durch den Galatathurm vertheidigt, deſſen Belagerung jetzt die Latiner unternahmen. In der Nacht thaten die Griechen einen Ausfall, die Belagerer zu überrumpeln, ſtäubten aber mit ihrer gewohnten Feigheit auseinander, ſobald die Latiner die Waffen ergriffen. Einige ertranken, als ſie ſich in ihre Barken werfen wollten; andere zogen ſich mit ſolcher Haſt in den Galatathurm zurück, daß ſie die Thore nicht mehr hinter ſich zu ſchließen vermochten, und die Feſte durch den verfolgenden Feind genommen wurde. Sogleich ward die Kette zerſprengt, und die venetianiſche Flotte legte ſich triumphirend im Hafen vor Anker. Ein Theil der eingeſchloſſenen griechiſchen Galeeren wurde eingefangen; andere ſtrandeten an der Konſtantinopel gegenüber liegenden Küſte, wo ſie die Matroſen im Stich ließen und entflohen.

Jetzt

Jetzt ſchritt das Heer der Kreutzfahrer, das nicht mehr als zwanzig tauſend Mann betrug, zur Belagerung einer Stadt, die eine Bevölkerung von vierhundert tauſend Seelen hatte. Die Venetianer verlangten, daß der Angriff von der Seeſeite her, mittelſt der auf ihren Schiffen befindlichen Sturmleitern und Zugbrücken geſchehen möchte. Aber die Franken entgegneten: ſie wüßten auf dem Meere nicht ſo gut zu fechten, wie auf dem Lande, wo ſie ihre Waffen und Pferde gebrauchen könnten. Es wurde daher beſchloſſen, daß der Angriff zugleich zu Waſſer und zu Lande ſtatt haben, und jede Nation auf dem Elemente kämpfen ſollte, dem ſie am meiſten vertraute. Die Stellung der Franken war aber gefährlich genug. Keine Nacht vergieng, in der ſie nicht ſechs oder ſiebenmal zu den Waffen greifen mußten; und obſchon ſie die Angriffe der Griechen immer ſiegreich zurückſchlugen, durften ſie dennoch nie über vier Bogenſchüſſe von ihrem Lager ſich entfernen, um ſich Lebensmittel zu verſchaffen, an denen es ihnen zu gebrechen begann. Zwar reichte ihr Vorrath an Mehl und geſalzenem Fleiſch noch auf drei Wochen hin, aber das einzige friſche Fleiſch, deſſen ſie habhaft werden konnten, waren Pferde, die man für ſie abſchlachtete. In dieſer gefahrvollen Lage konnte jede Zögerung verderblich werden. Daher beſchloſſen die Kreutzfahrer nach zehentägigen Zurüſtungen einen allgemeinen Sturm.

Zwei von den ſechs Schlachtordnungen der Franken blieben zur Hut des Lagers zurück; die andern rückten zum Angriffe der Mauern herbei. Einerſeits ſuchten ſie dieſelbe mit Maſchinen zu durchbrechen, andererſeits befeſtigten ſie an einen dem Meere zulaufenden Wall zwei Sturmleitern, an denen ſich etwa fünfzehn Ritter muthvoll auf die Mauer emporſchwangen.

gen. Aber ſie wurden mit Axten empfangen und mit Verluſt zurückgeſchlagen.

Inzwiſchen hatte der Doge von Venedig, der alte Dandalo, ſeine Flotte in Eine Linie längs der Mauer ausgebreitet, und dieſe durch wiederholte Steinwürfe und die Pfeile ſeiner Bogenſchützen von Feinden gereinigt. Raſch ſegelte er ans Geſtade, und ſprang zuerſt ans Ufer. So wie die Venetianer die Galeere ihres Doge landen ſahen, ſtürzten ſie ihm nach, pflanzten die Fahne der Republik auf die Mauern, und eroberten 25 Thürme.

Eingenommen ſchien die Stadt, und bereits hatte der Doge an die Franken die Nachricht abgefertiget, ein großer Theil der Thürme ſey in ſeiner Gewalt, und man werde ihn daraus nicht mehr vertreiben. Doch als er in das angrenzende Viertel eindringen wollte, hielt ihn ein weit um ſich greifender Brand im Vorrücken auf, und zwang ihn ſich in die Feſtungswerke einzuſchließen, deren er ſich bereits bemächtigt hatte. Zu gleicher Zeit ließ der Kaiſer Alexius (III.) ſeine Truppen aus drei Thoren ausrücken, und drang an ihrer Spitze dem Heere der Franken entgegen, als wollte er es umzingeln. Die Franken breiteten ihre ſechs Ordnungen vor den Wällen des Lagers auseinander. Die Reuter und abgeſeſſenen Ritter ſtellten ſich hinter ihre Pferde; vor ſie die Bogen- und Armſchützen. Ein Trupp von mehr als 200 Rittern, die ihre Pferde verloren hatten, mußte ſich zum Fußkampf entſchließen. Die Griechen hatten wenigſtens 60 Ordnungen, deren jede ſtärker war als irgend eine der fränkiſchen. Sie rückten mit kurzem Schritt in ſchöner Haltung bis auf einen Bogenſchuß vorwärts. Kaum erfuhr der Doge, daß ſeine Verbündeten dem gefährlichſten Kampf blosgeſtellt wären, als er ſeinen Leuten ſich zurückzuziehen und die eroberten

ten Thürme zu verlaſſen befahl, lautrufend, mit den Kreuzfahrern wolle er leben oder ſterben. Sofort ließ er ſeine Galeeren dem Heere, und ſprang ſelbſt, einer der erſten, herab, an der Spitze aller Venetianer, die der Dienſt nicht an die Schiffe feſſelte. Trotz dieſer Verſtärkung hätte der Kaiſer Alexius die Kreuzfahrer wahrſcheinlich unter der Laſt ſeiner Schaaren erdrückt, wenn er den Muth gehabt hätte ſie anzugreifen, oder auch nur ſeinem Tochtermann Laſcaris, der ihn flehentlich darum bat, dazu die Erlaubniß bewilligt hätte. Aber nach einem kurzen Gefecht der Bogenſchützen ließ er — zum Rückzuge blaſen, und kehrte zum großen Erſtaunen der Latiner ohne Schwerdtſtreich in die Stadt zurück.

In der Nacht, die auf dieſen Tag folgte, entſchloß ſich der Kaiſer — zu fliehen! Er theilte ſein Vorhaben einigen ſeiner Verwandten mit, und ließ eine beträchtliche Summe Goldes, die Perlen und den Schmuck der Krone auf ein Schiff bringen, das er ſelbſt mit ſeiner Tochter Irene beſtieg. So ſtürzte dieſer Fürſt durch ſeine Feigheit ſein Vaterland und ſich ſelbſt.

3.

Ausſöhnung und Ausbruch neuer Mißhelligkeiten.

Sobald die Flucht des Kaiſers im Palaſt kund ward, berief der Schatzmeiſter die Vornehmſten des Reichs, und foderte ſie auf, die Umwälzung, welche die Flucht ihres Herrn nothwendig machte, zu vollenden, und deſſen Bruder (Iſaak II.), den man dem Kerker entzog, um ihn auf den Thron zu ſetzen, als Kaiſer zu begrüßen.

Schon am folgenden Morgen erſchienen bei Alexius (IV) und den lateiniſchen Oberhäuptern Geſandte des neuen Kaiſers, die dem jungen Fürſten die geſchehene Umwandlung der Dinge berichteten, und ihn einluden, nach Konſtantinopel zurückzukehren. Auf dieſe Nachricht verſammelten ſich Dandalo und die Edlen, und bevor ſie ihren Schützling entließen, ſandten ſie vier Botſchafter an den neuen Kaiſer, um von ihm die Beſtätigung ihres mit ſeinem Sohne geſchloſſenen Vertrages zu erhalten. Als der alte Kaiſer erfuhr, wozu der Jüngling ſich anheiſchig gemacht hatte, rief er ſchmerzhaft aus, die Bedingungen wären ſo laſtend, daß ihm vor Erfüllung derſelben graute. „Doch, ſetzte er hinzu, der Dienſt, den ihr uns geleiſtet habt, iſt noch wichtiger, und träten wir auch das ganze Reich ab, der Lohn würde nicht aufwägen, was ihr Gutes an uns gethan habt." Nach einer kurzen Verhandlung beſtätigte er durch eine mit ſeinem Siegel bekräftigte Urkunde die Zuſagen des jungen Alexius. Dann zog der junge Fürſt, von den fränkiſchen Edlen umgeben, feierlich in die Stadt ein, und Männer, die noch geſtern für Konſtantinopels wüthendſte Feinde galten, wurden heute als deſſen Befreier gegrüßt und geehrt.

Der Kaiſer wies dem Heere der Kreutzfahrer die zwei Vorſtädte Pera und Galata zur Wohnung an, und bat die Venetianer, ihre Truppen jenſeits des Meerbuſens Chryſochoras zurückzuhalten, damit nicht etwa die Nationalfeindſchaft erwachen, und irgend ein Streit zwiſchen ſeinen Unterthanen und ſeinen Verbündeten ſeine Hauptſtadt, oder die Sicherheit ſeiner Gäſte, ins Gedränge bringen möchte.

In der That mußte der Groll der Griechen gegen die Kreutzfahrer ſehr bald ausbrechen. Die Schätze des Reichs waren erſchöpft, und die Auszahlung

der

der 200,000 Mark Silbers, zu der ſich der junge Alexius verpflichtet hatte, konnte nicht ohne die härteſten Bedrückungen ſtatt finden. Das Vermögen der Anhänger des letzten Kaiſers wurde eingezogen; die Kaiſerinn Euphroſine, ſeine Gemahlinn, die er auf ſeiner Flucht im Palaſt zurückgelaſſen hatte, wurde ihrer Schätze beraubt; man nahm das Silbergeräth aus den Kirchen, und ſelbſt die Heiligenbilder weg. Aber trotz dieſer Plünderungen, die das Volk empörten, reichte das zuſammengeraſte Geld nicht hin, die Kreutzfahrer zu befriedigen. Wenn ſchon dadurch der Haß gegen dieſelben entflammt wurde, ſo erhielt er noch mehr Nahrung durch die Ausſchweifungen der läſtigen Gäſte. Ihre Brutalität, ihr Geitz und ihre Raubbegierde veranlaßte einen Brand, der den dritten Theil der Stadt fraß. Acht Tage wüthete weit auflodernd die Flamme, und verbreitete überall Grauſen und Entſetzen.

Der Haß, welcher die Kreutzfahrer traf, fiel auch auf den Alexius zurück. Die Griechen hielten ihn für den Urheber ihrer Drangſale, und legten ihm überdieß zur Laſt, er wolle ihren Glauben untergraben, und ſie dem Joche des Pabſtes unterwerfen. Sein vertraulicher Umgang mit den Kreutzfahrern galt ihnen für ein ſchimpfliches Verbrechen. Es ſchände, ſagten ſie, den Namen und die Würde des griechiſchen Kaiſers, wenn er mit einem kleinen Gefolge die Zelte der Barbaren betrete, an ihren Ausſchweifungen und Spielen Theil nehme, und unverſchämten Krämern erlaube, ihre Wollmütze auf ſein Haupt zu ſetzen, während ſie im Reihen herum mit ſeinem von Gold und Edelſteinen ſtrahlenden Diadem ſich ſchmückten.

Alexius bot wirklich alles auf, die Zuneigung der Kreutzfahrer zu gewinnen. Er hatte von ihnen

die Zuſicherung erhalten, daß ſie ihren Aufenthalt zu Konſtantinopel verlängern, und erſt im folgenden März abreiſen würden. Auf dieſe Bedingung verpflichtete er ſich, für die Bedürfniſſe des Heeres zu ſorgen, und den Venetianern das Fahrgeld auszuzahlen. Zur Zeit des großen Brandes in Konſtantinopel war Alexius in Thrazien vorgedrungen, und hatte den Huldigunseid von den am Bosphorus liegenden Städten empfangen. Bei ſeiner Rückkunft fand er die Erbitterung der Griechen wegen des ſie betroffenen Unfalls noch vermehrt. Aber auch in den Herzen der Kreuzfahrer wurzelte Mißtrauen. Sie klagten über die langſame Auszahlung der ihnen zugeſprochenen Summen, und wollten für eine Verzögerung, die der Brand in Konſtantinopel und ein Krieg mit den Bulgaren und Wallachen nur zu ſehr begründete, keine Entſchuldigung gelten laſſen. Auch fanden ſie, daß der Kaiſer gegen ſie einen beleidigenden Stolz annehme, der ihm vormals fremd war, und ſo faßten ſie plötzlich den gewaltſamen Entſchluß, durch ſechs Abgeordnete in ſeinem Palaſt ihm ſelbſt Fehde ankündigen zu laſſen. Einer derſelben nahm in Gegenwart der beiden Kaiſer, der Kaiſerinn und des ganzen Hofes das Wort und ſprach:

„Wir erſcheinen vor Euren Majeſtäten, als Abgeſandte der Edeln des Heers und des Herzogs von Venedig: ſie mahnen Euch an die Wohlthaten, die Ihr von ihnen empfangen habt. Euer Vater und Ihr hattet geſchworen, Eure Verträge zu halten. Sie haben darüber Eure beſiegelte Urkunde. Aber Ihr handeltet nicht Eurer Verpflichtung gemäß. Wir haben Euch oft an Eure Zuſagen erinnert, und auch heute, in Gegenwart aller Großen Eures Reichs, friſchen wir ſie in Eurem Gedächtniß auf. Haltet Ihr Wort, ſo wird Euch ihre Achtung bleiben.

Wenn

Wenn nicht, ſo wißt, daß ſie weder für Kaiſer noch für Freund Euch anerkennen. Vielmehr werden ſie auf jedem Wege, was ihnen mit Recht gebührt, ſich zu verſchaffen ſuchen. Und dieß laſſen ſie Euch jetzt durch uns kund thun. Denn weder Euch noch irgend Jemand werden ſie ohne vorausgeſchickte Bruchserklärung zu nahe treten. Verrath iſt fern von ihren Herzen; auch gilt ein ſolcher Frevel nicht in ihren Landen. Ihr habt vernommen, was wir Euch vorzutragen hatten. Seht jetzt zu, was Ihr beſchließen werdet."

Nach dieſer Herausfoderung, die den Griechen das Aeußerſte des Trotzes und der Vermeſſenheit dünkte, ſchwangen die ſechs Botſchafter ſich auf ihre Pferde, und ſprengten unaufgehalten zur Stadt hinaus, wiewohl wenig fehlte, daß das Volk ſie nicht zerriſſen hätte.

4.

Stürmende Eroberung der Stadt.

Von dieſer Zeit an bekämpften beide Völker einander in leichten Scharmützeln. Vergebens verſuchten die Griechen, die Flotte der Kreuzfahrer in Brand zu ſtecken; ſie ließen 17 Brander in die Mitte derſelben hineinlaufen, die aber der Muth und die Gewandtheit der venetianiſchen Matroſen unſchädlich zu machen wußte. Einzelne Haufen von Bürgern ſchlugen ſich mit den Kreuzfahrern herum, aber ohne Anführer, ohne daß der Hof irgend einer Perſon von Range erlaubt hätte ihnen beizutreten. Dieß vermehrte die Erbitterung des Volks gegen die beiden Kaiſer. Sie glaubten den Sohn, trotz der von den Kreuzfah-

rern ihm zugefügten Beleidigungen, an dieſe noch immer verkauft. Den Vater umgaben Sterndeuter und Gaukelmönche, die ihn mit der nahen Wiederherſtellung ſeines Geſichts argliſtig täuſchten, und ihm eine glorreichere Regierung verhießen, als noch irgend einem morgenländiſchen Kaiſer zum Loos geworden wäre.

So entſchloß ſich endlich die Nation, das ſchändliche Joch, daß ſie drückte, abzuſchütteln.

Am fünf und zwanzigſten Januar des Jahres ein tauſend zwei hundert und vier wurde der Senat gezwungen, in der St. Stephanskirche mit den Vornehmſten der Geiſtlichkeit ſich zu verſammeln, und über die Wahl eines neuen Kaiſers zu rathſchlagen. Aber jeder Mann von Geburt wies die gefährliche Ehre von ſich, ſo wie ſie ihm angetragen ward. Der Pöbel, der die Thore umlagerte, und mit wüthendem Geſchrei einen neuen Monarchen verlangte, um die tiefgeſunkene Familie, die ihm zum Abſcheu geworden war, zu erſetzen, bot endlich jedem, den er mit prächtiger Kleidung umgethan ſah, die Krone an. Mit dem Degen in der Fauſt beſchwor man ſie, die Kaiſerwürde anzunehmen, aber alle ſchlugen ſie aus. Dieſe Verwirrung benutzte endlich ein Prinz des kaiſerlichen Hauſes Alexius Murzuphlus, (Alexius V.) ſich auf den Thron zu ſetzen. Er fieng ſein Regiment damit an, daß er alle noch lebenden Glieder des vorigen Regentenhauſes umbringen ließ, und an dem gewiſſen Tode des jungen Kaiſers Alexius lag ihm ſoviel, daß er ſelbſt zu ihm ins Gefängniß gieng, und ihm mit eigenen Händen mit einer eiſernen Keule die Rippen zerſchmetterte.

Nach ſolchen Gewaltthätigkeiten glaubten ſich die Kreutzfahrer nunmehr gegen dieſes mörderiſche und treuloſe Volk, das ſie ohnehin als halbe Ketzer betrachteten, zu allem berechtigt. Die bei der Kreutzarmee

armee befindlichen Pfaffen erklärten den Krieg gegen den Murzuphlus für ein eben ſo verdienſtliches Werk, als den Kreutzzug gegen die Unglaubigen. Indeſſen entfaltete der neue Kaiſer in der kurzen Zeit ſeiner mühevollen Regierung mehr Kraft und Talent, als alle ſeine Vorfahren. Den Säbel an der Seite, und den Streitkolben in der Fauſt, regte er den Muth der Krieger auf; er führte ſie ſelbſt ins Gefecht, und überfiel einzelne Haufen der Feinde, die, um Vorrath zu ſammeln, ſich vom Lager entfernt hatten. Aber zu tief geſunken war das Volk, das er beherrſchte, als daß ſein Beiſpiel Vaterlandsliebe in ihm hätte entzünden können. Selbſt die eigenen Verwandten des Murzuphlus konnten es ihm nicht verzeihen, daß er ſie aus ihrer weichen Ruhe aufſtören wollte. Die Großen verabſcheuten ihn als einen rauhen, halbbarbariſchen Krieger; das Volk verließ ihn feigherzig in der Gefahr.

Die Franken wagten es nicht, wie bei der erſten Belagerung, allein und zu Lande einen Feind zu bekämpfen, der weit mehr Thätigkeit beſaß, als vormals der Kaiſer Alexius. Sie betraten dießmal die venetianiſchen Galeeren, die man aufs neue zum Angriff ausrüſtete. Beide Heere brachten das Ende des Winters mit ihren Zurüſtungen zu. Endlich, Dienſtag am achten April ſchifften die Kreutzfahrer ihre Pferde ein. Sie theilten die Hauptflotte in ſechs kleinere Flotten, deren jede einer der fränkiſchen Ordnungen angewieſen wurde. Die Galeeren ſtanden zwiſchen den Ueberfahrtſchiffen und den Palandern, und die Schlachtlinie nahm faſt eine halbe Meile ein — im Angeſicht des Theiles der Stadt, den die Flamme aufgerieben hatte. Der Kaiſer ließ ſein Zelt mitten auf dem Schutthaufen aufſchlagen, und erwartete den Angriff. Die feindliche Flotte durchſegelte

Freitag

Freitag Morgens den Kanal, und ſofort begann die Schlacht. Die Schiffe kamen den Mauren ſo nahe, daß die auf den Brücken Kämpfenden mit ihren Schwerdtern die Thurmhüter erreichen konnten. An mehrern Orten ſprangen die Kreuzfahrer ans Land; aber jeder Thurm war der angreifenden Galeere an Mannſchaft überlegen; auch waren nicht alle Galeeren in einer Linie vorgerückt, und Steine und Wurfpfeile, die die Zurückgebliebenen ſchleuderten, beſchädigten die Belagerer nicht minder als die Belagerten.

Gegen Mittag mußten die Kreuzfahrer ſich mit Verluſt zurückziehen. Am Abend kamen ſie in einer Kirche zuſammen, um über die Fortſetzung der Belagerung zu rathſchlagen. Mehrere Franken ſchlugen vor, den Hafen zu verlaſſen und von dem Bosphorus oder dem See Propontis her, auf der Südſeite anzugreifen, wo Murzuphlus die Thürme nicht erhöht, die Mauren nicht geſtützt hatte. Allein die Venetianer, die des Meeres beſſer kundig waren, wandten ein, daß längs den ſüdlichen Mauren die Strömung des Bosphorus zu reiſſend wäre, und jedes anſegelnde Schiff weit von der Stadt hinwegſchleudern würde. Nach dem Rath des Doge ward endlich beſchloſſen, bis zum nächſten Montag den Angriff zu verſchieben, und in der Zwiſchenzeit je zwei und zwei Schiffe aneinander zu ketten, daß jeder Thurm gegen zwei derſelben anzukämpfen hätte; und dann den Angriff auf denſelben Theil der Mauer zu erneuern.

Montag Morgens den zwölften April durchſegelte von neuem die Flotte den Kanal, um die Mauer zu beſtürmen. Den ganzen Morgen vertheidigten ſich die Griechen mit Muth; aber gegen Mittag erhob ſich ein ſtarker Nordwind, der die Schiffe der Kreuzfahrer gegen die Mauern trieb, und die Landung erleichterte. Ein Franke und ein Venetianer erſtiegen zuerſt

in

in Einem Augenblicke die Mauer, und ſchnell folgten ihnen viele andere nach. Vier Thürme waren erſtiegen, drei Thore geſprengt, und nicht blos dieſer Theil der Mauer, ſondern das ganze abgebrannte Viertel, und ſelbſt die Zelte des Murzuphlus fielen den Kreuzfahrern in die Hände. Dieſer, zur Flucht gezwungen, ſchloß ſich in einen Palaſt ein. Doch benutzte er die hereinbrechende Nacht, die Stadt zu durchlaufen, und die Einwohner von Konſtantinopel unter die Waffen zu rufen. Aber vergebens ſtellte er ihnen vor, wie leicht es ſeyn würde, die in ihren Mauern eingeſchloſſenen, der Windungen ihrer Gaſſen unkundigen Feinde zu erdrücken; ihr ganzes Vermögen, die Ehre ihrer Weiber, ihr Leben ſelbſt würde unausbleiblich ein Raub des Feindes werden, wenn ſie zu ihrer Rettung nicht das Aeußerſte wagten; nicht einmal des Muths bedürfte es hier zur Gegenwehr ſich zu ermannen, da ſie bei feiger Hingebung und kriechender Unterwürfigkeit nicht minder Gefahr liefen als ſelbſt in der Schlacht. Murzuphlus hatte es mit Menſchen zu thun, in denen langwieriger Deſpotiſmus jede Kraft erſtickt hatte; die auch der vorſchwebende Tod zu keinem männlichen Entſchluſſe mehr aufzuregen vermochte. Ihrer waren viermal hundert tauſend an der Zahl, und wie gering war dagegen das Heer der kreuzfahrenden Franken und Venetianer! Sie weigerten ſich aber des Kampfes; und verzweiflungsvoll beſtieg Murzuphlus mit ſeiner Gemahlinn und Schwiegermutter eine Barke, und entfernte ſich aus einer Stadt, die ſich ſelbſt dem Verderben widmete.

Inzwiſchen hatten die Kreuzfahrer mit Einbruch der Nacht, zur Sicherung gegen vermuthliche feindliche Anfälle, die nächſten Viertel der Stadt in Brand geſteckt, und dieſer dritte Brand, der wüthend um ſich grif, legte eine Menge Gebäude in Aſche. Des

Morgens, als ſie ſich auf einen neuen Kampf gefaßt machten — denn nach ihrer Vorausſetzung bedurfte es wenigſtens eines Monats, um alle Kirchen und Paläſte, die in eben ſo viele Feſtungen umgeſchaffen werden konnten, zur Uebergabe zu zwingen — kamen ihnen in feierlichem Aufzuge Schaaren von Prieſtern und Weibern entgegen, die Kreuze und Heiligenbilder vor ſich trugen, und um Gnade für die Stadt baten. Konſtantinopel war erobert, und eine Handvoll Kreutzfahrer hatte den Thron der Beherrſcher des Morgenlandes umgeſtoſſen.

5.

Barbarey der Sieger. Auflöſung des Reichs.

Jetzt ſah man ein Schauſpiel, das dem ähnlich ſeyn würde, wenn man einen Haufen ausgehungerter Wölfe in eine Schaafheerde einließe. Die gierigſte Habſucht, in ihren leidenſchaftlichen Aeußerungen dem glühendſten Nachtriebe gleich, macht, wie dieſer, in der mühſam errungenen Stunde der Befriedigung dem reiſſenden Thiere ähnlich.

Plünderung war das erſte, auf das die Sieger ausgiengen. In blinder Raſerey ſtürzten die Soldaten in die Häuſer, ſtießen nieder, was ſich ihnen widerſetzte, griffen zu, wo ſie von Koſtbarkeiten etwas ſahen, zerſchlugen Käſten, ſprengten Thüren auf, und waren taub gegen die Stimme des Jammers, welche die Lüfte erfüllte. Nachdem ſie ſich alles deſſen bemächtigt hatten, was ihnen in die Hände fiel, forſchten ſie die Eigenthümer über ihre etwa verborgenen Reichthümer aus. Einigen preßten ſie durch Schläge, andern durch täuſchende Verheiſſungen, al-

len durch Drohungen ihr Geheimniß ab. Alle Habe der Griechen, alles was ſie angaben oder ſelbſt ihren Gäſten brachten, wurde weggenommen. Jede Regung des Gefühls oder des Erbarmens war in den Herzen der Räuber erſtorben. Nie wurde den Unglücklichen an ihren Wohnungen, an ihren Lebensmitteln, an alle dem, was ſie beſeſſen, auch nur der geringſte Antheil verſtattet. Man trieb ſie auf das unmenſchlichſte aus ihren Wohnungen. Die Kirchen wurden, wie die Privathäuſer, ausgeplündert; mit frecher Hand raubten die Barbaren Kelche, Kruciſixe, Einfaſſungen der Reliquien, und theilten ſie unter ſich; man trieb Pferde und Maulthiere in das Innere der Tempel, um ſie mit der gottesdienſtlichen Beute zu beladen. Während daß ſie die Reliquien mit einem abergläubiſchen Heißhunger raubten, vernichteten ſie die ſchönſten Kunſtwerke des Alterthums. Zerſtümmelt und zerhauen lag nun umher, was die Kunſt prächtiges hervorgebracht hatte, und ſogar an metallenen Bildſäulen übte der wüthendſte Zerſtörungsgeiſt ſeine Beharrlichkeit. Ein einziges berühmtes Kunſtwerk aus dem Alterthum, vier vielbewunderte Pferde von Bronze, retteten die Venetianer zur Zierde ihrer Stadt, aus der es in dem letzten franz. Revolutionskriege nach Paris gewandert iſt.

Alle Beute ſollte nach einer getroffenen Uebereinkunft auf einen öffentlichen Platz gebracht werden, um ſie gleichmäßig vertheilen zu können. Es ſorgte aber jeder zuerſt für ſeinen Privatvortheil, eh' er ſeinen Beitrag zur allgemeinen Maſſe hergab. Deſſen ungeachtet kam auf dem öffentlichen Platze ein ſo ungeheurer Haufe von reichen Zeugen, Koſtbarkeiten und Geld zuſammen, daß ein niederländiſcher Fürſt, der dabei geweſen war, an den Pabſt ſchrieb: ſo viel Reichthümer könnten in der ganzen übrigen Welt nicht

ſeyn,

ſeyn, als hier auf einem Haufen beiſammen gelegen hätten. Und allerdings war auch damals Konſtantinopel die größte, reichſte und ſchönſte Stadt in der Welt.

Der ganze Haufe des erbeuteten Silbers und Goldes ward, ſo gut ſich dieß in der Geſchwindigkeit thun ließ, in zwei Theile getheilt; einen Antheil bekamen die Franzoſen, den andern die Venetianer. Blos für die Franzoſen ſoll die Beute über viermal hundert tauſend Mark betragen haben. Bei der Vertheilung bekam ein Reuter noch einmal ſo viel als ein Fußſoldat; ein Ritter viermal ſo viel. Obgleich Murzuphlus und ein anderer Prinz vom kaiſerl. Hauſe ſchon vorher viele Schätze auf die Seite gebracht und fortgeſchleppt hatten, ſo war doch die Geſammtmaſſe, welche zu vertheilen war, noch immer ſo ungeheuer groß, daß der ärmſte Theilnehmer in einen reichen Mann ſich verwandelte, daß vielleicht noch niemals ſo viel in einer Stadt erbeutet wurde. Aber dieß war auch der Schreckenstag, von dem an die Hauptſtadt des Morgenlandes in einen Zuſtand der Abwürdigung und des Elendes verſank, aus dem ſie ſich nie wieder erhob.

Als die Habſucht der Soldaten befriedigt war, folgte eine neue faſt noch niedrigere Scene des frechſten Uebermuths, der Entweihung und des Hohns. Mit ihren gefüllten Säcken trotzten die Ueberwinder nun durch die Straßen, als ob ſie ein altes Recht auf die Stadt gehabt hätten. Sie machten die Kirchen zu Pferdeſtällen, verunreinigten auf das Eckelhafteſte die heiligen Oerter, hielten Saufgelage auf den Chören, und ſchändeten die den Altären geweihten Jungfrauen. Eine Buhldirne nahm den Stuhl des Patriarchen ein; ſie tanzte und ſang in der Mitte berauſchter Soldaten, zur Verhöhnung des griechiſchen Gottesdienſtes. Eben dieſe Soldaten durchſchweiften

dann die eroberte Stadt in Prachtkleidern, die ſie Männern und Weibern des Hofes abgenommen hatten, und mit Federn und Schreibzeug, den einzigen Waffen der überwundenen Griechen, am Haupte geſchmückt. Faſt der ganze Adel und faſt alle Reichen, mit elenden Lumpen umhüllt, ſchwach und von Jammer entkräftet, verließen zu Fuß die Stadt, über den Sturz des Vaterlandes und ihres eigenen Wohlſtandes laut wehklagend, oft auch eine mannbare Tochter beweinend, oder ein blühendes Weib, das ihren Armen entriſſen worden war. Und was ihr Elend noch ſchreklicher machte: auf den Straßen ſammelten ſich um ſie die unterſten Volksklaſſen und verfolgten ſie mit bitterem Hohn. Der Pöbel in Konſtantinopel, der ſchon längſt mit ſcheelem Blick an die Senatoren und Reichen hinauf ſah, weit entfernt zur Rettung des Vaterlandes ihnen die Hand zu bieten, weidete ſich am Schauſpiel ihrer Drangſale, und die nicht minder verblendeten Landleute freuten ſich über den Zuſammenſturz einer Hauptſtadt, die ſie zu lange beherrſcht hatte.

Es ward nun ſogleich zur Theilung des ganzen griechiſchen Kaiſerthums geſchritten, welches die Kreuzherren als ihre Beute betrachteten. Man zerfällte das Reich vorläufig in vier Stücke, deren eines der haben ſollte, welchen die Stimmenmehrheit zum Kaiſer wählen würde; in die andern drei ſollten ſich die übrigen Anführer und die Republik Venedig theilen, doch ſo, daß ſie alle des Kaiſers Lehenträger wären. Die Klugheit des alten Dandolo leitete alles vortrefflich. Sechs franzöſiſchen und eben ſo viel venetianiſchen Herren wurde die Wahl des neuen Kaiſers übertragen. Jene beſtanden aus lauter Biſchöffen, unter welchen ſich auch der päbſtliche Legat befand; dieſe aus venetianiſchen Edeln. Der Doge Dandolo ſchien

zum

zum Kaiſer zu alt, und es ward einſtimmig der tapfere Balduin, Graf von Hennegau und Flandern dazu ernannt, wozu der Pabſt, den man deshalb zu fragen nicht ermangelte, ſeine Einwilligung gab. Er bekam nach der Uebereinkunft ein Viertheil des ganzen Staats, und ſein Reich hieß nun nicht mehr das griechiſche, ſondern das **lateiniſche Kaiſerthum** — nicht als wenn die neuen Beſitzer deſſelben lateiniſch geſprochen hätten, ſondern weil man ſchon ſehr lange gewohnt war, alle abendländiſche chriſtliche Gemeinen die lateiniſche Kirche zu nennen. Die Venetianer bekamen drei Achttheile des Staats, die aus Romanien, aus einem Stücke des Peloponneſes und aus den Archipelsinſeln beſtanden. Sie brachten nach und nach faſt alle griechiſchen Inſeln unter ihre Herrſchaft, wodurch ihr Handel ein großes Uebergewicht erhielt. Die vornehmſten Krieger unter dem Heere der Kreuzfahrer wurden mit Städten belohnt, die ſie kaum dem Namen nach kannten. Man erhob für den Markgrafen von Montferrat, Theſſalonika und Theſſalien zu einem Königreich; Achaien wurde in Herzogthümer und Fürſtenthümer aufgelöst. Auch die aſiatiſchen Provinzen des griechiſchen Kaiſerthums wies man Einzelnen zur Eroberung an; aber nie gelang es den Kreuzherren, dort feſten Fuß zu faſſen. Denn ohngeachtet durch Konſtantinopels Sturz das Morgenland in Anarchie verſank, und die Griechen, ſtatt ſich unabhängig zu erhalten, ſieben bis acht kleinen Tyrannen, die alle Anſpruch auf das Reich machten, zur Beute wurden, waren die Kreuzfahrer dennoch nicht im Stande, auf Eroberung auszugehen, und noch weniger das Eroberte zu behaupten. Ja ſelbſt in der Schreckensnacht vor dem Tage des Sturms, als man hörte, Murzuphlus ſey entflohen, ſchritten die Vornehmen in einer Kirche zur Wahl eines neuen Kaiſers. Sie traf

den

den Theodor Laſcaris, einen Prinzen des kaiſerlichen Hauſes, der mit einem zahlreichen Anhange nach Aſien überſetzte, und dort aus den Provinzen Bithynien, Phrygien, Möſien, Jonien und Lydien mit vielem Glück ein Reich errichtete, deſſen Reſidenzſtadt Nicäa ward.

In Konſtantinopel ſelbſt waren die Griechen unaufhörlich geſchäftig, ihrem neuen Beherrſcher Hinderniſſe in den Weg zu legen, und in den Provinzen ward manche franzöſiſche Beſatzung todtgeſchlagen. Die Fürſten waren auch viel zu ſchwach, um ſtrengen Gehorſam von einem unwilligen Volke zu erzwingen, welches ſich lieber in ein ſelbſtgewähltes, noch ärgeres Uebel ſtürzen, als das gegenwärtige mit Geduld ertragen wollte. Das ſogenannte lateiniſche Kaiſerthum wurde ſieben und fünfzig Jahre von franzöſiſchen Grafen regiert, und fiel dann wieder griechiſchen Fürſten in die Hände.

VI. Die ſizilianiſche Veſper,

im Jahr 1282.

1.

Karl von Anjou, Manfred und Conradin von Schwaben.

Karl von Anjou, Graf von Provence, ein Bruder König Ludwig des Heiligen von Frankreich, war ſeit dem Jahre 1266 König von Neapel und Sizilien. Er zeigte aber keineswegs die Eigenſchaften, die nöthig

thig ſind, um ein Reich in Ruhe zu regieren und zu behaupten. Stolz, raſch, hochfahrend und tyranniſch ſchickte er ſich beſſer zum Kriege als zum Frieden; war fähiger, Eroberungen zu machen, als ſie zu behaupten. Um ſich des Gehorſams und Wohlwollens ſeiner Soldaten zu verſichern ließ er ihnen in Allem ihren Willen; vernachläßigte aber alles, was ihm das Herz ſeiner Unterthanen hätte gewinnen können. Trunken von ſeinem Glücke hielt er ſich für unüberwindlich bis er geſchlagen war. Böſe Rathgeber führten ihn auf Irrwege und in drohenden Gefahren war er unfähig, einen weiſen Entſchluß zu faſſen. Ganz unbekannt war ihm die weiſe Politik, welche dem Regenten durch gelinde Mittel Liebe und Gehorſam bei ſeinen Unterthanen verſchaft, welche in die Abſichten der Feinde eindringt und ſie vereitelt, und das Talent ſo anwendet, daß es eine Stütze des Thrones wird. Es ward unter Karls von Anjou Regierung faſt alles mit Gewalt, und mit dem Degen in der Fauſt ausgeführt; das Uebrige war ein Werk des Eigenſinns. Seine neuen Unterthanen verachtend, wählte der ſtolze König Franzoſen zu ſeinen Generalen und Miniſtern, und je weniger dieſe des Landes Verfaſſung und den Charakter der Einwohner kannten, deſto verkehrter waren die Maaßregeln, die ſie nahmen.

Als Karl ſich auf dem Throne befeſtigt ſah, war die Erhöhung der Finanzen ſein höchſtes Augenmerk, damit er ſeine übermäßigen Ausgaben beſtreiten könnte. Er führte die außerordentlichen Steuern wieder ein, womit die Sizilianer unter den vorigen Regierungen beſchwert geweſen waren. Es wurden neue Aemter geſchaffen, und die Beſitzer derſelben drückten das arme Volk mit unerbittlicher Härte.

Karl achtete die Klagen der Gedrückten nicht; fruchtlos verhallten ihre Seufzer in den Lüften. Die Schmeich-

Schmeichler, welche ihn beſtändig umlagerten, ſorgten dafür, daß ihm die Augen nicht geöfnet werden konnten, und gelang es ja einmal einem Unglücklichen, ſich ihm zu nahen, ſo ſchien es keinen Eindruck auf ihn zu machen. Mit den Entwürfen des Ehrgeitzes beſchäftigt dachte er weit mehr auf Ausdehnung als Sicherung ſeiner Macht, und an die heil. Pflicht des Regenten, für das Wohl ſeiner Unterthanen als Vater zu ſorgen, erinnerte ſich wohl niemand weniger als er. Der Weg der Güte ſchien ihm unter ſeiner Würde; die Strenge des Deſpoten bezeichnete alle ſeine Befehle. Die alte ſchöne Verfaſſung ward über den Haufen geworfen, und raubgierige Franzoſen behandelten die ſo empfindlichen Italiäner mit dem brutalſten Uebermuthe. Die Unzufriedenheit nahm mit jedem Tage zu, und tauſendmal wünſchte man ſich ſtatt der verhaßten Franzoſen die deutſche Oberherrſchaft zurück.

Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts war nemlich das ſchwäbiſche Haus der Hohenſtaufen im Beſitz des ſiziliſchen Thrones geweſen. Unter den Regenten aus dieſem Hauſe war der Kaiſer Friederich der Zweite der merkwürdigſte. Da er zu Neapel eine hohe Schule anlegte, und ſich oft daſelbſt aufhielt, ſo erhob ſich dieſe Stadt allmählich über alle andern des Reichs, wurde die Hauptſtadt, und verſchafte dem ganzen Reiche den Namen des neapolitaniſchen. Niemand ſah die Nachbarſchaft dieſes mächtigen Hauſes mit größerm Widerwillen, als die Päbſte, ſeit langer Zeit deſſen erklärte Feinde. Sie ſprachen über Friederichen nicht nur, ſondern auch über ſeinen Sohn Conrad den Vierten den Bannfluch aus, und ſuchten ihm mit dem Kaiſerthrone auch das ſiziliſche Erbe zu entreiſſen. Conrad behauptete ſich durch einen feſten, unerſchütterlichen Muth, ſtarb aber nach einer

kurzen Regierung, im Jahr 1254. Das unterdrückte aber keineswegs den Haß der Päbſte gegen das hohenſtaufiſche Haus, das ſich ihnen ſo muthvoll widerſetzt, und zu ihrem großen Aerger das ſiziliſche Königreich erworben hatte. Der rechtmäßige Erbe deſſelben nach Conrads Tode war ſein minderjähriger Sohn gleiches Namens, den die Italiäner wegen ſeiner Jugend Conradino (Konrädchen) nannten, woraus ſein ſpäterer gewönlicher Name Conradin von Schwaben entſtanden iſt. Dieſer würde ſich freilich als ein Kind nicht haben behaupten können, wann nicht ſein Oheim Manfred, Friederichs des Zweiten natürlicher Sohn, ſich mit Glück zu ſeinem Stellvertreter aufgeworfen hätte. Dem waren aber die Päbſte aus allen Kräften entgegen. Sie boten das Reich überall aus, zuerſt an einen engliſchen Prinzen, und da dieſer zögerte, an Frankreich. Hier ließ ſich denn Karl von Anjou auf den mißlichen Handel ein, wiewohl die Pfaffen erſt lange ihre Sophiſtenkünſte an dem heiligen Ludwig verſchwenden mußten, ehe dieſer gerechte König es über ſein Gewiſſen bringen konnte, ſeine Einwilligung zu einer ſo ungerechten Unternehmung zu geben. Der Pabſt verknüpfte ſeine Belehnung mit folgenden Bedingungen: Das Reich iſt untheilbar, und ein päbſtliches Lehen für beide Geſchlechter; es darf mit einem andern Staate niemals vereinigt werden; der König zahlt, zum Beweis ſeiner Lehnsherrſchaft, jährlich acht tauſend Unzen Gold, und überſchickt alle drei Jahre einen ſchöngebauten Zelter, (Reitpferd,).

Karl war im Frühjahr 1265 mit einem großem Schwarme franzöſiſcher Herren nach Italien gekommen, um mit gewaffneter Hand ein Reich zu erobern, das er eben ſo wenig zu nehmen, als der Pabſt zu verſchenken befugt war. Manfred hatte unterdeſſen ein

ein Bündniß und eine Verſchwägerung mit dem Könige Jakob von Aragonien geſchloſſen, deſſen Hülfe aber nicht ſchnell genug ankam. Ohnehin ſah ſich der wackere Manfred von dem wankelmüthigen, ſelbſt den beſten Fürſten treuloſen italiäniſchen Pöbel im Stich gelaſſen, und verlor gleich in der erſten Schlacht gegen Karl von Anjou (den 26 Febr. 1266) Krone und Leben.

Dem Sieger Karl unterwarfen ſich jetzt die Neapolitaner und Sizilier mit Entzücken; bald aber wurden ſie überzeugt, daß ſie unter der Regierung Manfreds, deſſen Untergang ſie treulos beſchleunigen halfen, weit glücklicher gelebt hatten. In der Noth, die ſie bedrängte, erinnerten ſie ſich des jungen Conradins in Schwaben, der indeſſen zum blühenden Jünglinge (von 16 Jahren) herangewachſen war, und baten ihn um Beiſtand gegen ihren tyranniſchen Oberherrn mit dem Verſprechen eines unverbrüchlichen Gehorſams. Ganz hingeriſſen von der reizenden Hofnung, ſein väterliches Erbe wieder zu erobern, faßte der junge muthige Conradin den Entſchluß, nach Italien zu ziehen, um ſein väterliches Erbe wieder in Beſitz zu nehmen. Seine beſorgte Mutter ſtellte ihm die gefährlichen Folgen dieſes Kriegszuges aufs lebhafteſte vor; umſonſt! Conradin beharrte bei ſeinem Entſchluſſe, und rüſtete ſich mit dem lebhafteſten Eifer zu dem italiäniſchen Feldzuge. Er verpfändete, den hiezu nöthigen Aufwand beſtreiten zu können, viele von ſeinen Erbgütern, und zog dann an der Spitze von vier tauſend Reutern und einigen tauſend Mann Fußvolk nach Italien. Unter andern Edlen begleitete ihn ſein Oheim, der Herzog von Baiern, der Graf Mainhard von Tyrol, und ſein treuer Herzensfreund, der badiſche Prinz Friedrich.

Muthvoll gieng Conradin den päbſtlichen Bannſtrahlen entgegen. Er beſaß alle Tapferkeit ſeiner berühmten Vorfahren; Liebe und Mitleiden gegen ihn, ſo wie gegen ſein großes Geſchlecht, verſtärkten ſein Heer in Italien ungemein. Faſt ganz Sizilien erklärte ſich für ihn, und unaufgehalten zog er durch Mittelitalien nach Rom. Hier erhielt ſein Heer eine anſehnliche Verſtärkung, und muthvoll drang der junge Held an der Spitze deſſelben in das Königreich Neapel ein. Karl von Anjou rückte ihm bis in die Ebene von Tagliacozzo entgegen. Conradin ſiegte; aber ſein Kriegsvolk verfolgte zum Theil den Feind zu hitzig, und überließ ſich zu frühzeitig ſeiner Begierde zu plündern. Karl, der die Zerſtreuung derſelben beobachtet hatte, brach mit ſeinen beſten Leuten aus einem Hinterhalte hervor, und die in Unordnung gerathenen Sieger mußten ſich jetzt durch die Flucht zu retten ſuchen. Der arme, geſchlagene Conradin entwich mit Mühe nebſt ſeinen vornehmſten Begleitern den Nachſetzenden, und irrte mehrere Tage verkleidet im Lande umher, wo ihm allenthalben aufgepaßt wurde. Er wünſchte, um ſeine Flucht zu ſichern, zur See zu entkommen. Als er aber einem Schiffer von Aſtura, im römiſchen Gebiete, für eine Barke, in welche ihn derſelbe aufnehmen ſollte, einen koſtbaren Ring anbot, kam ſowohl der Ring als die ausländiſche Sprache der beiden jungen Herren (bei Conradin war jetzt nur noch Friedrich von Baden) dem Fiſcher ſo bedeutend vor, daß er dem Edelmann Frangipani, dem Herrn des Orts, davon Nachricht gab. Dieſer lieferte die beiden Prinzen an den König Karl aus, und ſie ſaßen nun gefangen in Neapel, die unglückliche Wendung ihrer ſo glänzend begonnenen Unternehmung beklagend.

Karl

Karl von Anjou berief ein Blutgericht zuſammen, das aus den Ständen des Reichs und einigen Rechtsgelehrten beſtand, um den Gefangenen ihr Urtheil zu ſprechen. Die vernünftigen und menſchlichen unter den Richtern erklärten: Conradin habe kein Verbrechen begangen, ſondern ſey als ein Prinz und als Soldat, dem das Kriegsglück fehlgeſchlagen, zu behandeln. Die franzöſiſchen Schmeichler ſchrieen dagegen, er ſey ein Majeſtätsverbrecher und Volksaufwiegler, und dieſer Deutung ſtimmte ſogleich der von Eiferſucht und Rachgier geſpornte Anjou bei, indem er ſchändlich alle Sitte des Krieges und des Ritterthums aus den Augen ſetzte. Der harte, alles Menſchengefühls beraubte Pabſt Clemens der Vierte, von wüthendem Haſſe gegen die Hohenſtaufen entflammt, rieth Karln ebenfalls, ſeinen Gefangenen dem Tode zu weihen, mit den Worten: „Conradins Leben iſt Karls Tod, und Conradins Tod Karls Leben.“

Alle Anhänger des unglücklichen Prinzen, die man habhaft werden konnte, ſtarben unter den Händen des Scharfrichters. Dieſe übermäßige Strenge empörte den Adel noch mehr, und erfüllte ihn mit Abſcheu gegen den Tyrannen. Die vornehmſten Sizilianer verſchanzten ſich in ihren Schlöſſern, und diejenigen, welche ſie wieder zum Gehorſam bringen ſollten, verübten überall die ſchröcklichſten Grauſamkeiten. Karl, dem irrigen Wahne dahin gegeben, daß Strenge das einzige Mittel ſey, die Unterthanen im Gehorſam zu erhalten, behandelte ſie mit unmenſchlicher Härte. Er legte den Sizilianern neue Abgaben auf, beraubte ſie faſt aller ihrer Güter, und gab ſie denjenigen zur Belohnung, die ihm im Kriege die beſten Dienſte geleiſtet hatten.

Jetzt ſäumte Karl auch nicht länger, den jungen und hofnungsvollen Conradin, den noch einzigen Sprößling

ling des edlen Hauſes der Hohenſtaufen, der das väterliche Erbe wieder zu erobern wünſchte, unter dem Schwerdte des Scharfrichters ſterben zu laſſen. Daſſelbe Loos ward dem Unglücksgefährten des Prinzen, ſeinem treuen Freunde Friedrich von Baden beſtimmt. Man führte ſie, ſobald ihnen das Todesurtheil angekündigt worden war, in eine ſchwarz bekleidete Kapelle, und las eine Meſſe für die Ruhe ihrer Seele. Man ließ ſie beichten, und führte ſie dann auf den öffentlichen Marktplatz zu Neapel, wo man ein mit rothem Sammet bedecktes Gerüſte erbaut hatte. Karl von Anjou war Barbar genug, die Hinrichtung ſelbſt mit anzuſehen. Als Conradin ſeine Augen auf das zu dem traurigen Schauſpiele verſammelte Volk warf, betheuerte er laut, daß er die Krone von Sizilien nicht geſucht haben würde, wenn ſie ihm nicht nach allen Rechten gebührte. „Ich hoffe, ſetzte er hinzu, daß die Prinzen aus dem baieriſchen Hauſe und ganz Deutſchland einſt meinen Tod rächen werden.“ Er ernannte hierauf den König Peter von Aragonien, welcher Manfreds Tochter Konſtantia geheurathet hatte, zu ſeinem Erben, und warf zum Zeichen der Inveſtitur ſeinen Handſchuh auf den Platz. Mit männlichem Muthe ſah der heroiſche Prinz die Zurüſtungen zu ſeinem Tode; nur ſein treuer, unſchuldiger Freund dauerte ihn, der blos aus Liebe zu ihm den unſeligen Zug mitgemacht, und viele liebe Verwandte und ein reiches Erbe daheim gelaſſen hatte. Doch auch Friedrich war gefaßt. Conradin entkleidete ſich ſelbſt, und empfieng zuerſt den Todesſtreich, und mit derſelben Faſſung legte der Prinz von Baden nach ihm ſein Haupt auf den blutigen Block. Den beiden Prinzen folgten verſchiedene andere Verurtheilte nach, und Karl von Anjou vergoß ganze Ströme von Blut, ehe ſeine Rache befriedigt war.

So

So erloſch am 29 Oktober 1268 der ächte Mannsſtamm des edlen, des mächtigen Hauſes der Hohenſtaufen, und Conradin, noch keines Verbrechens ſich bewußt, büßte die Ungerechtigkeit, die ſeine Vorfahren an den Neapolitanern und Sizilianern verübt hatten. Einige Tage nach der Hinrichtung kam die Mutter des Prinzen, Eliſabeth von Baiern, nach Neapel. Sie brachte eine Summe Geldes mit, womit ſie ihren Sohn loskaufen wollte, allein ſchon unterwegs hatte ſie ſein trauriges Ende erfahren. Mit ſchwarzen Segeln und Tauwerk ſoll ſie, zur Bezeugung ihrer Trauer, in den Hafen eingelaufen ſeyn. Sie bat beim Hofe um Erlaubniß, daß ſie ihrem Sohne an dem Orte ſeiner Hinrichtung ein marmornes Grabmal errichten dürfte; aber der König ſchlug ihr die Bitte ab, weil ein ſolches Denkmal die Deutſchen zur Rache erwecken könnte. Blos das ward ihr gewährt, daß ſie Conradins Leichnam, der als ein im Banne Verſtorbener auf dem Marktplatze eingeſcharrt war, in die Karmeliterkirche zu Neapel bringen durfte.

2.

Giovanni da Procida bereitet in Sizilien eine Empörung gegen Karln von Anjou.

Karl von Anjou ſtund nun auf jener Stufe der Macht, die ſo lange ſein heißeſter Wunſch geweſen war. Beide Königreiche Sizilien beugten ſich vor ſeinem despotiſchen Scepter. Der letzte Erbe dieſer Thronen war als ein Opfer ſeiner Politik gefallen; erloſchen war das ganze Haus Schwaben. Nur Ein Spros blieb übrig, ein Weib am äußerſten Ende Europas, die

die erwähnte Tochter Manfreds Konſtantia, Gattinn des Königs Peter von Aragonien, eines wenig mächtigen Fürſten. Ihre geſammten Rechte und Anſprüche leitete ſie von einem Baſtard ab, und zur Erbfolge hatte ſie nur ſolche Titel, welche die Titel eines Erobereres kaum überwogen. Karl war nicht blos König beider Sizilien; er war der Günſtling der Päbſte, die in ihm ihr Werk erblickten, und als Freund, als geliebter Sohn des heil. Stuhls, übte er im Kirchenſtaat eine Herrſchaft aus, wie ſeit langer Zeit kein anderer weltlicher Fürſt. Clemens der Vierte ſtarb einen Monat nach Conradins Hinrichtung, und da dreiſſig Monate hindurch die Kardinäle ſich über die Wahl eines Nachfolgers nicht vereinigen konnten, ſo wuchs noch während dieſes Zwiſchenreichs Karls Anſehen im Kirchenſtaate. Toskana war ihm durch Clemens untergeben worden, in welcher Provinz er mit des Papſtes Bewilligung den Titel eines Reichsſtatthalters führte. Mehrere Städte Piemonts hatten ihn zu ihrem lebenslänglichen Herrn erwählt, und der König von Sizilien war zugleich Beherrſcher des übrigen Italiens.

Vierzehn Jahre ſah Karl Neapel und Sizilien unter ſeiner Herrſchaft vereinigt, aber es gab ihm wenig frohen Genuß. Schon dünkte ihm das Königreich Sizilien kein Ziel, das ſeiner würdig wäre. Es wurde ihm jetzt nur Mittel zur Erreichung eines höhern Zwecks. Statt mit ſeinem bereits erlangten Einfluß auf das geſammte Italien ſich zu begnügen, wollte er es ſich dienſtbar machen: er wollte es als ein Königreich in ſeine Gewalt bringen. Ja ſelbſt Italien ſollte für ihn nur eine Stufe ſeyn zum morgenländiſchen Reich, nach dem ihn gleichfalls gelüſtete. Er ſpannte über ganz Italien und Griechenland das Gewebe ſeiner Ränke aus; er brach ſich die Bahn durch

Trug und erweiterte ſie durch Grauſamkeit. Er vergeudete Schätze und Blut der Völker, die er zu beherrſchen trachtete. Doch er unterjochte ſie nicht, er ſtörte ſie nur aus ihrem Schlummer, reitzte ihren Widerſtand, und lenkte auf ſich und die Seinigen der Unterdrückten zwar zögernde, aber gerecht vergeltende Rache.

Die Neapolitaner und Sizilianer ſahen wenig frohe Tage, ſo lange Karls eiſernes Scepter ſie regierte. Er und ſeine Franzoſen erſannen immer neue Plagen, und während ſie im Ueberfluſſe ſchwelgten, verſank das Volk in Armuth und Elend. Unter andern kränkten ſie die Männerrechte ſchöner Weiber mit ſo weniger Schonung, daß die ohnedieß ſehr reitzbare Eiferſucht derſelben ihren Haß gegen die Franzoſen aufs höchſte ſpannte. Vornemlich aber kam den Sizilianern das Betragen der Franzoſon ganz unerträglich vor. Alles ward hier mit Gewalt durchgeſetzt; man trieb unerſchwingliche Abgaben mit der äußerſten Härte ein. Die Officiere und andere königl. Staatsdiener — faſt lauter Franzoſen, deren Uebermuth keine Grenzen kannte — blieben nicht blos bei den Befehlen ihres Herrn ſtehen, ſondern ſchoben andere zu ihrem eigenen Vortheil unter. Dieſes Unweſen gieng ſo weit, daß die Sizilianer kaum zweifeln konnten, eine Erleichterung zu erhalten, wenn ſie ihre gerechten Beſchwerden dem Könige ſelbſt eröfneten. Das Volk iſt immer geneigt, die Miniſter für die Urheber ſeines Ungemachs zu halten, und oft hat es nicht Unrecht. Es dünkt ihm, der Regent würde ſich doch wohl ſeiner erbarmen, und einer gerechten Beſchwerde abhelfen. Von dieſer Einbildung getäuſcht ſuchten ſich die Sizilianer den Weg zum Throne zu bahnen: aber Karl ließ ſie in keiner andern Abſicht vor ſich, als um ſie mit Drohungen wieder fortzuſchicken.

Nun

Nun wandten ſie ſich an den Pabſt; ein Biſchof und ein Mönch mußte dem heil. Vater ihre Drangſale und ihr Elend vorſtellen, und ihn anflehen, durch ſeine Vermittlung den Gewaltthaten des Königs zu ſteuren. Aber Karl, davon benachrichtigt, ließ die Geſandten, ſo wie ſie das päbſtliche Audienzzimmer verließen, ergreifen; der Mönch ward in ein finſteres Gefängniß geworfen, und der Biſchof, welcher durch Geld ſeine Loslaſſung erkaufte, brachte ſeinen Landsleuten die traurige Nachricht zurück, daß nichts zu erwarten wäre. Ja man erfuhr vielmehr bald hernach, Karl ſey über dieſen Schritt höchſt aufgebracht, und drohe dem Lande mit Feuer und Schwerdt.

Alles war mit Schrecken und Entſetzen erfüllt, als ſich die Stunde der Erlöſung nahte. Die unerſättliche Raubgier, die Ehrſucht und Grauſamkeit des Tyrannen hatten endlich das Glück ermüdet, und die Gedult ſeiner Unterthanen erſchöpft. Kühn erhob ſich ein Mann von edlem Gemüthe, mit eigenen Kräften den Unterdrücker ſeines Vaterlandes zu ſtürzen, und wirklich gelang es ihm, dieſe große Nationalrache vorzubereiten und zu vollführen.

Giovanni (Johann) da Procida, ſo hieß dieſer patriotiſche Tyrannenfeind, war ein ſalernitaniſcher Edler, und Herr jener Inſel Procida im Golfo von Neapel, die neugierige Reiſende noch heutzutage beſuchen, um griechiſche Kleidung und Sitten zu beobachten, welche ſich bei dieſem Völkchen erhalten haben. Seine Geburt hatte ihn nicht gehindert, ſich der Arzneikunde zu widmen, die damals von den vornehmſten Männern betrieben wurde. Er war Arzt, Vertrauter und Freund Kaiſer Friedrichs des Zweiten und Manfreds geweſen, und hatte für Conradin die Waffen ergriffen, als dieſer junge Fürſt in das Königreich Neapel eindrang. Nach Karls Siege, der

die

die Konfiſkation ſeiner Güter zur Folge hatte, begab er ſich nach Aragonien zu Manfreds Tochter Konſtantia, und wurde als treuer Unterthan und eifriger Anhänger von ihr aufgenommen. Ihr Gemahl, der König Peter von Aragonien, erhob ihn zur Entſchädigung für den erlittenen Verluſt, zum Baron des Königreichs Valenzia, und Herrn von Luxen, Benizzano und Palma. Aber nicht Reichthümer oder erhaltene Lehen vermochten aus Procidas Gedächtniß das Mißgeſchick ſeines Vaterlandes und die Unterdrückung ſeiner Mitbürger zu vertilgen. Sein Briefwechſel, den er in Neapel und Sizilien unterhielt, ſprach von nichts als von der Tyranney der Franzoſen, von ihrer Ungerechtigkeit, Grauſamkeit, und von dem verachtenden Trotz, mit dem ſie einem Volke begegneten, das nicht Waffengewalt, ſondern eigener Wille und die Hofnung einer beſſern Regierung in ihre Hände gebracht hatte.

Procida brachte vor die Ohren des Königs und der Königinn von Aragonien die wehmüthigen Klagen der Sizilianer, welche, entfernter von Karln, ſeinen Statthaltern preisgegeben, und noch grauſamer als die Neapolitaner gepeinigt wurden. Er erinnerte die Königinn Konſtantia: „ſie allein ſey rechtmäßige Erbinn des Hauſes Schwaben und des Königreichs beider Sizilien; Conradin habe ſie in der Todesſtunde zur Uebernahme ſeines Erbes und zur Vergeltung ſeines Mordes feierlich aufgefodert; es ſey nicht blos Recht, es ſey Pflicht für ſie, die Herrſchaft eines Landes ſich zu erwerben, das die Geſetze der Nationen und der Wunſch der Völker ihr zuſicherten.“ Und da Peter und Konſtantia nur aus Scheu vor einem Könige, der für den mächtigſten der Chriſtenheit galt, ſich gegen den Krieg ſträubten, ſo verkaufte Procida alle Güter, die er ihrer Freigebigkeit zu danken hatte,

in der Abſicht, den Ertrag davon auf Reiſen zu wenden, die er von einem Ende der damals bekannten Welt zum andern vorzunehmen gedachte, um Karln Feinde zu erwecken.

Zuerſt begab ſich Procida im Jahr 1279 nach Sizilien, um den Zuſtand von Karls Unterthanen durch eigene Unterſuchung kennen zu lernen. Die Erbitterung gegen die Franzoſen war allgemein, und bei allem Drucke war den Einwohnern doch nicht jedes Mittel zur Selbſtrache aus den Händen gewunden. Die Franzoſen bewohnten Städte und Küſten, aber ſelten wagten ſie es, in die innere Gebirge der Juſel zu dringen, wo Herren und Bauren ihre Unabhängigkeit unangetaſtet erhalten hatten. Die Statthalter, welchen Karl die Regierung übergeben hatte, wurden allgemein wegen ihrer Grauſamkeit und feilen Partheylichkeit verabſcheut. Unter dem Vorwande einer Kreuzfahrt gegen die Griechen wurden damals unerſchwingliche Kriegsſteuern und unerhörte Abgaben erpreßt. Ferner hatte Karl die barbariſche Verfügung getroffen, daß reiche oder edle Erbinnen ſeine Kreaturen, die er für ihre Dienſte belohnen wollte, **heurathen mußten**; während er Männer, die ihm verdächtig ſchienen, entweder unangeklagt hinrichten, oder in hölliſchen Kerkern verkümmern, ins Elend abführen, oder zu langwieriger Verbannung verurtheilen ließ. Viele edle Männer, ehrwürdig durch Alter oder Würde, wurden wie der ſchlechteſte Pöbel entehrenden Mißhandlungen preisgegeben, und die Weiber waren ein Opfer der rohen Lüſternheit der Soldaten.

Procida ſprach mit den tief erbitterten Sizilianern von Wiedervergeltung und Erlöſung aus dem Joche des Tyrannen. Die Zeit der Rache rücke heran, verſicherte er ihnen, aber langſam müſſe ſie vorbereitet werden, um deſto ſicherer zu treffen. Er nahm

es

es über ſich, ihnen den Beiſtand Peters von Aragonien, ihres rechtmäßigen Oberherrn, und des griechiſchen Kaiſers Michael Paläologus auszuwirken, gegen den ſich Karl von Anjou damals zum Kriege rüſtete.

Wirklich begab er ſich ſofort nach Konſtantinopel, und benachrichtigte den Kaiſer der Griechen von der fürchterlichen Rüſtung, die gegen ihn im Werke war. Karl ließ in den Häfen beider Sizilien hundert leichte Galeeren, zwanzig Kriegsſchiffe und zweihundert Palander (flachbodige Schiffe) für die Pferde in Stand ſetzen. Vierzig Grafen hatten ſich anheiſchig gemacht, ihn auf ſeiner Kreutzfahrt zu begleiten, und zehen tauſend Reuter zogen ſich unter ſeinem Befehle zuſammen. Die Republik Venedig hatte ihm überdieß verſprochen, vierzig zum Kriege gerüſtete Galeeren zu ſeinem Heere ſtoßen zu laſſen. Dieſe Macht ſchien zum Umſturz des griechiſchen Reiches mehr als hinreichend. Als daher Procida dem Kaiſer Paläologus die obſchwebende Gefahr enthüllte, erbot er ſich zugleich, in den Staaten ſeines Feindes einen Aufſtand zu erregen, der dieſen auf lange Zeit von auswärtigen Kriegen abziehen müßte. Er nahm es auch auf ſich, Karln in Kampf mit einer Nation zu bringen, die an Muth ſeinen Franzoſen nicht weiche, mit den tapfern Aragoniern. Nur eines verlangte er dagegen von dem Kaiſer — Geld, um die Kriegsrüſtung der Aragonier zu bewerkſtelligen, und die empörten Sizilianer zu unterſtützen.

Der griechiſche Kaiſer war keineswegs gleichgültig bei Procida's Berichte; es bangte ihm vor einem Angriffe des allgefürchteten Karls von Anjou, und er verſprach eine anſenliche Unterſtützung an Geld, doch unter der Bedingung, wenn der Papſt die Erregung eines Aufſtandes in Sizilien gut heiſſe. Paläologus fürch-

fürchtete ſich vor dem Unwillen des heiligen Vaters, deſſen Ausſöhnung er vorher durch große Aufopferungen erkauft hatte.

In der Tracht eines Franziskanermönchs, wie Procida bisher alle ſeine Reiſen gemacht hatte, begab er ſich von Konſtantinopel nach Rom, und mit griechiſchem Gelde fand er beim heiligen Vater ein geneigtes Gehör. Alles, was Karl dem römiſchen Stuhle von jeher zu Leide gethan, ward in's helleſte Licht geſetzt; und dieſer deſpotiſche Fürſt, fuhr der Redner fort, wirkte immerfort und raſtlos allen Entwürfen Seiner Heiligkeit entgegen; er beſtrebe ſich, das Feuer der Bürgerkriege, das der Pabſt zu dämpfen bemüht wäre, ſtets wieder anzufachen; er habe ſich eigenmächtig zum Herrn des ganzen Italiens aufgeworfen, und faſt die Kirche ſelbſt unter ſeine Dienſtbarkeit gebracht. Der Pabſt, welcher Karln haßte, gab dem Procida Briefe, worinn er dem Könige von Aragonien das Königreich Neapel verſprach — wenn er es erobern würde.

Ausgerüſtet mit dieſen Vollmachten eilte Procida nach Spanien, und dann zum zweitenmal nach Konſtantinopel. Hier ließ ihm der Kaiſer fünf und zwanzig tauſend Unzen Goldes auszahlen, die er dann dem aragoniſchen Könige zuſtellte, mit dem Verſprechen einer größern Unterſtützung, ſobald er ſein Heer in Bewegung geſetzt haben würde.

Der König von Aragonien ſäumte nun nicht länger, ſeine Anſprüche auf Sizilien mit gewafneter Hand geltend zu machen, und die armen Gedrückten aus dem Sklavenjoch zu erlöſen. Er zog ein Heer von zehen tauſend Mann Fußvolk und dreihundert und fünfzig Reutern zuſammen, und ließ neunzehn Galeeren, vier Kriegsſchiffe und acht Palander zur Ueberſchiffung deſſelben ausrüſten. Zur Verbergung ſeiner

ſeiner wahren Abſicht ſtreute er das Gerücht aus, daß er die Sarazenen bekriegen wollte. Schon während der Zurüſtungen hatte ihn ſein Schwager, der König Philipp von Frankreich fragen laſſen: wohin er geſonnen ſey ſeine Waffen zu kehren? Peter antwortete: er wolle nach dem Beiſpiel ſeiner Väter die Feinde des Glaubens bekämpfen, und er bitte Philipp, dieſer heiligen Unternehmung durch einen Vorſchuß zu Hülfe zu kommen. Philipp thats; allein da er nachher etwas von dem Geheimniſſe errieth, gab er dem Könige von Sizilien davon Nachricht, und rieth ihm, auf ſeiner Huth zu ſeyn. Doch Karl von Anjou, ſeinem Muth und ſeiner Tapferkeit zuviel vertrauend, bekümmerte ſich wenig um die Zurüſtungen eines Königs, auf den er von ſtolzer Höhe herabblickte. Peter gieng im Anfange des Junius 1282 nach der afrikaniſchen Küſte unter Segel, und focht in der Nachbarſchaft Hippones mit den Mauren, während in Sizilien große Dinge vergiengen.

3

Ausbruch der Empörung in Sizilien und Folgen derſelben.

In ſeine Mönchskutte verſteckt war Johann von Procida noch vor beendigter Ausrüſtung der aragoniſchen Flotte zu den Sizilianern zurückgekehrt, deren Erlöſung das höchſte Ziel ſeiner Beſtrebungen war. Unter mancherlei Verkleidungen durchſtreifte er die Inſel, und bereitete die Gemüther auf die nahe Exploſion vor. Wer wehrlos war, den verſah er mit Waffen, und erhizte die Hofnung auf nahe Befreiung. Vorzüglich

züglich nährte er bei ſeinen Mitbürgern den tiefen unverſönlichen Grimm, den er ſelbſt gegen die Franzoſen hegte. Das Volk ſollte auf jedes Ereigniß gefaßt ſeyn, und gleich bei der erſten Beleidigung auflodern. Vor allem ermahnte er die Edlen und Kriegsleute, die lange im Innern der Inſel gelebt hatten, ſich nach Palermo zu verfügen, und unter ihre Mitbürger ſich wieder zu miſchen, um die Volksbewegungen bei ihrem Ausbruche leiten zu können.

Ein Zufall entzündete endlich die angelegte Minen, mit fürchterlicher Gewalt brachen ſie los, und ſchröcklich waren die Wirkungen, die ſie hervorbrachten. Am Oſtermontage des Jahres 1282 machten ſich die Palermitaner nach einer alten Gewohnheit auf den Weg, um zu Monreale, drei Meilen von ihrer Stadt, die Veſper zu hören. Dieß war an Feſttagen der gewönliche Ergötzungsplatz, und Männer und Weiber deckten die Straße, die nach der Kirche führt. Die zu Palermo angeſiedelten Franzoſen und der königliche Statthalter ſelbſt nahmen Theil am Feſte und an der Wallfahrt. Doch hatte der letztere ein Verbot ausgehen laſſen, daß kein Sizilianer an dieſen der Ruhe gewidmeten Tagen Waffen tragen, oder ſich darinn üben ſollte. Zerſtreut waren die Palermitaner auf der Wieſe, Blumen pflückend und mit frohem Geſang den kommenden Frühling begrüßend; als eine blühende Jungfrau, durch Geburt und Schönheit gleich ausgezeichnet, an der Hand ihres Verlobten, und begleitet von Eltern und Brüdern, den Weg zum Tempel nahm. Ein Franzoſe, Namens Drouet, trat frech auf ſie zu, und griff, als wollt' er unterſuchen, ob ſie keine verborgenen Waffen bei ſich führe, mit ſchaamloſer Hand in ihren Buſen. Das junge Weib ſank beſinnungslos in die Arme ihres Geliebten. Aber rings erhob ſich ein Geſchrei der Wuth: **Nieder mit**

allen Franzoſen! und Drouet, vom eigenen Schwerdte durchbohrt, fiel als das erſte Opfer des Volksgrimms. Von allen anweſenden Franzoſen entkam auch nicht einer; wehrlos wie ſie waren, ermordeten die Sizilianer deren an zweihundert in den Feldern umher, indeß die Glocken von Monreale zur Veſper läuteten. Der Schritt war nun gethan, und die Wuth war allgemein. Statt der Veſper erfolgte ein Blutbad, in welchem alles was franzöſiſch war niedergemacht wurde. Unter dem wiederholten Geſchrey: „Nieder mit den Franzoſen!" rannten die Palermitaner in die Stadt zurück, und fiengen das Gemorde von neuem an. Männer, Weiber, Kinder, alles was zu der verhaßten Nation gehörte, ward dem Tode geopfert; man ſpürte ſo lange mit Luchsaugen in allen Winkeln umher, bis man jede franzöſiſche Spur in ganz Palermo vertilgt zu haben glaubte. Selbſt in dem Schooß einer ſiziliſchen Gattinn wühlte das Eiſen nach der unreinen Frucht ihrer Verbindung mit einem Franzoſen. Um die der Vernichtung beſtimmten Opfer ausfindig zu machen, ließ man jeden Unbekannten das Wort Ciceri (Kichererbſen) ausſprechen, weil der Franzoſe das C der Italiäner faſt nie richtig ausſprechen kann. Und ſo fielen in Einer Nacht vier tauſend Menſchen durch die Wuth der empörten Sizilianer — ein ſchröckliches Todtenofer für die Manen Conrädins von Schwaben!

Wie eine Feuersbrunſt vom Winde getrieben verbreitete ſich raſch der Aufſtand über die ganze Inſel. Alle Städte und Burgflecken traten der Reihe nach der Empörung bei, und beſiegelten ihren Bund mit dem Blute der Franzoſen, die ſich unter ihnen befanden. In Catanea kamen allein achttauſend Franzoſen ums Leben, und in Meſſina fanden drei tauſend mit dem Vicekönig ihren Tod.

Inzwiſchen ſandten die Palermitaner Botſchafter an Peter von Aragonien, die ihn in ihrem Namen erſuchten, das Königreich Sizilien in Beſitz zu nehmen, und Unterthanen zu Hülfe zu eilen, die ſich ihm freiwillig in die Arme wärfen. Früher noch erhielt Karl von Anjou Nachricht von der ſizilianiſchen Veſper. Er war gerade beim Pabſte, als ihm der fürchterliche Vorgang berichtet wurde. Auſſer ſich vor Wuth bis er in ſeinen Stockknopf und ſchwur den Rebellen die ſchröcklichſte Rache. Er ließ ſogleich die Flotte, die wider den Kaiſer zu Konſtantinopel beſtimmt war, mit allen Nothwendigkeiten verſehen, und gieng unverzüglich unter Segel, um Meſſina zu belagern. Mit hundert und dreiſſig Galeeren, fünf tauſend Reutern und einer großen Schaar Fußvolk kam er vor dieſer Stadt an. Die Sizilianer hatten ihm kein Heer entgegen zu führen; aber an Schiffen waren ſie nicht völlig entblößt. Die Schiffe, welche Karl in verſchiedenen Häfen der Inſel zum Zuge nach Griechenland hatte ausrüſten laſſen, fielen den Aufrührern in die Hände. Auch des Schiffholzes hatten ſie ſich bemächtigt; das ſie auf Meſſina's Werften vorfanden; ſie verwandten es zur Befeſtigung der Stadt, indem ſie die eingeſtürzten Mauern durch Palliſaden und hölzerne Bollwerke wieder herſtellten.

Karl hielt einen Kriegsrath, um zu überlegen, ob er die Belagerung ſo weit treiben ſollte, daß die Stadt darüber in Aſche gelegt würde; oder ob er den Belagerten einige Zeit gönnen ſollte, damit ſie durch den Anblick ihres Elends bewogen würden, um Gnade zu flehen. Einige Räthe ſuchten die Rachſucht des Königs noch mehr zu entflammen. „Sire, ſagten ſie, ſollte die Kühnheit der Sizilianer aus Ihrem Gedächtniſſe verſchwunden ſeyn. Ihre Ehre fodert Sie auf, die der franzöſ. Nation zugefügte Schmach

in

in dem Blute der Verruchten abzuwaſchen. Dieß iſt allein der Zweck Ihrer Ausrüſtung, der Grund, daß ſo viele tapfere Männer Ihnen gefolgt ſind. Man muß den Schrecken benutzen, den der Anblick Ihrer Armee unter den Einwohnern von Meſſina erzeugt. Zaudern wir aber, dann werden ſie ſich allmählich erholen und Zeit gewinnen, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen." Einige andere, die gemäßigter dachten, ſtellten dem Könige vor, daß ein wahrhaft großer General das Leben ſeiner Soldaten ſchonen, und den Sieg nur in der äußerſten Noth mit Blut erkaufen müſſe. „Es iſt kein Bürger in Meſſina, fügten ſie hinzu, der nicht lieber mit den Waffen in der Hand umkommen, als ſeine Güter der Plünderung preisgeben, ſeine Kinder erwürgt, und ſeine Gattinn der ſchmählichſten Mißhandlung ausgeſetzt ſehen wollte. Es iſt Verwegenheit, wenn man Gewalt gegen Wüthende gebrauchen will, die keine andere Rettung kennen, als in ihrer Verzweiflung. Wie viele tapfere Soldaten müßten wir aufopfern, um uns dieſer Stadt zu bemächtigen? und wenn wir ſie auch in unſre Gewalt bringen, was gewinnen wir dabei? Vom Feuer verzehrte Mauern, große Haufen von Leichnamen, Straſſen mit Blut überſchwemmt, eine verödete Stadt wäre die ganze Eroberung. Iſt dagegen das Glück den Rebellen günſtig, und mißlingen unſre Unternehmungen, ſo müſſen wir nicht nur unſern Verluſt beklagen, ſondern wir haben uns auch unſrer Unvorſichtigkeit zu ſchämen.

Zum Glück für die Rebellen ſiegte die letzte Meinung, und die Belagerung ward in eine Blokade verwandelt. Dadurch gewannen die Geängſteten Zeit ſich zu verſchanzen, und die Ankunft des Königs von Aragonien zu erwarten. Er kam im Auguſt glücklich in Palermo an und ward mit Jubel empfangen. Man

ſchritt ſogleich zur feierlichen Krönung, und die Sizilianer ſchwuren ihm den Eid der Treue. Aber ſie konnten ſich das Bedenkliche ihrer Lage nicht verheelen, wenn ſie Peters ſchwache Macht mit Karls großem Heere verglichen; ſie ſahen zum voraus, daß mit der Eroberung Meſſina's durch die Franzoſen bald die ganze Inſel bezwungen ſeyn würde, auch hörten ſie zugleich, daß Mangel an Lebensmitteln dieſe Stadt in acht Tagen zur Uebergabe zwingen würde. Glücklicherweiſe hatte der König von Aragonien eine Flotte ausgerüſteter, zum Schlagen bereitſtehender Kriegsſchiffe, die der erfahrenſte Seemann ſeines Jahrhunderts, Ruggiero di Loria, kommandirte; ein edler Calabreſe, der bei der Eroberung der Franzoſen ſein Vaterland verlaſſen hatte. Karl hingegen, der auf dem Meere keinen Feind erwartet hatte, führte nur Ueberfahrtsſchiffe und unbewafnete Galeeren. Loria zog ſechzig leichte Galeeren theils aus Sizilien theils aus Katalonien an ſich, die Meerenge zu beſetzen, und dem franz. Heere die Zufuhr der Lebensmittel abzuſchneiden. Zugleich ließ Peter ſeine Truppen langſam gegen Meſſina anrücken, und ſandte drei Ritter, Karln folgenden Brief zu überreichen:

„Peter, König von Aragonien und Sizilien, an Karl, König von Jeruſalem, Graf von Provence."

„Wir thun Dir hiemit unſere Ankunft auf der Inſel Sizilien kund; es iſt das Königreich, welches die heilige Kirche, der heil. Vater Pabſt und die hochwürdigen Kardinäle uns zugeſprochen haben. Zugleich entbieten wir Dir, nach Anſicht dieſes Briefes die Inſel Sizilien zu räumen, mit Deiner ganzen Macht und allen Deinen Truppen, und thuſt Du es nicht, ſo wiſſe, daß Du ohne Verzug zu Deinem Untergange unſere Ritter und unſere Getreuen gegen Deine Perſon und Deine Krieger anſtürmen ſehen wirſt."

Karl

Karl, der ſtolzeſte Monarch der Chriſtenheit, und vielleicht auch der mächtigſte bis auf dieſen Zeitpunkt, erbebte vor Wuth beim Erbrechen eines Briefes von einem kleinen Fürſten, den er nicht geeignet glaubte, ſich mit ihm meſſen zu dürfen. Er ſandte ihm folgende Antwort:

„Karl, von Gottes Gnaden König von Jeruſalem und Sizilien, Fürſt von Capua, Graf von Anjou, von Forcalquieurs und der Provence, an Peter, König von Aragonien, und Graf von Valencia."

„Dein Wageſtück, das Königreich Sizilien, deſſen Beſitz die heil. römiſche Kirche kraft ihrer Gewalt uns förmlich zugetheilt hat, in Anſpruch zu nehmen, ſetzt uns in Erſtaunen. Auch gebieten wir Dir, nach Durchleſung dieſes unſers Schreibens, Dir, der du Gott ſelbſt und die heil. Kirche ſchnöde verachteſt, unverweilt unſer Königreich Sizilien zu verlaſſen. Und ſollteſt Du Dich deſſen weigern, ſo bedrohen wir Dich überdieß noch, als unſern Feind und Verräther an unſrer Perſon, mit unſrer ganzen Rache. Ohne Verzug werden wir zu Deiner Beſtrafung aufbrechen. Wir und unſer Heer brennen vor Verlangen, Dich und die Leute, die Du mit Dir führſt, in der Nähe zu ſehen."

Aber Karl vermochte den Stolz nicht zu behaupten, der aus dieſem Schreiben ſpricht. Sein Admiral, Heinrich de Mari, eröfnete ihm, daß er, von dem baldigen Anrücken Loria's verſichert, außer Stand ſey einigen Widerſtand zu leiſten, da ſeine Kriegsſchiffe zu Wendungen in der Meerenge nicht taugten, und überdieß alle noch unbewafnet wären. Auch waren die Stürme der Nachtgleiche bereits eingetreten; Kalabrien bot ihnen zum Rückzuge keinen ſichern Hafen, und wenn es dem Feinde gelingen ſollte, Karls Flotte zu verbrennen, ſo konnte fortan ſein Heer dem Hungertode nicht entweichen. Ge-

Gebieteriſch war unbezweifelt die Nothwendigkeit, der ein ſo ſtolzer und ergrimmter Monarch, den man nie der Muthloſigkeit zeihen konnte, weichen mußte. Nach drei Tagen ſchiffte das franzöſiſche Heer durch die Meerenge zurück, und am vierten Tage erſchien Loria vor dem Leuchtthurm von Meſſina, und bemächtigte ſich neun und zwanzig franzöſiſcher Galeeren, die keinen Widerſtand leiſteten. Dann ſteuerte er auf Catona und Reggio in Kalabrien zu, wo alle Galeeren und Ueberfahrtsſchiffe des Königs, achtzig an der Zahl, abgetakelt auf den Werften lagen; er ließ ſie im Angeſichte Karls, der ſie nicht zu ſchützen vermochte, in Brand ſtecken. Als dieſer ſeine Flotte in heller Flamme auflodern ſah, zerſplitterte er wüthend den Scepter, den er in der Hand hatte, und rief laut: „Gott, Gott! deine Güte hat mich zu großer Höhe erhoben. Sey mir auch jetzt gnädig, daß ich noch allmählig herunter zu ſteigen vermöge.“

Jetzt ſchien es Karln, als wenn ſeine Flotten und ſeine Heere, Werkzeuge die er ſonſt ſo leicht zu bewegen gewohnt war, der lenkenden Hand auf einmal widerſtrebten. Er ſah ſich beſiegt, ohne noch zu wiſſen, welche Macht der Feind ihm entgegen ſtelle, ohne ſelbſt gegen ſie angekämpft zu haben. Plötzlich erwachte in ihm mit aller Lebhaftigkeit der Gedanke, ſich in eigener Kraft zu erheben. Selbſtrache ſchien ihm jetzt vorzüglicher, als die Entſcheidung von den Armen ſeiner Krieger, oder von der Unſicherheit der Elemente abhängen zu laſſen. Nach ſeiner Abreiſe aus Sizilien ſandte er an den König Peter eine ſchriftliche Einladung, ihre Rechte und ihre Fehden dem Zweikampfe und einem Gottesgerichte zu unterwerfen. Er ſchlug vor, daß zu Bourdeaux, unter dem Schutze des Königs von England, dem dieſe Stadt zugehörte, hundert Ritter gegen hundert Ritter ankämpfen

pfen ſollten. Beide Könige ſollten ſich an die Spitze ihrer kleinen Truppe ſtellen und geloben, die Entſcheidung wegen Sizilien dem Ausgange dieſes Kampfes anheim zu ſtellen.

Peter von Aragonien, für den ein Zeitgewinn wichtig war, um ſeine Macht in Sizilien zu befeſtigen, und ſeine Rüſtungen zur Vertheidigung vollends zu Stande zu bringen, willigte mit Freuden in dieſen Vorſchlag. Auch mußte er ſich deſto glücklicher ſchätzen, mit gleichen Waffen gegen einen Feind zu kämpfen, dem weit größere Kräfte zu Gebote ſtunden. Beide Könige verpflichteten ſich, auf den fünfzehnten May 1283 ſich zu Bourdeaux zu ſtellen, und gelobten, falls ſie ſich bei der verabredeten Zuſammenkunft nicht einfänden, ſich nicht blos aller ihrer Anſprüche auf Sizilien, ſondern auch ihrer Erbſtaaten verluſtig, und als meineidig und ehrlos alles fernern Umgangs mit Adel und Rittern unwürdig zu ſeyn.

Karl fand ſich am beſtimmten Tage auf dem Kampfplatze ein — aber ſein Gegner erſchien nicht! Es war nie die Abſicht des Königs von Aragonien geweſen, einen Zweikampf zu wagen, ſondern er hatte nur Karln aus Italien entfernen, und verhindern wollen, daß er ſich nicht der Hülfe bedienen könnte, die ihm Frankreich zugeſchickt hatte. Sein Ruhm litt allerdings bei dieſem treuloſen Benehmen; aber er zog daraus großen Gewinn, indem er Beſitzer vom Throne blieb. Karl ſuchte vergebens, ſich wieder auf denſelben zu ſchwingen, und er ſtarb noch zu rechter Zeit, ehe er den ganzen Umſturz ſeiner Macht ſah, 1285. In demſelben Jahre ſtarb auch Peter von Aragonien, deſſen Nachkommen ſich bis zum Ende des vierzehenten Jahrhunderts als Könige von Sizilien behauptet haben. Der Kriege und Zerrüttungen war aber auch unter dieſer ſpaniſchen Herrſchaft kein Ende.

VII. Unruhen, Empörungen und innerliche Kriege in Böhmen.

In den Jahren 1378 bis 1436.

1.

Wenzels Unthaten und Grauſamkeiten als König von Böhmen.

Böhmen war im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts der Schauplatz ſchröcklicher Unruhen und Empörungen, und eines innerlichen Krieges, der unter die blutigſten und verheerendſten in ſeiner Art gehört. Damals beherrſchte dieſes Land einer der verrufenſten Fürſten in der Geſchichte: **Wenzel**, ein Sohn Kaiſer Karl des Vierten. Als dieſer im Jahr ein tauſend dreihundert und ſieben und ſiebenzig ſtarb, bekam Wenzel, als der Erſtgebohrne, die deutſche Kaiſerkrone, und außerdem Böhmen und Schleſien zu ſeinem Antheile; in der Folge erbte er noch die Niederlauſitz, Görlitz und Schweidnitz. Sein Bruder Siegmund erhielt die Mark Brandenburg mit der Churwürde.

Als Wenzel die Regierung antrat, ragte ſein Haus durch die weitläuftigen Beſitzungen an Macht und Anſehen weit über alle andere empor. Hätte ſein Vater Karl keine Theilung dieſer Länder unter ſeinen Söhnen vorgenommen, und hätte ſich überhaupt der Geiſt deſſelben auf ſeinen Nachfolger im deutſchen Reiche fortgepflanzt, ſo würde Wenzel ſtets das Uebergewicht in demſelben behauptet haben, und es würde

ihm

ihm vielleicht gelungen ſeyn, die Kaiſerwürde mit ſeinem Hauſe auf ewige Zeiten zu verbinden. Allein ſo wie ſich Wenzel betrug, mußte ſein Anſehen nothwendig herabſinken, und er arbeitete ſelbſt aus allen Kräften daran, ſich verächtlich zu machen, und zu ſtürzen. Er war erſt ſiebzehn Jahr alt, da ſein Vater ſtarb, und wenig geſchickt, Länder zu beherrſchen, die einen männlichen Geiſt und kraftvolle Thätigkeit erfoderten, wenn ſie aus der Anarchie und Barbarey herausgeriſſen werden ſollten, in die ſie dahin gegeben waren. Deutſchland ſtellte damals ein Bild der ſchröcklichſten Zerrüttung und Unordnung dar. Das Volk war roh, unwiſſend und abergläubiſch; die Edelleute ſtolz, ungebildet, träge und arm. Sie hatten nichts zu thun und nichts zu leben, und giengen daher in großen Schaaren auf Raub und Abentheuer aus. Der friedliche Bürger konnte ſeines Lebens nie froh werden, weil er ſtündlich in Gefahr war, in blutige Fehden verwickelt zu werden. Räuberbanden, die ſich in ordentliche Brüderſchaften zuſammenhielten, plünderten Städte und Klöſter aus, und die armen Bauern auf den Dörfern befeſtigten ihre Kirchhöfe mit unüberſteiglichen Mauern, um für ihre Habe doch einen ſichern Schutzort zu haben. Und was die Räuber dem gedrückten Unterthan ließen, das preßten ihm die Pfaffen aus, die vom Fett des Landes ſchwelgten, und das blinde Volk in der tiefſten Unwiſſenheit und im roheſten Aberglauben erhielten.

So ſah es in Deutſchland aus, als Wenzel die Kaiſerkrone erhielt. Er war aber wenig dazu geeignet, eine weſentliche Verbeſſerung zu bewirken. Seinetwegen konnten die Sachen im Staate und in der Kirche ſtehen, wie ſie wollten, wenn nur dadurch ſeine Bequemlichkeit nicht unmittelbar geſtört wurde. Er war voll Untugenden und Fehler, die ihn als Pri-

vatmann

vatmann verächtlich gemacht haben würden, als Beherrſcher aber durch den mächtigen Einfluß auf Glück und Unglück ſo vieler Tauſende haſſenswürdig und abſcheulich machten. Ohne Grundſätze und ohne Plan überließ er ſich ganz den blinden Antrieben ſeiner rohen Natur. Sein Charakter ſchien aus den widrigſten Eigenſchaften des Sinnlich = Melancholiſchen gemiſcht zu ſeyn: wollüſtig und grauſam, unbeſonnen und argwöhniſch, geitzig und verſchwenderiſch. Einen Henker hatte er zum Gevatter. Ein großer Hund begleitete ihn aller Orten, und dieſen hetzte das gravitätiſche Reichsoberhaupt zum Spaß auf die Leute. Viele vornehme Böhmen, geiſtlichen und weltlichen Standes, wurden ohne Proceß und rechtliche Ordnung hingerichtet. Große Geldſummen, welche der König unter allerlei Vorwand und zu wichtigen Beſtimmungen von ſeinen Unterthanen erpreßt hatte, wurden in den üppigſten Vergnügungen durchgebracht. Das Schlimmſte war, daß Wenzel ſich dem Trunke ergab: für Regenten das allergefährlichſte Laſter! Daher unternahm er oft Handlungen, die für Wirkungen des Wahnſinns angeſehen wurden.

So glich Böhmen, wo ſich Wenzel meiſtens aufhielt, unter ſeiner Regierung einem Schauplatze, auf dem man unaufhörlich Trauerſpiele aufführte; Trauerſpiele, die ſich endlich mit ſeinem Untergange ſchloßen. Vornemlich verdarb er es mit den Geiſtlichen. Erſt ſchenkte er ihnen nicht genug, und dann erlaubte er ſich auch allerlei Freiheiten in Religionsgebräuchen, ja ſogar Zweifel über verſchiedene Glaubenslehren, unter andern über das Fegfeuer. Wenzel brachte die meiſte Zeit auf dem Lande und mit der Jagd zu. Da fiel ihm und ſeinem zahlreichen Gefolge die Beobachtung der ſtrengen Faſten damaliger Zeit, welche nicht einmal den Genuß von Eyern, Käſe und Milch erlaubten,

laubten, ſehr zur Laſt. Er bat daher den in Prag ſich aufhaltenden päbſtlichen Legaten, ihn von dieſem Joche zu befreien, und der Legat erlaubte ihm und zwanzig Perſonen von ſeinem Gefolge, die er an ſeine Tafel zog, an Faſttägen Eyer, Butter, Käſe und Milchſpeiſen zu genießen. Nun war er in den Augen der Pfaffen ſchon ein Freigeiſt. Noch mehr aber beſtätigte ſie in dieſer Meinung, daß er ſich in theologiſche Diſputationen einließ, und einſt die Frage aufwarf: ob zur Reinigung der Seelen gerade ein Fegfeuer nöthig ſey? Am meiſten verdarb ers aber freilich dadurch, daß er ſich herausnahm, unter der böhmiſchen Geiſtlichkeit eine beſſere Zucht und Ordnung einzuführen. Ein an ſich ſehr löbliches Bemühen, das er aber mit ſeiner gewohnten barbariſchen Strenge betrieb. Die Prieſter, welche Beiſchläferinnen hielten, mußten zu Prag öffentlich am Pranger dem Volke zum Spotte dienen. Den jetzigen hochheiligen Johann Pomuck (Nepomuck) ließ er erſt foltern, und hernach, die Hände auf den Rücken, den Kopf an die Füſſe gebunden, und den Mund geknebelt um Mitternacht heimlich in die Moldau werfen. Pomuck war wegen ſeines muſterhaften Lebenswandels allgemein geſchätzt geweſen; um ſo mehr entbrannte der Haß der Nation gegen den Tyrannen.

Mit der Geiſtlichkeit machte der Adel gemeine Sache. Wenzel beleidigte ihn unter anderm durch die Zurückfoderung der von ſeinen Vorfahren verkauften oder verſchenkten Krongüter. Wagte es ein Großer des Reichs, ihn auch nur leiſe auf die Fehler ſeiner Regierung aufmerkſam zu machen, ſo gerieth er in die fürchterlichſte Wuth, und nahm ſchröckliche Rache. Dadurch verbreitete ſich im Stillen eine Gährung, die gefährlich werden konnte. Wenzel bekam einige der vornehmſten Empörer gefangen, und ließ ſie im Ge-

fängniſſe ſchmachten. Nun murrte das ganze Volk, am lauteſten aber die pragiſche Bürgerſchaft. Wenzel beſetzte hierauf ihre Rathhäuſer mit lauter Deutſchen. Die Mißvergnügten regten ſich jetzt immer ſtärker, verſammelten ſich immer häufiger und zahlreicher. Er ließ jedoch zwei der vornehmſten Bürger, die einen Aufſtand unternehmen wollten, enthaupten, und nun war es wieder einige Jahre ruhig.

Zu einem Regenten, wie Wenzel war, konnten die Böhmen wol niemals Vertrauen und Zuneigung faſſen. Seine eigenmächtige und grauſame Regierung entfernte die Gemüther immer mehr von ihm, und verbreitete einen Geiſt des bittern Unwillens und der Empörung. Selten entgieng einer, der ſeinen Unwillen auf ſich zog, der härteſten Beſtrafung, ja ſelbſt dem Tode. Als er einſt einen Verdacht gegen die Prager ſchöpfte, ließ er ihre Bürgermeiſter zu Tiſche laden. Während der Tafel erſchien der Scharfrichter, und fragte den König, was er zu befehlen habe? „Verzieh' nur noch drauſſen, lieber Gevatter, ſagte Wenzel, nach Tiſche wirſt du ſchon Arbeit bekommen.“ Man kann ſich leicht denken, wie ſehr die Bürgermeiſter über die Rede des Königs, der in ſolchen Dingen keinen Spaß machte, erſchrecken mußten. Sie beantworteten die Fragen, die ihnen Wenzel vorlegte, völlig nach ſeinem Wunſche; ſie verſicherten ihm, daß ſie, nebſt der ganzen Stadt, bereit wären, den letzten Blutstropfen für ihren allergnädigſten König herzugeben. So entgiengen ſie glücklich dem Tode. Da der Tyrann aber fortfuhr, durch Unbeſonnenheit und Grauſamkeit den Geiſt der Nation gegen ſich zu empören, ſo wurden die Bewegungen immer größer. Zuletzt, da er mehrere angeſehene Bürger von Prag, und ſogar einige von den Landſtänden, ohne Proceß hinrichten ließ, wurden die Prager ſo aufgebracht,

daß

daß ſie ihm einſt auf einer Reiſe nach Prag auflauerten, als er ſich eben in einem Kloſter befand, ihn gefangen nahmen und in einem gemeinen Kerker verwahrten.

Alles, was damals in Böhmen vorgieng, konnte den benachbarten Reichsfürſten unmöglich lange unbekannt bleiben, und bald verbreitete ſich das Gerücht von Wenzels Gefangenſchaft durch ganz Deutſchland. Die Stände des Reichs verſammelten ſich in Frankfurt, um wegen der Lage ihres Oberhaupts Berathſchlagungen anzuſtellen. Es ward beſchloſſen, eine Geſandtſchaft nach Böhmen zu ſchicken, und des Königs Freiheit zu verlangen; im Fall man ſich aber weigern würde, mit Gewalt zu drohen. Doch Wenzel hatte ſchon ſelbſt ein Mittel gefunden, nach fünfzehn Wochen ſich wieder in Freiheit zu ſetzen. Der Prager Senat hatte auf ſein Verlangen ihm erlaubt, eines nahe an der Muldau gelegenen Bades ſich zu bedienen. Bei dieſer Gelegenheit beredete Wenzel eine alte Bademagd, Suſanna, in einem Kahn ihn an das andere Ufer des Fluſſes überzuſetzen, wo er in einem Schloſſe nun wieder Sicherheit zu finden, und ſeinen Feinden von neuem Troz bieten zu können, glaubte. Doch ließ er ſich nachher einige Einſchränkungen gefallen, die ſeiner eigenwilligen und ungebundenen Regierung geſetzt wurden.

Viel Antheil an den Unruhen in Böhmen nahm Wenzels Bruder Siegmund, der ſeit ſeiner Vermählung mit der ungariſchen Prinzeſſinn Maria, König von Ungarn geworden war. Er hegte nicht die beſte Geſinnung gegen ſeinen Bruder, und hätte ſich gerne an ſeiner Stelle auf den böhmiſchen Thron geſetzt. Er konnte aber um dieſe Zeit nur mit getheilten Kräften die böhmiſchen Rebellen unterſtützen, weil er in einen gefährlichen Krieg mit den Türken verwickelt war.

Wen-

Wenzel war indeſſen durch die Gefahr, der er entgangen war, weder beſſer noch klüger geworden. Er wollte kein anderes Geſetz erkennen als ſeinen eigenen Willen, und die vorhin von ihm eingegangen Bedingungen wurden nicht gehalten. Darum empörten ſich die Böhmen abermals, und brachten ihn in Verwahrung. Zuerſt ſetzte man ihn nach Krummlow; dann aber ließ man ihn, zu mehrerer Sicherheit, nach Wien, in die Gewahrſam des Herzogs von Oeſterreich bringen. Dieſe zweite Gefangenſchaft dauerte vierzig Wochen. Durch Hülfe eines Fiſchers, den der König auf ſeine Seite zu bringen wußte, ſetzte er ſich doch endlich wieder in Freiheit, nachdem er ſich aus einem Thurme, in dem er verwahrt wurde, auf die Donau heruntergelaſſen hatte. In einem Bauernkleide verborgen eilte er nach Böhmen, und kam unerkannt auf der Feſtung Wiſchrad bei Prag an. Hier ſagte er zur Schildwache: er habe dem Gouverneur eine wichtige Sache zu eröffnen. Sobald er hereingetreten war, ſchloß er die Thüre der Citadelle hinter ſich zu, gab ſich zu erkennen und rief: „Wer ſeinem Könige treu iſt, der komme zu ſeiner Vertheidigung, und er ſoll dafür belohnt werden.“ Sogleich geſellten ſich einige zwanzig Soldaten zu ihm, bemächtigten ſich des Gouverneurs der Feſtung und brachten ihn zu Wenzel, der ihm zurief: „Erwarte auf der Stelle den Tod, wenn du nicht den Brief ſchreibſt, den ich dir dictiren werde.“ Der Gouverner gehorchte, und ſchrieb ſogleich an den Statthalter und Rath der Hauptſtadt: ſie möchten unverzüglich nach der Feſtung kommen, weil er ihnen Dinge von hoher Wichtigkeit eröffnen müßte. Sie kamen und wurden in Feſſeln gelegt. Wenzel eilte an der Spitze der ihm ergebenen Soldaten in die Stadt, und in Kurzem war er wieder Herr des Landes.

Es

Es läßt ſich wohl denken, daß Wenzel ſich wenig um Deutſchlands Angelegenheiten bekümmerte, da er in ſeinem Erbreiche ſo viel zu thun fand, um ſich auf dem Throne zu erhalten. Als Oberhaupt des deutſchen Reichs hätt' er freilich öfters dahin kommen, und für Ruhe und Ordnung daſelbſt ſorgen ſollen. Aber er war es bald müde, ſich in die verwirrten Angelegenheiten Deutſchlands zu miſchen, zumal da das deutſche Kaiſerthum, wie er meinte, ſeinen Mann nicht nährte. Als ihn nemlich die Reichsſtände auffoderten, für Deutſchlands Ruhe und Sicherheit ſich in der Nähe zu intereſſiren, antwortete er denſelben ganz offenherzig: er wäre nicht geſonnen, die Einkünfte ſeines Erbreiches Böhmen in Deutſchland zu verzehren, und er würde jenes daher nicht eher verlaſſen, als bis ihm die Deutſchen einen beſondern Königsgehalt ausgeſetzt haben würden. Es war ihm nicht genug, daß er von den Juden in Deutſchland große Geldſummen erpreßte. Er maßte ſich nemlich als Kaiſer, deſſen leibeigene Knechte die Juden waren, das Recht an, die Summen, die ihnen die Reichsſtände ſchuldig waren, durchzuſtreichen. Dafür mußten ihm die Schuldner fünfzehn von hundert geben, und es gab Fürſten und Städte, die ihm unter dieſer Bedingung über fünfzehntauſend Goldgulden zahlten. Die Prager Frauen und Mädchen, und das Prager Bier, waren aber gleichfalls Urſache, daß ſich Wenzel aus Böhmen nicht wegſehnte. Die deutſchen Geſandten meinten zwar, daß der deutſche Rheinwein dem böhmiſchen Biere wenigſtens nichts nachgäbe, und daß die deutſchen Weiber und Jungfern gewiß eben ſo ſchön als die böhmiſchen wären. Aber alle dieſe Gründe konnten Wenzeln nicht bewegen, ſich auf den unruhigen deutſchen Schauplatz zu begeben. Er kam nur noch ein einigesmal auf einen

Reichstag nach Frankfurt, wo er den Verdruß hatte, von den Churfürſten bittere Klagen über ſeine Fahrläſſigkeit in der Regierung anhören zu müſſen. Da er ſich aber auch hierauf nicht im geringſten beſſerte, wurde die Unzufriedenheit mit ihm ſo groß, daß ſie endlich ernſtlich auf ſeine Abſezung dachten. Nachdem ſie deswegen mehrere Zuſammenkünfte gehalten und Bündniſſe geſchloſſen hatten, luden ſie ihn auf den eilften Auguſt des Jahres ein tauſend vierhundert nach Oberlahnſtein förmlich vor, damit er ſich dort gegen die wieder ihn geführten Beſchwerden verantworten möge; im Falle aber, daß er nicht erſchiene, ſo ſähen ſie ſich genöthigt, das Reich nützlicher zu beſtellen.

Da Wenzel nicht kam, und auch keinen Geſandten ſchickte, ſo ward ſeine Abſetzung förmlich beſchloſſen. Vor dem Thore zu Oberlahnſtein, in Gegenwart einer großen Menge Volkes, ſprach der Churfürſt von Mainz das Urtheil, daß der bisherige König Wenzel ſeiner Würde ſich verluſtig gemacht habe, weil er die heilige Kirche und das Reich nicht gemehrt, ſondern gemindert habe. Unter andern ward ihm zur Laſt gelegt, er habe in ſeiner Kanzley falſche Urkunden ausfertigen laſſen.

So ward alſo Wenzel der Kaiſerwürde förmlich entſetzt, und ſtatt ſeiner der Churfürſt Ruprecht von der Pfalz zum Reichsoberhaupte erwählt. Aber auch dieſer konnte, bei dem beſten Willen, für Deutſchlands Ruhe und Ordnung nichts Erſpriesliches thun. Aus Italien ward er herausgeſchlagen, da er es kaum betreten hatte, und als er in Deutſchland den Landfrieden herſtellen wollte, ſtand unter ſeinen eigenen Beförderern ein Fürſten- und Städtebund gegen ihn auf. Sein Tod im Jahre ein tauſend vier hundert und zehen hätte Wenzeln die vortheilhafteſte Gelegenheit angeboten, auf die erledigte Kaiſerwürde neuerdings

dings Anſpruch zu machen. Allein er machte nicht die geringſte Anſtalten hierzu. Das Kaiſerthum war ihm jezt ſelbſt verächtlich geworden, und er ließ es daher gerne geſchehen, daß ſein Bruder Siegmund damit bekleidet wurde. Das deutſche Reich gewann dabei wenig, denn Siegmund ſtand in Anſehung ſeines Verſtandes weit unter Wenzeln, und war nicht blos Freund, ſondern Zögling der Pfaffen bis an ſein Ende. Die damals in der päbſtlichen Hierarchie entſtandene Trennung zu heben, und Kezerjagden zu halten, waren die Thaten, wodurch Siegmund ſein Andenken in den Jahrbüchern der Geſchichte zu verewigen dachte.

2.

Der Reformator Huß und ſein Schickſal.

Wenzel hatte, ſeitdem ihm die Kaiſerwürde abgenommen worden war, ſeinen beſtändigen Aufenthalt in Böhmen. Meiſtens hielt er ſich auf der Veſte Wiſchrad bei Prag auf, und hier machte es eines ſeiner Hauptgeſchäfte aus, daß er denen, die ihm verdächtig waren, die Köpfe abſchlagen ließ, und da befanden ſich denn ſelbſt die Köpfe der Vornehmſten in Gefahr. Wer weiß, wie lange er dieſes Geſchäfte noch getrieben haben würde, wenn nicht ein anderer Gegenſtand ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätte.

Die Deutſchen hatten ſich ſeit den leztern Regierungen in Böhmen ganz außerordentlich vermehrt. Wenzel ſchien ſie höher als ſeine Landsleute zu achten; und in dieſem Punkte hatte er vielleicht nicht Unrecht. Kurz, die vornehmſten Aemter ſowohl im politiſchen als im gelehrten Fache waren mit Deutſchen beſezt.

Deutſche machten faſt den ganzen Magiſtrat aller drei Prager Städte aus. Das mußten denn die Böhmen aber auch bei jeder Gelegenheit empfinden. Endlich kam die Erbitterung der leztern zum Ausbruche. Deutſche und Böhmen ſchlugen ſich zu Prag ſo lange mit einander herum, bis neun derſelben auf dem Plaꝛze liegen blieben. Wenzel beſtrafte dieſen Auflauf ſo wenig, daß er ſogar noch ſagte: es mache ihm Vergnügen, wenn Böhmen und Deutſche ſich tüchtig mit einander herum balgten.

Da der unthätige Regent dem Unweſen nicht ſteuern wollte, ſo ſahen ſich die Böhmen um einen andern Vertheidiger ihrer Nation um, und dieſen fanden ſie an dem achtungswerthen Johann Huß, der an der Prager Univerſität Theologie lehrte, und ſich eben ſo ſehr durch ſtrenge Moralität als freimüthige Aeußerung ſeiner Ueberzeugungen auszeichnete. Von geringen Eltern in dem Dorfe Huſſinecz im Jahr ein tauſend dreihundert und drei und ſiebenzig gebohren, hatte er in Prag ſich zum Lehrer und Prediger gebildet, und durch eigenes Nachdenken nicht nur, ſondern durch das Studium der Schriften des berühmten engl. Reformators Wiklef, gelangte er zu einer Erkenntniß, wie ſie damals nur Wenige beſaßen. Das Verderben der Kirche und die Verunſtaltung der Religion durch Menſchenſaꝛzungen leuchteten ihm immer mehr ein, und ſeine Sache war es nicht, das beſſere Wiſſen geheim zu halten, falls auch das Bekenntniß deſſelben mit Gefahr und Schaden verbunden war. Auf dem Katheder und auf der Kanzel gab er Beweiſe von unerſchrockener Wahrheitsliebe, die Aufſehen erregten. Anfangs machte er blos die Laſter und Schwachheiten des böhmiſchen Adels zum Gegenſtand ſeines Kanzeleifers, und ſo lange er nur dieſes that, wurde ſeine Beredſamkeit geprieſen und bewundert. Als er aber

die Sitten und die Aufführung der Geiſtlichen unter ſeine öffentliche Rüge zog, verlor ſich der bisher genoſſene Beifall auf einmal. Dieß fühlte König Wenzel ſehr gut. „So lange Huß, ſagte er zum Erzbiſchof von Prag, der ſich über den dreuſten Redner beklagte, wider uns Laien predigte, ſo habt ihr eine Freude darüber gehabt, und wir litten es mit Geduld; da nun aber die Reihe an euch gekommen iſt, ſo möcht' ihr es gleichfalls ertragen."

Für Huß war dieß eine neue Aufmunterung. Pabſt, Kardinäle und Biſchöfe waren oft der Vorwurf ſeiner beiſſenden Beredſamkeit. Anfangs grief er nur das Fehlerhafte in der Perſon an; unvermerkt wurde er aber dabei auf das Irrige und Unrichtige in den Meinungen geleitet. So wurde Huß (gerade wie hundert Jahre nach ihm Luther) ohne es vielleicht ſelbſt zu wiſſen, zum Reformator. Huß war ſcharfſinnig, fein und beredt; noch ſtärker und einnehmender als ſeine Beredſamkeit aber war die Eingezogenheit und Strenge ſeiner Sitten, ſein harter, von allen Vergnügungen und Weltlüſten entfernter, in jedem Betrachte tugendhafter Lebenswandel; ſein bleiches Geſicht, ſein langer, hagerer Körper, ſein gegen die geringſten Menſchen herablaſſendes Betragen. Alles, was ein ſo heiliger Mann ſagte, dachte man, müſſe wahr ſeyn.

Huß hatte unter andern auch über die außerordentlichen Vorzüge, die man den Deutſchen auf der Univerſität zu Prag zugeſtand, ſchon manchmal ſeinen Unwillen geäußert. Die Univerſität Prag war in vier Nationen eingetheilt, die böhmiſche, baieriſche, polniſche und ſächſiſche, ſo daß die letztern drei unter dem allgemeinen Namen der deutſchen Nation begriffen wurden. Mithin hatte die böhmiſche drei Stimmen bei vorfallenden Gelegenheiten, die deutſche aber nur eine.

Indeß geſchah es durch ein Mißverhältniß der Kultur beider Nationen, daß die fleiſſigern und mehr nach Wiſſenſchaft ringenden Deutſchen dieſe Einrichtung umkehrten und drei Stimmen erhielten. Den zurückgeſetzten Böhmen mußte dieſe auch in Hinſicht auf die Einkünfte nachtheilige Anmaßung nothwendig unangenehm ſeyn, und Huß trat an die Spitze mehrerer Unzufriedenen, um die Angelegenheit ſeiner Nation zu verfechten. Die ſchicklichſte Gelegenheit bot ſich in einer gemeinſchaftlichen Verſammlung, bei der Wahl eines neuen Rectors dar. Mit einigen Lehrern der Theologie führte Huß den ganzen Streit ſo glücklich, daß die Böhmen gewannen, und ihnen ihre Vorrechte beſtätigt wurden. Unter den Deutſchen entſtanden aber darüber große Bewegungen, und ſie verbanden ſich, eher Prag zu verlaſſen, als ihre vermeinten Rechte zu verlieren. Da ihr Widerſpruch ohne Wirkung blieb, ſo zogen ſie Haufenweiſe aus der Stadt. Einige tauſend Studenten, lauter Deutſche, kehrten von ihren Lehrern begleitet, in ihr Vaterland zurück, und bezogen Erfurt, Ingolſtadt, Roſtock und die neu geſtiftete Univerſität Leipzig.

Jetzt konnten ſich die Sieger in Prag um ſo freier rühren, je mehr ſie vorher eingeſchränkt und gedrückt geweſen waren. Huß ward Rector, und mit ſtrömender Beredſamkeit deckte er immer die Gebrechen der Kirche auf. Der Erzbiſchof von Prag war darüber ſo ergrimmt, daß er dem kühnen Reformator das Predigen niederlegte. Im Bewüßtſeyn ſeiner guten Sache wandte ſich Huß an den Pabſt, und die Folge war, daß er in den Bann gethan wurde. Dieß vermehrte Huſſens Anſehen bei dem Volke, das in ihm einen Märtyrer der Wahrheit erblickte. Er mußte zwar die Stadt verlaſſen, aber dadurch wurde die Zahl ſeiner Verehrer nur noch größer. Ueberall, wo

er

er hinkam, ſuchte er ſeine Lehre zu verbreiten, und bei den Meiſten fand ſie Eingang.

Die Kirche befand ſich damals in einem ſo jammervollen Zuſtande der Verwirrung und Unordnung, daß wirklich außerordentliche Mittel erfodert wurden, eine gänzliche und ewige Trennung zu verhüten. Auf der einen Seite beſtritt Huß mit ſiegenden Gründen die Nothwendigkeit eines Pabſts, und mehrere Erfindungen und Anſtalten deſſelben, z. B. die Ablässe, den Bann, die Meſſe u. ſ. w. Seine Lehre bekam nicht nur in Böhmen eine außerordentlich große Zahl von Anhängern, ſondern auch außerhalb dieſes Königreichs traten ihr überaus viele Prieſter und Laien mit Enthuſiasmus bei. Auf der andern Seite gaben die Päbſte das größte Aergerniß, indem auf einmal drei Männer ſich für die Statthalter Chriſti ausgaben, von denen jeder ſeine Anhänger hatte. Die größten Unordnungen und Zerrüttungen waren die Folgen dieſes Zuſtandes. Auf einer dritten Seite endlich ſtiegen Aergerniß und Erbitterung darüber auf einen überaus hohen Grad, und wurden allgemein. Die kühnen Lehren Huſſens und ſeines Vorgängers Wiklefs in England hatten bereits die Menſchen auf Dinge aufmerkſam gemacht, an die man zuvor nicht gedacht, oder zu denken ſich nicht getraut hatte. Die gegenwärtige Aufführung gedachter drei Päbſte fachte den Muth freier zu denken, noch mehr an. Alles ſchrie nun über die übertriebene Gewalt, die ſich die Päbſte ſeit geraumer Zeit angemaßt hatten, über die unzähligen Eingriffe derſelben in fremde Rechte, über die unerträglichen Gelderpreſſungen des römiſchen Hofes, über unzählige Mißbräuche, welche in der Kirche eingeriſſen, und über den üppigen und ausgelaſſenen Lebenswandel der hohen und niedern Geiſtlichkeit. Alles kam darinn überein, daß, wenn in der Kirche Ruhe, Einig-

Einigkeit und Ordnung wieder ſollte hergeſtellt werden, dieſelbe an Haupt und Gliedern müſſe reformirt werden.

So kam die große Kirchenverſammlung in Coſtnitz zu Stande, deren Zweck war, alle Irrungen zu heben, Friede und Eintracht in die Kirche zurückzuführen. Sie dauerte vom November ein tauſend vierhundert und vierzehn bis zum April ein tauſend vierhundert und achtzehn. Der Kaiſer Siegmund hatte darinn den Vorſitz, und in ſeiner Abweſenheit ein Churfürſt. Von den drei Päbſten erſchien nur einer, Johann der drei und zwanzigſte, perſönlich; ſonſt waren über hunderttauſend Fremde zugegen, darunter aber zweitauſend dreihundert Herren und Ritter, achtzehn tauſend Geiſtliche, und fünfzehn hundert ſogenannte fahrende Weiber, verworfene Geſchöpfe, die ſich ungeheures Geld verdienten. Die Theurung der Lebensmittel und Wohnungen war außerordentlich. Der Kaiſer ſelbſt eröffnete die Feierlichkeiten in der Hauptkirche, indem er am Hochaltar in geiſtlicher Kleidung das Evangelium: „Es begab ſich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiſer Auguſtus ausgieng ꝛc.“ mit großem Pathos abſang.

Huß hatte den Befehl erhalten, ſich vor der Kirchenverſammlung in Coſtnitz zu ſtellen, um wegen ſeiner Lehren Red und Antwort zu geben. Er erſchrak nicht vor dem Rufe; im Bewußtſeyn ſeiner guten Sache trat er auf Befehl König Wenzels, in Begleitung mehrerer böhmiſcher Herren, die Reiſe an.

Ganz Böhmen harrte mit geſpannter Erwartung dem Erfolg dieſer wichtigen Reiſe entgegen. Huſſens Sache war Sache der ganzen Nation. Der Hof, der größte Theil des Adels und der übrigen Stände waren Huſſens Anhänger. Wenn man ſich an Huſſen vergriff, ſo vergriff man ſich an der ganzen Nation,

und ſich dieſelbe zum Feinde zu machen, glaubten ſeine Begleiter, würde doch der Pabſt nicht leicht wagen. Ueberdieß kannten ſie Huſſens Beredſamkeit, und glaubten, wenn man ihn nur ungehindert ſich vertheidigen ließe, ſo würde die ganze Welt von der Wahrheit ſeiner Behauptungen eben ſo gut überzeugt werden, wie ſie es geworden waren. Und da ſie nun vollends bei ihrem Aufenthalte in Nürnberg ein kaiſerliches freies Geleite erhielten, ſo verſchwanden alle Beſorgniſſe, und ihre Reiſe nach Coſtnitz ſchien ihnen der Weg zum Siege der Wahrheit über die Verleumdung zu ſeyn. Ueberall, wo ſie hinkamen, machten ſie bekannt: daß Johann Huß durchzöge, welcher, um Red' und Antwort von ſeinen Lehren zu geben, nach Coſtnitz reiſe, und überall strömten ganze Schaaren Menſchen herbei, einige, um den verruffenen Ketzer, andere, um den großen Mann zu ſehen, der es gewagt hatte, ſich dem päbſtlichen Anſehen öffentlich zu widerſetzen.

Mit der Ruhe des Weiſen, der freudig der guten Sache das Wort redet, erſchien Huß in der Stadt, wo ſchon viele Herren geiſtlichen und weltlichen Standes verſammelt waren, um das Beſte der Kirche zu fördern. Er, der von dem, was er lehrte, ganz durchdrungen war, deſſen Leben es ausmachte, frei gefundene Wahrheit zu verkündigen und zu vertheidigen, änderte ſich auch in Coſtnitz nicht. Ohne Bedenken vertheidigte er feſt und frei ſeine Sache in geſelligen Cirkeln. Die Aufhebung des über ihn ausgeſprochenen Kirchenbannes, die bald nach ſeiner Ankunft erfolgte, konnte ihn nicht muthiger machen, als er ſchon war. Aber indem er mit Zuverſicht einer öffentlichen Erklärung entgegen ſah, hatte das Kardinalskollegium bereits darüber berathſchlagt — nicht etwa wie er zu widerlegen ſeyn möchte, ſondern wie man ſich ſeiner Perſon ohne Rumor bemächtigen könnte?

Die Sache hatte allerdings ihre Schwierigkeiten. Ihn mit Gewalt gefangen zu nehmen, ſchien erſtlich wegen des großen Aufſehens, welches dadurch verurſacht würde, und zweitens wegen der böhmiſchen Salvegarde gefährlich, weil dieſe, wie man nicht ohne Grund vermuthete, ſich Huſſens Gefangennehmung widerſetzen würde. Gleichwohl mußte man damit eilen, weil es leicht möglich war, daß ſich die Böhmen bei der Ankunft des Kaiſers an ihn wenden, und ſich auf das ſichere Geleite berufen möchten. Liſt und Verſtellung blieb alſo das einzige Mittel, um zum Zwecke zu gelangen.

Um Huſſen auf die Gedanken zu bringen, daß man ihn auf das glimpflichſte behandeln würde, ſchickte man den Biſchof von Augsburg, von Trident, den Bürgermeiſter von Coſtnitz und einen von Adel in ſeine Wohnung, um ihn einzuladen, ſich vor dem Pabſte und den Kardinälen, wegen der ihm Schuld gegebenen Ketzerey, zu vertheidigen; mittlerweile aber verſteckte man die päbſtlichen Trabanten in dem Hauſe, wo ſich die Kardinäle verſammelt hatten.

So ehrenvoll dieſe Ambaſſade für einen verbannten Ketzer war, ſo ſchien es doch Huſſen bedenklich. „Er wäre nicht gekommen, verſetzte er, um ſich in der Stille vor dem Pabſt und den Kardinälen verhören und richten zu laſſen, ſondern ſich vor dem geſammten Koncilium zu vertheidigen. Da man ihn jedoch auf Befehl der Kardinäle federn ließe, ſo ſey er bereit zu erſcheinen.“ Die Herren Biſchöfe baten ihn hierauf ganz freundlich, er möchte die Kardinäle nicht zu lange warten laſſen, und ſich lieber ſogleich mit ihnen dahin verfügen. Er gieng, mit den ſchlauen Künſten der römiſchen Kurie zu wenig vertraut, und trat voll Erwartung in die Verſammlung der heil. Väter. Allein das ganze Verhör beſtand darinn,

daß

daß man ihm ſagte: es ſeyen vielerley Klagen wegen Verbreitung grober Ketzereyen gegen ihn angebracht worden, die man zu beſtrafen nicht umhin könnte, wenn er dabei verharrete. Huß erwiederte: er ſey ſich keiner Ketzerey bewußt, ſollte man ihn aber einer ketzeriſchen Lehre überweiſen, ſo werde er dieſelbe auf der Stelle abſchwören. Mit dieſer Antwort dem Scheine nach zufrieden, entfernten ſich die Herren, und in demſelben Augenblicke traten die päbſtlichen Trabanten herein, und nahmen ihn mit ſeinem vertrauten Begleiter, dem böhmiſchen Edeln von Chlum, in Verwahrung. Beide ſahen ſich erſtaunt an, und machten Betrachtungen über die ihnen geſpielte Farce, während Huſſens Feinde triumphirten und ſagten: „Haben wir dich einmal? Wahrlich du ſollſt nicht von dannen heraus kommen, bis du den letzten Heller bezahleſt."

Abends wurde der Herr von Chlum entlaſſen, Huß aber in die Wohnung des Cantors zu Coſtnitz gebracht, und daſelbſt ſtark bewacht. Voll edlen Unwillens über dieß ſchelmiſche Verfahren eilte Chlum zum Pabſt, und drang auf Heilighaltung des kaiſerlichen freien Geleites und des päbſtlichen Verſprechens. Ein Achſelzucken und die Entſchuldigung: daß Huß nicht auf ſeinen, ſondern der Kardinäle Befehl, in deren Gewalt er ſich jetzt ſelbſt befände, in Verhaft genommen worden ſey, war alles, was er erlangte. Jetzt blieb den Böhmen nichts übrig, als mit Ungedult auf die Ankunft des Kaiſers zu warten. Er kam, aber was konnte von einem Fürſten erwartet werden, den die Natur eigentlich zur Kutte, nicht zum kaiſerlichen Purpur geſchaffen hatte? Huſſens Schickſal wurde dadurch eher verſchlimmert als verbeſſert, denn nun ward er, aus Furcht, die Böhmen möchten ihn mit Gewalt befreyen, in einem Kloſter in ein fürchterliches Gefängniß geworfen. 3.

3.

Huß und ſein Freund Hieronymus, Märtyrer der Wahrheit.

Um Huſſens Untergang zu beſchleunigen, benutzte man auch die Unruhen, die ſein Freund Hieronymus indeſſen zu Prag erregte. Ein edles Streben nach dem Höheren und Beſſeren, das war, was ſie vor ſich fanden, hatte dieſe beiden Männer längſt vereiniget. Lebhaft und mit tiefer Wehmuth hatten beide es gefühlt, wie weit ihre Zeitgenoſſen zurück, wie beklagenswürdig ſie ſeyen, unter dem Drucke unwiſſender Schwelger zu leben, deren Eingriffe in ihre Freiheit um ſo häufiger wurden, je mehr Gewonheit und Vorurtheil ihr Anſehen begründeten. Dieß mit vereinten Kräften zu ändern, war das eifrigſte Bemühen der beiden redlichen Männer.

Hieronymus war, nach dem Urtheile der Zeitgenoſſen, an Einſichten, Beredſamkeit und Scharfſinn ſeinem Freunde Huß noch überlegen. Er hielt aber nicht ſo feſt als dieſer an der Sache der Wahrheit und Religion, ſondern mehr die Umgebungen trefflicherer Menſchen und die ungewönliche Lenkung ſeines Schickſals erhoben ihn zum Verfechter und Märtyrer derſelben. Ohne Huß würde Hieronymus bei allen Geiſtesgaben nicht geworden ſeyn, was er war, und ſeines Lebens ſchwächſte Augenblicke, wiewohl er ſie büßte und wieder gut machte, beweiſen doch, daß er nicht ſo rein aus ſeinem Innern und mit göttlicher Nothwendigkeit das Höchſte wollte, wie Huß. Indeſſen ſtand er immer weit über die Meiſten ſeiner Zeit. Er hatte nicht nur in Prag, ſondern auch zu Paris, Cöln, Heidelberg und Oxford ſtudirt; er war Doc-

tor

tor der Theologie, ohne daß er ſich zum Prieſter weihen ließ. Seine Handlungen ſtellen ihn als einen unternehmenden, kühnen und hitzigen Mann dar. Seinen Freund Huß ermahnte er bei der Abreiſe nach Coſtnitz, der Wahrheit treu zu bleiben; zugleich verſprach er, zu ſeiner Vertheidigung nachzukommen. Er erregte aber vorher zu Prag großes Aufſehen. Einſt ließ er eine berüchtigte Weibsperſon, mit der päbſtlichen Ablaßbulle am Halſe, durch die Prager Städte laufen, und dem Volke, gleich als wenn es der Pabſt wäre, den Segen austheilen, und dann verbrennte er die Bulle öffentlich. Ein andermal trat er, von ſeinen Schülern begleitet, in eine Marienkirche, rieß die Reliquien der Heiligen vom Altare, warf ſie zur Erde und trat ſie mit Füßen. Von zwei Mönchen, die ſich ſeinem Unternehmen widerſetzen wollten, ließ er den einen ins Gefängniß, und den andern in die Moldau werfen, aus der ihn nur ein Fiſcher noch rettete.

Alle dieſe Ausſchweifungen wurden auf Huſſens Rechnung geſchrieben. Genug, daß ſie Freunde und Schüler deſſelben verübten. Schlau ermahnten einige den Hieronymus, ſeinen Muth nach Coſtnitz zu tragen, um daſelbſt ſeine und Huſſens Sache vor der Kirchenverſammlung zu vertheidigen. Hieronymus folgte dieſen ſeinem Ehrgeitze ſchmeichelnden Ermahnungen, und eilte nach Coſtnitz, ungeachtet es ihm ſein Freund Huß ſelbſt widerrathen hatte. Er machte ſeine Abſicht, Huſſen beizuſtehen, überall bekannt. Es begleiteten ihn einige ſeiner Schüler, in deren Geſellſchaft er ganz unbemerkt in Coſtnitz ankam. Als er hier erfuhr, daß Huß ſehr genau bewacht wurde, und daß man ihm kein öffentliches Verhör verſtatten wollte, ſo beſchloß er, nach einigen Tagen Coſtnitz wieder zu verlaſſen, weil er unter dieſen Umſtänden nichts

Digitized by Google

nichts für ſeinen Freund thun konnte. Er gieng nach Ueberlingen, und bat ſich hier durch ein Schreiben vom Kaiſer und den verſammelten Vätern Geleitsbriefe aus. Siegmund ſchlug ſie ihm völlig ab, und die ehrwürdigen Herren wollten ihm einen zur Hinreiſe, aber nicht zur Rückreiſe ausfertigen. Dieß war zwar ſchlau, aber deutlich genug; auch verſtand es Hieronymus ſehr gut. Er ließ daher an alle Kirchen und Kardinalswohnungen zu Coſtnitz einen in lateiniſcher, deutſcher und böhmiſcher Sprache abgefaßten Anſchlag anheften, und in dieſem erklärte er nun, daß er, wenn man ſeiner Reiſe völlige Sicherheit zugeſtehen würde, vor der ganzen Kirchenverſammlung erſcheinen, und nicht nur ſeine Ankläger, ſondern auch alle Läſterer des berühmten Königreichs Böhmen widerlegen wolle. Seine Wünſche wurden aber nicht erfüllt, und Hieronymus beſchloß, obwohl tief gekränkt und entrüſtet, nach Prag zurückzukehren. Vorher ließ er ſich noch von ſiebenzig ſeiner Landsleute, die ſich zu Coſtnitz befanden, ein ſchriftliches Zeugniß ausſtellen, daß er ſeinen Aufenthalt daſelbſt nicht ohne Gefahr länger hätte fortſetzen können. Daß ihn aber Gefahr auch auf ſeiner Rückreiſe umſchwebte, erfuhr er ſchon zu Hirſchau. Die ehrwürdigen Väter, die er in ſeinen Reden nicht geſchont hatte, ließen ihn in Feſſeln wieder nach Coſtnitz zurückbringen.

Hier ſaß Huß noch immer in einem ſtinkenden Gefängniſſe. Ein einziger Strahl von Licht fiel in ſeinen Kerker, und hier ſchrieb er viele Abhandlungen, die nachher einen Weg nach Böhmen fanden. Vergebens boten ſeine Freunde alles auf, um ſeine Freiheit zu bewirken. Sie beriefen ſich auf den kaiſerlichen Schutzbrief, allein die ehrwürdige Verſammlung lehrte: einem Ketzer dürfe man weder Treue noch Glauben halten.

Huß

Huß war im Gefängniß erkrankt, und da man ihn verhören wollte, konnte er nicht reden. Er bat um einen Advokaten, allein da zog man einen alten Kanon herfür, welcher allen Menſchen unterſagte, einen Kezer zu vertheidigen. Als er ſich wieder erholt hatte, brachte man ihn über den Rhein nach der Feſtung Gottlieben, und feſſelte ihn als den gröbſten Miſſethäter mit Ketten an den Boden. Oefters ſandte man Abgeordnete an ihn, die ihn zu einem Widerrufe zu bewegen ſuchen ſollten. Huß war aber zu erhaben, als daß er ſolche niederträchtige Anmuthungen, wie dringend und peinigend ſie auch waren, nicht hätte zurückweiſen ſollen. Lange ſuchte man ihm eine öffentliche Vertheidigung ſeiner Meinungen zu verweigern, weil man beſorgte, ſie könnte hie oder da Eindruck machen. Da aber Huſſens Begleiter, im Namen der ganzen böhmiſchen Nation, immer ernſtlicher darauf drangen, ſo ließ man es geſchehen.

Huß erſchien am fünften Junius des Jahres ein tauſend vierhundert und fünfzehn, nach einer halbjährigen Verhaftung, vor den verſammelten Schriftgelehrten. Seine Schriften wurden ihm vorgezeigt, anerkannt, und nun begann man die Artikel vorzuleſen. Kaum einer war verleſen, als die unkezeriſche Verſammlung einen Lärm erhob, der ſo groß war, daß Huß nicht gehört werden konnte. Was man noch hörte, verhöhnte man ſchimpflich, und mithin gewährte dieſe Sizung nicht das Schauſpiel einer ruhigen Unterſuchung, ſondern einer Roheit und Gemeinheit, die nicht aus ſich ſelbſt zu einem Schluſſe heraustreten konnte. Es ward alſo der ſiebente Junius zu einer neuen Sizung beſtimmt. Hier erſchien auch der Kaiſer auf Bitten einiger Beſſern, um durch ſeine Gegenwart rohe Ausbrüche zu verhindern. Man legte Huſſen zwei Artikel vor, deren Entſtellung er durch

Darlegung ſeiner Behauptung erwies. Indes fehlte es den Verſammelten an der erforderlichen geiſtigen Kraft, um das, was er behauptete, beſtimmt zu faſſen, und man ſtellte ihm lieber Zeugen entgegen, deren Anſehen man über ſeine Gründe ſetzte. Der Kaiſer ſelbſt rieth ihm, nichts hårtnåckig zu behaupten; als ob die Kraft der Wahrheit etwas ſo willkührlich anzunehmendes oder abzulegendes wåre, wie ein Kleid. In einer dritten Sitzung las man ihm wieder Beſchuldigungen vor, allein ſeine Gründe hörte oder faßte man auch dießmal nicht, ſondern rieth ihm nur zu widerrufen. Der Unglückliche ward durch dieſe Unterredung und durch einen hartnäckigen Bluthuſten äußerſt erſchöpft. Als er in ſeinen Kerker zurückgebracht worden war, trug der Kaiſer ſelbſt darauf an, ihn zu verbrennen, wofern er nicht widerriefe. Man ſandte ihm ein ziemlich mildes Widerrufungsformular zu, aber es ſtund dem redlichen Manne nicht an, dem das Beharren auf erkannter Wahrheit über alles gieng. So ſehr man ihn auch von allen Seiten drängte, um ihn zum Widerrufe zu bewegen, blieb er dennoch feſt und unerſchütterlich, und erwartete den Tod. Seine um dieſe Zeit nach Prag geſchriebenen Briefe ſind ein ſchönes Denkmal ſeiner ausdaurenden Feſtigkeit und Geduld.

Endlich ward der ſechste Julius des Jahres ein tauſend vierhundert und fünfzehn zur Verurtheilung des Unglücklichen beſtimmt. Die Biſchöfe und weltlichen Herren des Conciliums verſammelten ſich in Staatskleidern in der großen Kirche zu Coſtanz. Der Kaiſer ſelbſt war gegenwärtig und Huß wurde durch eine Wache hineingeführt. Er fiel auf ſeine Knie und empfahl Chriſto in einem rührenden Gebete ſeine Sache, ſie möchte ein Ende nehmen, welches ſie wollte. Darauf fällte man ſein Todesurtheil, daß er

er lebendig verbrannt werden ſollte. Die Biſchöfe belegten ihn jeder mit einem beſondern Fluche, indem ſie ihm die prieſterlichen Kleider, welche er vorher anziehen mußte, abgenommen hatten. Sie ſetzten ihm hierauf eine papierne, mit Teufeln bemahlte Mütze auf, mit dem unchriſtlichen Ausdrucke: „Hiemit übergeben wir deine Seele dem Satan.“ Huß lächelte mitleidig darüber und ſagte: „Die Mütze iſt nicht ſo ſchmerzlich, als eine Dornenkrone.“ Nachdem die geiſtliche Macht ihre Tyranney geendigt hatte, empfieng den Verurtheilten die weltliche. Ein Herzog von Baiern übergab ihn der Wache, und achthundert Mann Soldaten führten ihn zum Richtplatze. Am Thor des biſchöflichen Pallaſtes wurden zuerſt ſeine Bücher verbrannt, über welche Beſchimpfung Huß aber nur lächelte. Als er auf den Richtplatz kam, wurde er mit feuchten Stricken an einen Pfahl gebunden, und mit einer Kette um den Leib befeſtiget. Der Herzog von Baiern ermahnte ihn noch einmal zum Widerrufe; aber er gab ſtandhaft zur Antwort: „Ich habe keine Irrthümer gelehrt, ich habe mich bemüht, Chriſtum mit apoſtliſcher Einfalt zu predigen, und bin jetzt bereit, mit meinem Blut meine Lehre zu verſiegeln.“ Als man den Scheiterhaufen anzündete, empfahl Huß Gott ſeine Seele, und fieng an ein Lied zu ſingen, welches er ſo lange fortſetzte, bis ihm der Wind die Flamme und den Rauch ins Geſicht wehte. Als die Wuth des Feuers nachließ, hieng ſein Körper halb verzehrt an der Kette. Man rieß ihn mit den Pfoſten zur Erde nieder, häufte noch mehr Holz auf, und als er ganz verbrannt war, ſammelte man ſeine Aſche und ſtreute ſie in den Rhein.

So endete ein redlicher Wahrheitsforſcher, deſſen Verbrechen kein anderes war, als daß er einige päbſtliche Irrlehren freimüthig aufdeckte. Die

Die Reihe kam nunmehr an ſeinen Freund Hieronymus. Schon im Monat May hatte man auch ihn nach Coſtnitz zum Verhör gebracht, und am neunzehnten Julius nahm man ihn wieder vor. Das an ſeinem unglücklichen Freunde Huß aufgeſtellte Beiſpiel, meinte man, ſollte kräftig auf ihn wirken, und ihn ſo niederwerfen und in Furcht jagen, daß er ſich allem, was das Concilium verfügte, unterwerfen müßte. Hieronymus behauptete daſſelbe, was ſein Freund behauptete. Ergrimmt über ſeine Halsſtarrigkeit, ſuchte man ihn durch ein härteres Gefängniß mürbe zu machen. Er ward in einen feſten Thurm geführt, wo man ihm die Hände hinter den Hals band, und ſo ließ man ihn zwei Tage lang ohne die geringſte Nahrung, auſſer Waſſer und Brod, ſchmachten. Sein Gefängniß zog ihm eine Krankheit zu, und als er einen Beichtvater verlangte, ſo ſuchte man ihn erſt durch dieſen zum Widerruf ſeiner Lehre zu bewegen; aber noch blieb er ſtandhaft, ob er gleich zuletzt nachgab. Die Furcht vor dem Tode überwand er, aber Gefängniß, Ketten, Hunger, Krankheit, ſogar Foltern viele Monate lang zu leiden, das wurd' ihm zu ſchwer. Am eilften September des Jahres ein tauſend vierhundert und fünfzehn faßten ſeine Richter zum erſtenmal Hofnung, daß er widerrufen werde, denn er wankte ſchon. Verſprechungen und Drohungen wurden nun verdoppelt, und am drei und zwanzigſten September geſchah der förmliche Widerruf. Er erklärte Huſſens Lehre für ketzeriſch, und machte ſich endlich verbindlich, bei der Wahrheit der katholiſchen Lehre beſtändig zu verharren; er verfluchte diejenigen, die das Gegentheil glaubten, und erklärte, daß er, wenn er jemals etwas anders lehren oder ſchreiben würde, alsdann der ewigen Verdammung, und der Schärfe des kanoniſchen Rechts unterworfen ſeyn wolle.

Recht:

Rechtfertigen läßt ſich dieſer Widerruf des leidenſchaftlichen Mannes keineswegs, wohl aber entſchuldigen. Doch Hieronymus machte ſich ſelbſt wegen ſeiner Schwäche bald die bitterſten Vorwürfe, und beweinte die Untreue an der Wahrheit und an ſeinem edlen Freunde, deren er ſich ſchuldig gemacht hatte. Er ſollte nach ſeinem Widerrufe in Kurzem ſeine Freiheit wieder erhalten, allein neue Anklagen, die gegen ihn vorgebracht wurden, verlängerten ſeinen Arreſt. Erſt im May des folgenden Jahres wurde er wieder vor das Concilium gerufen. Obgleich ſchon einmal beinahe losgeſprochen, ſollte er ſich nun zu einem wiederholten deutlichern und öffentlichen Widerrufe bequemen. Er that dieß aber ſo wenig, daß er vielmehr ſeine erſte Abſchwörung von der Furcht, verbrannt zu werden, erzwungen, und eben deswegen für ungültig erklärte. „Ja, rief er unerſchrocken aus, ich muß mit Schaam meine Schwäche eingeſtehen; blos die Furcht vor dem Feuertode ließ mich die gewiſſenloſe Niederträchtigkeit begehen, die Lehre Huſſens zu verleugnen, und ihre Verdammung für rechtlich und wahr anzuerkennen. Aber Huß war ein frommer, heiliger, keuſcher und gerechter Mann. Was er gegen Mißbräuche, gegen die Hoffart der Prälaten geſchrieben und gelehrt hat, halte ich bis an meinen Tod unwiderruflich, unverbrüchlich, wiewohl ich außerdem glaube, wie die wahre katholiſche Kirche glaubt. Keine Sünde beugt mich ſo tief, als dieſe, einen ſo edlen Mann ſo verleugnet zu haben, und alles, was ich über ihn und ſeine geſetzmäßige Verdammung geſagt habe, widerrufe und bereue ich jetzt feierlich."

So ſprach Hieronymus in einer langen, begeiſterten Rede, und nun ward er auch ohne längern Aufſchub als ein verruchter Ketzer zum Feuertode verurtheilt. Wie Huſſen ward ihm eine lange Papier-

müße, mit rothen Teufeln bemacht, überreicht. Er warf ſeinen Hut unter die umſtehenden Geiſtlichen, und ſetzte ſie haſtig auf, indem er ſprach: „Chriſtus, der für mich Armen ſtarb, trug eine Dornenkrone; gerne trag' ich ihm zu Liebe dieſe Mütze.“ Laut und fröhlich ſtimmte er auf ſeinem Todesgange: Ich glaube an Gott und die Litaney an. Der Weg führte an dem Schandpfahle vorüber, nicht Huſſens, ſondern der Kirchenverſammlung; hier ſank er nieder, und weihte dem Geiſte des Edlen noch eine dankbare, fromme Erinnerung. Er verſank gänzlich in die heiligſte Rührung, und ſtille Gebete entflohen ſeinen Lippen. Man rieß ihn auf, entkleidete ihn, umgürtete ihn mit Leinwand um die Lenden, und band ihn mit Ketten und Stricken an einen Pfahl, und umlegte ihn bis an den Hals mit Holz und Stroh. Er ſang nun mehrere Kirchengeſänge, und ſprach deutſch zu dem verſammelten Volke: „Geliebte Kinder, wie ich jetzt geſungen, ſo und nicht anders glaube ich. Dieß iſt mein Glaubensbekenntniß. Doch ſterbe ich nun, weil ich dem Concilium nicht beiſtimmen, und ſeine Verdammung Huſſens nicht gut heiſſen wollte, da ich doch überzeugt bin, daß er ein wahrhafter Prediger des Evangeliums war.“

Als der Henker den Holzſtoß hinter ſeinem Rücken anzünden wollte, rief er ihm zu: „Komm her, und zünde vor meinen Augen an! Hätte ich das Feuer gefürchtet, ſo wäre ich nicht hieher gekommen, da ich dem Feuer wohl hätte entgehen können.“ Unaufhörlich betete der Unglückliche: „In deine Hände befehl ich, Vater, meinen Geiſt.“ Die Flamme ſchlug lodernd an ihm empor, und er rief aus: „Vater, allmächtiger Gott, erbarme dich meiner, und ſchone meiner Sünden, denn du weißt, daß ich aufrichtig deine Wahrheit liebte.“ Als der Wind die Flammen zer-

theilte, ſo zeigte ſich den Zuſchauern ein ſchröcklicher Anblick. Sie ſahen ſeinen Leib voll großer Blattern, ſeine Lippen fuhren fort, ſich betend zu bewegen, und eine ganze Viertelſtunde lang zeigte er nicht nur Zeichen des Lebens, ſondern auch des Verſtandes. Auch die Kleider, Stiefeln, die ſchlechte Bettdecke und anderes Geräthe des Unglücklichen wurde in's Feuer geworfen. Und damit jede Spur von ihm vertilgt würde, ſtreute man auch ſeine Aſche in den Rhein. Der Heldenmuth, den er auf dem Weg zu ſeinem Tode, und unter den fürchterlichſten Todesquaalen bewies, rührte ſelbſt diejenigen, die ſeiner Lehre nicht zugethan waren, und der erſchütternde Anblick ſeiner Leiden brachte ſelbſt unter ſeinen Haſſern einige auf den Gedanken: man möchte doch wohl zu hart mit ihm verfahren ſeyn!

4.

Wirkungen der Hinrichtung des Huß und Hieronymus auf die Böhmen.

Huſſens und ſeines Freundes Scheiterhaufen entzündeten nun in Böhmen und den benachbarten Ländern eine entſetzliche Kriegsflamme. Denn die Böhmen, die ihrer Lehre anhiengen, ſuchten ſogleich den Tod dieſer edlen Märtyrer zu rächen, griffen zu den Waffen, und erregten den verderblichen und langwierigen Krieg, der in der Geſchichte der Huſſitenkrieg heißt.

In ganz Böhmen hatte Huß ſehr viele Verehrer, und die Nation betrachtete ſeine Hinrichtung als die ſchmählichſte Beſchimpfung, die ihr widerfahren konnte. Die Wahrheit, die ihr verehrter Lehrer an's

licht gezogen hatte, ſprach nach ſeinem Tode durch tauſend Zungen. Sobald ſie von ſeiner ſchmählichen Hinrichtung Nachricht erhalten hatten, rückten ſie den ehrwürdigen Vätern zu Coſtnitz ihre Ungerechtigkeit in folgender kräftiger und unumwundener Erklärung unter die Augen:

„Da nach göttlichem und menſchlichem Rechte — ſchrieben ſie an das Concilium — jeder dem Andern das thun ſoll, was er von ihm verlangt, und das nicht thun, was er gegen ſich nicht gethan wünſcht: ſo haben wir, in Rückſicht auf dieſen göttlichen Grundſatz von der Liebe des Nächſten, es für thunlich gehalten, Euch dieſen Brief in Betreff des Johann Huß, Baccalaureus der Gottesgelehrſamkeit und evangeliſchen Predigers, zu ſchreiben. Indeß wiſſen wir nicht, von welchem Geiſt geleitet ihr ihn auf dem Coſtnitzer Concilium verdammt, und als hartnäckigen Ketzer eines ſo grauſamen und ſchimpflichen Todes habt ſterben laſſen, ohne daß er etwas eingeſtanden, ohne daß er irgend eines Irrthums oder einer Ketzerey überwieſen worden wäre, blos auf die falſchen und nachtheiligen Rügen ſeiner Hauptfeinde, die auch unſer Königreich und Mähren anfeinden, und auf Betreiben einiger Verräther; was unſerm chriſtlichen Königreiche Böhmen, Mähren und uns allen zur ewigen Schande gereicht. Wir haben dieß ſchon in einer Schrift an den Fürſten und Herrn Siegmund bezeugt, welche eurer Verſammlung unſtreitig mitgetheilt worden iſt. Dennoch erfahren wir, daß ihr ihn zu unſerm großen Schimpf verbrannt habt. Wir bekennen daher hierdurch mit Herz und Mund, daß Johann Huß ein braver, gerechter, katholiſcher Chriſt war, daß er mehrere Jahre unter uns mit tadelloſer Heiligkeit gewandelt; daß er in dieſer Zeit uns und unſern Unterthanen das Evangelium und die Schriften

des alten und neuen Bundes erklärt hat nach der Auslegung der heiligen Kirchenväter; daß er Schriften hinterlaſſen, worinn er feſt jeden Irrthum und Ketzerey verabſcheuet, gleichwie er auch uns gebot; wobei er uns unabläſſig zum Frieden und zur Liebe ermahnte, und durch Wort und Beiſpiel leitete. Demnach können wir, trotz aller angeſtellten Unterſuchungen, nicht begreifen, wie beſagter Johann Huß irgend einen Irrthum oder Ketzerey hätte lehren und predigen, wie er durch Wort oder That irgend jemanden unter uns oder unſern Unterthanen ein Aergerniß hätte geben können. Dagegen hat er fromm und ſanft gelebt, alle ermahnt zur Beobachtung des Evangeliums und der Grundſätze der heiligen Kirchenlehrer, um die heilige Mutter Kirche und den Nächſten zu erbauen. Ihr habt euch nicht genügen laſſen, durch ſolche Unternehmungen uns, unſer Königreich Böhmen und Mähren zu entehren; ja ihr habt unbarmherzig eingekerkert und vielleicht ſchon umgebracht Magiſter Hieronymus von Prag, dieſen Milchſtrohm von Beredſamkeit. Er war Magiſter in ſieben freien Künſten, ein geſchickter Philoſoph; ihr habt ihn verdammt, ohne ihn geſehen oder überführt zu haben, blos auf die falſche Anklage ſeiner und unſrer treuloſen Rüger. Auſſerdem haben wir mit Schmerzen vernommen, und aus euren eigenen Schriften ermeſſen, daß einige, Gott und Menſchen verhaßte Verleumder, treuloſe Feinde Böhmens und Mährens, euch und eurer Verſammlung bösartig und fälſchlicher Weiſe hinterbracht, wie in beſagtem Königreiche ſich mehrere Irrthümer verbreitet, die uns und mehrere Gläubige angeſteckt hätten, ſo daß, wenn man nicht ſchleunige Gegenmittel anwendete, ein unerſetzlicher Verluſt für die Glaubigen zu befürchten ſtünde. Wiewohl nun dieſe Anklagen gänzlich falſch ſind, ſo können wir ſie doch nicht

nicht anhören ohne ſie zurückzuweiſen. Denn fürwahr hat das chriſtliche Königreich Böhmen und Mähren durch Gottes Gnade von jeher, ſeit der Gründung des chriſtlichen Glaubens daſelbſt, ſtandhaft, ohne Vorwurf und Wechſel, der heil. römiſchen Kirche angehangen, während die übrigen Königreiche gewankt, die Trennung genährt und die Gegenpäbſte begünſtigt haben. Jedermann weiß, mit wie viel Aufwand und Mühe man in den Herzen der Fürſten und des Volks die Achtung vor der heil. Mutter Kirche und ihren Hirten aufrecht gehalten; und ihr ſelbſt, wofern ihr die Wahrheit ſagen wollet, ſeyd davon Zeugen geweſen. Um alſo, nach des heil. Paulus Vorſchrift, einen guten Wandel vor Gott und Menſchen zu führen, und damit wir nicht, aus Nachläßigkeit den Ruf unſers Königreichs zu ſchützen, grauſam gegen unſre Nächſten erfunden werden, thun wir euch und allen Chriſten hiemit in feſtem Vertrauen auf Jeſum Chriſtum, mit reinem Gewiſſen und rechtem Glauben zu wiſſen: daß, wer auch immer, er ſey weß Standes, Ranges, Anſehens und Glaubens er wolle, geſagt und behauptet hat, oder noch ſagt und behauptet, daß ſich in Böhmen und Mähren verſchiedene Irrthümer verbreitet, die uns und die Gläubigen unter unſern Unterthanen angeſteckt, es auf ſeinen Kopf gelogen wie ein Schurke und Verräther, der allein ein höchſt gefährlicher Ketzer, ein Sohn des Teufels, des Lügners und Mörders, iſt. Doch nehmen wir hievon die Perſon unſers durchlauchtigſten Fürſten und Herrn Siegmund aus, weil wir ihn für unſchuldig an dieſen gegen uns ausgeſtreuten Verleumdungen halten. Für jetzt überlaſſen wir Gott, dem die Rache zukommt, dieß Unrecht zu beſtrafen, mit dem Vorbehalt, es weiter bei demjenigen zu erhärten, den Gott zum alleinigen und unbeſtreitbaren Hirten ſeiner Kirche erwählen

erwählen wird, feſt entſchloſſen, mit Gottes Hülfe ihm Ehre und Gehorſam zu leiſten in allem, was erlaubt, ehrbar und vernünftig iſt. Doch verlangen wir auch, daß man durch wirkſame Mittel dem Uebel Böhmens und Mährens ſteure. Denn troz allem Vorgefallenen ſind wir bereit, bis aufs Blut das Geſetz Chriſti und die treuen Prediger zu vertheidigen, die es mit Eifer, Demuth und Standhaftigkeit verkündigen, ohne uns um etwanige Menſchenſatzungen zu kümmern, ſo dieſem Entſchluß entgegen wären. Am 2ten September 1415."

Dieſe gerade Erklärung ſandten die Stände Böhmens nach Coſtniz, und ließen ſie durch ihren Geſandten übergeben. Der Geiſt der Entſchloſſenheit, den dieſer Brief athmete, mochte die heiligen Väter doch etwas beunruhigen. Allein ſo viel Selbſtverleugnung war von den, ſich für untrüglich haltenden, Herren nicht zu erwarten, daß ſie die ihren Meinungen entgegen geſetzten Lehren geprüft, und als wahr anerkannt hätten. Widerrufen mußte der Keter; er mußte ihnen entweder ſeine Ueberzeugung, oder ſein Leben aufopfern.

Es ward beſchloſſen, daß die Böhmen, welche für Huß und Hieronymus geſprochen hatten, vor dem Concilium erſcheinen ſollten. Daß ſie nicht erſcheinen würden, konnte jeder Verſtändige denken, und doch fand ſich die heilige Verſammlung darüber betroffen. Sie bedachte nicht, daß der einmal frei gewordene Menſchengeiſt ſich kräftig über ein erſchlichenes Anſehen erheben, und mit glühendem Eifer an der Wahrheit feſthalten könne. Huß und Hieronymus hatten ſich durch ihren Tod für die Wahrheit geweiht; was Wunder, daß man nur noch feſter an den Männern und ihrer Lehre hieng? daß ſich ſo gleichſam von ſelbſt eine Gemeinde ausſchied? Selbſt mancher ehemalige Gegner

Gegner Huſſens ward durch die in die Augen ſpringende Ungerechtigkeit der Kirchenverſammlung für ihn gewonnen worden. Zu beklagen war es freilich, daß die Huſſiten ſo bald die Fußſtapfen ihres frommen Lehrers verließen. Was bei ihm das Reſultat kalter Ueberzeugung war, wurde bei ihnen Schwärmerey. Er betete für ſeine Feinde, ſie ſchwuren ihnen ewigen Haß. Um den Tod eines Unſchuldigen zu rächen, mordeten ſie viele Tauſende, die auch nicht den entfernteſten Antheil an Huſſens Verdammung gehabt hatten. Mit dieſer Schwärmerey verbanden ſich nicht ſelten Eigennutz oder andere Leidenſchaften, welche zu befriedigen die Religion zum Vorwande dienen mußte. Ausſchweifungen aller Art gegen die Geiſtlichkeit, beſonders Beraubung der Klöſter, wurden daher in Kurzem allgemein. Unterdeſſen würde es einer guten Regierung nicht unmöglich geworden ſeyn, dieſen Unordnungen Einhalt zu thun. Allein dieſe war ſchon lange vor der Revolution ein frommer Wunſch geweſen. Der ſtolze König Wenzel, der ſo viel unſchuldig Blut vergoſſen, und ſo grauſam gegen ſeine Unterthanen gewüthet hatte, war durch ihre wiederholten Empörungen gedemüthigt worden. Sein ſtolzer Sinn war gebrochen, und er mochte ſich nicht ferner der Gefahr ausſetzen, ins Gefängniß zu wandern. So oft er einen Haufen bewafneter Böhmen ſah, empfand er einen geheimen Schrecken. Darum verſchloß er ſich in ſeinen Burgen, und ließ die Stände machen was ſie wollten.

Eine neue Nahrung erhielt die Unruhe und Gährung dadurch, daß ſich die Partheyen bald durch gewiſſe Glaubensmeinungen trennten, an denen Huß keinen eigentlichen Antheil hatte. Er war bereits nach Coſtnitz abgegangen, als der bei den Böhmen einmal geweckte Unterſuchungsgeiſt eine Spur der unterdrückten

ten Wahrheit entdeckte, deren augenblickliche Benu- tzung um ſo viel größeres Aufſehen machte, jemehr ſie auf das Aeußere des Gottesdienſtes Einfluß hatte. Durch Zufall erfuhr ein Prediger in Prag, der kleine Jakob von Mieß, daß es blos Mißbrauch neuerer Zeiten ſey, dem Volke beim Abendmahl den Kelch zu verſagen, und mit einer Gierigkeit, womit man ſich gewönlich für lange Unterdrückung rächt, fieng er ſogleich ſelbſt an, den Layen den Kelch auszuthei- len. Neuheit und allgemein fühlbare Wahrheit ver- ſchafften ihm bald einen großen Anhang, und dieſer wollte, ſelbſt durch Huſſens Schickſal gewarnt, die Beurtheilung dieſes klaren Mißbrauchs der Kirche nicht erſt auf die coſtnitzer Kirchenverſammlung ankom- men laſſen.

Die Veränderung des Jakob von Mieß bei der Austheilung des heil. Abendmahls gewann auch aus dem Grunde viel Beifall, weil ſie von einem Man- ne herrührte, der ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit, als wegen ſeines frommen Wandels in großem Anſe- hen ſtund. Zuerſt wagte es der Grundherr von Huſ- ſens Geburtsorte, Niclas von Huſyneez, vom König Wenzel einige Kirchen zu verlangen, wo man das Abendmahl unter beiden Geſtalten empfangen dürfte. Wenzel wagte es nicht, die Bitte abzuſchlagen, da ſich auch die hohe Schule zu Prag, der Innbegriff der aufgeklärteſten Männer der Nation, für die Aus- theilung des Abendmahls unter beiden Geſtalten er- klärte. Die Kirchen wurden bald eingeweiht, und der Gottesdienſt in der Form gehalten, welche den Huſſiten die beſte ſchien. Die Einweihung ward durch eine Gedächtnißrede auf die beiden Märtyrer gefeiert, die mit den herrlichſten, in der That nicht unverdien- ten, Lobſprüchen erwähnt wurden. Beſonders wurde des Huß gedacht, als eines keuſchen, mäßigen, got-

tes-

tesfürchtigen Mannes, deſſen Eifer, wie einſtens Eli, gegen den Antichriſt, und die mit heiligen Aemtern ſchändlich mäkelnde Geiſtlichkeit entbrannt ſey, der noch im Tode für ſeine Feinde gebetet, deſſen Geiſt, wie Elias, in Feuer gen Himmel geſtiegen. Auch Hieronymus hatte doch das Verdienſt, endlich treu bei der Wahrheit verharrt zu ſeyn. Eben ſo wurden noch fünf anderer Männer erwähnt, die für die Wahrheit geſtorben wären. Dieſe Todtenfeier ward auf alle Jahre im Julius angeſetzt.

Umſonſt war's, daß die katholiſche Geiſtlichkeit alle ihre Kräfte aufbot, dieſen Neuerungen zu ſteuren. Das Beiſpiel der Großen und der Profeſſoren in Prag wirkte ſo mächtig auf das Volk, daß es ſich in großen Schaaren an die Huſſiten anſchloß. Die Kirchenverſammlung ſah dieſe Vorfälle und den wachſenden Unfug nicht ſo gleichgültig an, daß ſie nicht hätte ihr ganzes Anſehen aufbieten ſollen, um ihnen Einhalt zu thun. Sie faßte ſogleich den Entſchluß, die Prager Univerſität von huſſitiſchen Lehrern zu reinigen, und die vornehmſten derſelben, neun an der Zahl, nach Rom zu fodern. Allein zu dieſem Ernſte war es zu ſpat; man hatte bereits dem Pabſt und dem Concilium den Gehorſam aufgekündet. Es wurden mehrere Geſetze gegen die Huſſiten gegeben, und zur Vollziehung derſelben die weltlichen Obrigkeiten bei Bannſtrafe ermahnt und aufgerufen. Da auch dieß ohne Wirkung blieb, ſo erließ der Pabſt Martin der Fünfte eine Bulle, in welcher er auf die ſtrengſte Nachforſchung und Unterſuchung drang, und die Geſetze dieſer Unterſuchung nach allen einzelnen Punkten feſtſetzte. An die Böhmen ſelbſt ſchrieb er im März des Jahres ein tauſend vierhundert und achtzehn, ermahnte ſie, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, und dem Huß zu entſagen, wenn ſie nicht

die

die Strenge des Geſetzes und des weltlichen Armes erfahren wollten. Auch dieß fruchtete zum Unglück ſo wenig, daß man noch ein Mittel ergrif, und einen Geſandten ſchickte, der ebenfalls unverrichteter Sache heimkehrte, und die ſchmerzliche Nachricht brachte, Zunge und Feder vermöchte jetzt nichts mehr, man müßte einen Verſuch mit den Waffen machen. Er ſelbſt war mit genauer Noth entkommen; denn er hatte aus unüberlegtem und unklugem Eifer ſchon Gewalt gebraucht, und dadurch die Wuth der Huſſiten gereißt.

5.

Ziſka als Anführer der Huſſiten. Siegmund wird König von Böhmen.

Ein Glück war es für die neue Kirchenparthey, die ſich in Böhmen bildete, daß an ihrer Spitze gleich anfangs Männer ſtunden, die ihre Schritte mit Klugheit und Verſtand leiteten. Außer dem ſchon erwähnten Niclas von Huſynecz, einem ſehr verſtändigen Edelmanne, der mit warmer Liebe und unermüdeter Thätigkeit die Sache der Huſſiten in Schutz nahm, bekamen ſie an dem tapfern Johann von Troonowa oder Trautenau, genannt Ziſka, einen General, der an Muth und Entſchloſſenheit, an Kriegserfahrenheit und Weltkenntniß vielleicht von keinem andern Anführer damaliger Zeit übertroffen wurde. Er war von mittler, aber ſehr wohl genährter Leibesgeſtalt, hatte breite Schultern, einen großen runden, vorwärts gedrückten Kopf, einen weiten Mund, eine plumpe Naſe, einen ſtarken ſchwarzen Bart und überhaupt ein bräunliches Geſicht. Ueber ſeine ſlaviſche

ſche Kleidung hieng ein großer Säbel, und in ſeiner Hand erhob ſich eine fürchterliche Keule.

Schon die Geburt dieſes wunderbaren Mannes hatte etwas Sonderbares. Seine Mutter wurde von derſelben unter einer Eiche überraſcht. In ſeiner früheſten Jugend oder im Kriege verlor er ein Auge. Er war Edelknabe an König Wenzels Hofe, verließ aber ſein Vaterland in der Folge, um ſein Glück auswärts zu ſuchen. In polniſchen Kriegsdienſten that er ſich durch ſeine Tapferkeit ſehr hervor. Als es ruhig wurde, gieng er wieder nach Böhmen. Der Tod Huſſens und ſeines Freundes Hieronymus machte einen tiefen Eindruck auf ſein Herz, und er ward im Innerſten empört über die ſchreyende Gewaltthat, die an redlichen Männern verübt worden war. Schon mit der Hofluſt hatte er den Haß gegen die Pfaffen eingeſogen, aber ihr unverſönlichſter, racheſchnaubender Feind war er geworden, ſeitdem eine dieſer Kreaturen die Ehre ſeiner Schweſter zu Grunde gerichtet hatte. Er verſank in eine Art von Schwermuth, als die Mißhandlung ſeiner Landsleute in Coſtnitz dazu kam. Einſt, da ihn König Wenzel in ſeinem Pallaſte gedankenvoll und traurig, mit verſchränkten Armen herumwandeln ſah, fragte er ihn um die Urſache ſeiner Traurigkeit. „Welcher Böhme, antwortete ihm Ziſka, ſoll nicht traurig ſeyn, da das Vaterland durch die Hinrichtung unſers Huſſens und Hieronymus ſo beſchimpft worden iſt?“ Wenzel antwortete mit dem Kopfe ſchüttelnd, gleichſam ſich wenig darum bekümmernd: „Lieber Hans, was ſollen wir dazu ſagen? Können wir es wohl wieder gut machen? Thue es, wenn du ein Mittel weißt. Räche deine Böhmen; ich gebe dir meine Einwilligung.“

Ziſka merkte ſich dieſes, und bald fand er Gelegenheit, ſich zum Beſten der Unterdrückten thätig

zu beweiſen. Die eigentliche Veranlaſſung gab folgender Vorfall.

Da die Zahl der Huſſiten täglich zunahm, ſo waren auch die Kirchen, welche Wenzel ihnen eingeräumt hatte, nicht mehr hinreichend ſie zu faſſen. Daher rückten ſie einſt bewafnet vor das königl. Schloß, und ſchickten ihren Anführer Niclas von Huſynecz an den König, mit der Bitte, ihnen mehrere Kirchen zu geben. Uebler hätten ſie aber ihre Sache bei Wenzeln nicht empfehlen können, als mit den Waffen in der Hand. Alle unangenehme Empfindungen, die ihm ſeine letzte Gefangenſchaft verurſacht hatte, ſtellten ſich ihm bei ihrem Anblicke mit einemmale wieder dar. Zitternd, aber mit verſtellter Freundlichkeit, ſagte er zu ihnen: ſie möchten nur in acht Tagen wieder kommen. So wie er ſich aber wieder in Sicherheit glaubte, ließ er dem Huſynecz ſagen: wenn er wieder bewafnet vor ihm erſchiene, ſo ſollte ihm ein Strick zu Dienſten ſtehen.

Dieß war freilich eine Behandlung, die ein böhmiſcher Edelmann zur damaligen Zeit nicht ungerochen hingehen ließ. Auch ſchwur Huſynecz, nicht zu ruhen, bis er dieſe Beleidigung an dem Könige geahndet haben würde. Wenzel aber, um ſich mehrere dergleichen unangenehme Auftritte zu erſparen, befahl, daß die Bürgerſchaft zu Prag ihre ſämmtliche Waffen abgeben ſollte. Dieß ſetzte den Prager Rath in große Verlegenheit. Daß die Bürger, und vorzüglich die Huſſiten, ihre Waffen gutwillig abgeben würden, war nicht zu erwarten, und ſie ihnen mit Gewalt abzunehmen, konnte gefährliche Folgen haben. Gleichwohl fürchtete man ſich auch vor des Königs Zorne, wenn ſeine Befehle nicht befolgt würden. Aus dieſer Verlegenheit wußte Ziſka einen Ausweg zu finden. Bekannt mit dem Hofe und mit Wenzels Charakter,

rakter, rieth er den Prager Bürgern, dem König ihre Waffen zu überreichen, und verſicherte ſie, daß er ihnen ſolche auf dieſe Art gewiß laſſen würde. Der Erfolg bewies, daß Ziſka nicht geirrt hatte. In völliger Rüſtung und die Waffen in der Hand zogen die Prager Bürger, und Ziſka an ihrer Spitze, vor das königl. Schloß, und ließen dem Monarchen melden: Sie wären gekommen, Seiner Majeſtät Befehl zu befolgen, und bereit, gegen jeden Feind ihres Königs zu ziehen, und Blut und Leben für denſelben aufzuopfern. „Es iſt alles ſehr gut, verſetzte der erſchrockene König, ziehet nur in Gottes Namen wieder nach Hauſe.“

Seit dieſer Zeit galt Ziſka bei den Huſſiten alles. Sie wählten ihn feierlich zu ihrem Heerführer, nachdem ſie vorher unter freiem Himmel Gottesdienſt gehalten und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt genoſſen hatten. Sein erſtes Geſchäfte war, den zahlreichen Haufen, der ſich an ihn anſchloß, militairiſch zu organiſiren. Da zur damaligen Zeit die Heere größtentheils aus Kavallerie beſtanden, ſo war ſeine erſte Sorge, ſie reiten, und mit ihren Streitkolben, die die Tradition noch unter dem Namen der böhmiſchen Ohrlöffel kennt, vom Pferde fechten zu lehren. Ziſka kannte das wandelbare Glück des Krieges. Der kleinſte Zufall kann die beſte Diſpoſition des Feldherrn fruchtlos machen, der geringſte Fehler kann das geübteſte Heer in Unordnung bringen. Und unwiderbringlich verloren iſt es, wenn ſein Führer nicht dafür geſorgt hat, daß es ſich in einen haltbaren Ort werfen kann. Einen ſolchen Ort gab es aber für ihn in ganz Böhmen nicht. Zwar fehlte es nicht an Städten, die, für die damalige Art Krieg zu führen, beträchtliche Feſtungen waren. Wer konnte aber auf ihre Treue rechnen? War gleich in den meiſten eine

Parthey

Parthey für die Huſſiten, ſo fehlte es aber auch nirgend an einer Gegenparthey. Und wer ſtand dafür, daß gerade zu der Zeit die erſte die Oberhand hatte, wenn ſich Ziſka derſelben als eines Zufluchtsortes bedienen wollte? Daher beſchloß er, einen Ort zu gründen, hinter deſſen Mauern er im Nothfalle Schutz gegen ſeine Feinde ſuchen wollte. Da die Gegend, wo die neue Stadt erbaut werden ſollte, ſchon von der Natur gut befeſtigt war, ſo nannte ſie Ziſka Tabor (ein Feldkriegslager), eine Schanze, und von ihr bekam in der Folge der Theil der Huſſiten, welcher daſelbſt wohnte, den Namen Taboriten. Niemand wurde in derſelben aufgenommen, der nicht das Abendmahl in beiderlei Geſtalt genoß. Und ſo ward ſie in der Folge nicht nur der Waffenplatz, ſondern auch die Pflanzſchule der Huſſiten.

Gleich anfänglich kam es nicht zu einem offenbaren Kriege. Die Huſſiten übten ihre Rache nur an einzelnen Katholiken, und vorzüglich an den katholiſchen Prieſtern aus. Sie ermordeten oder verbrannten alle diejenigen, welche ihnen im Wege ſtunden. Schrecken gieng vor ihnen her und Verwüſtung bezeichnete ihren Pfad. Alle im Wege liegenden Klöſter wurden geplündert und die Pfaffen gemordet. So zog Ziſka an der Spitze mehrerer Tauſende in Prag ein. In einem feierlichen Umgange trugen die Huſſiten den Kelch gleichſam voll Begeiſterung triumphirend vor ſich her. Das reitzte den Unwillen der Katholiken, und da ein muthwilliger oder andächtiger Katholik einen Stein aus dem Fenſter nach dem huſſitiſchen Prieſter warf, ſo brach die erſte ſchreckensvolle Scene los. Der erſte Gegenſtand der Wuth der Huſſiten war das Haus eines Geiſtlichen, vermuthlich des Schänders von Ziſka's Schweſter. Er wurde erſchlagen und zum Fenſter herausgehangen.

Einige

Einige Magiſtratsperſonen, die den Ausſchweifungen Einhalt thun wollten, wurden nach altböhmiſcher Sitte zu den Fenſtern des Rathhauſes heruntergeſtürzt, und von den Untenſtehenden mit Spießen und Heugabeln aufgefangen und getödtet. Verſchiedene Klöſter wurden geplündert, und das Volk tobte einige Tage hinter einander fort.

Zorn und Schrecken ergriefen den König bei der Nachricht von dieſen Auftritten ſo heftig, daß er einen Schlagfluß bekam, und nach wenig Tagen (am 16ten Aug. 1419) ſtarb, wegen Begünſtigung der huſſitiſchen Lehre verflucht von der Kleriſey, und wegen ſeiner Unthätigkeit verachtet von den Ständen.

Der einzige Erbe Wenzels war ſein Bruder, der Kaiſer Siegmund, kein Krieger, kein Wirth, ohne feſte Grundſätze, voll Einbildung auf ſeine Größe, und doch unfähig ſeine Würde zu behaupten, und daher oft verachtet, gemißhandelt und beſchimpft; unverdroſſen thätig, aber ſelten zu rechter Zeit; ohne Gefühl für Recht und Redlichkeit; nur für ſeine Vertrauten vielleicht ein guter Mann. Unglücklicherweiſe war er bei dem Tode ſeines Bruders, weit von Böhmen entfernt, in einen Krieg mit den Türken verwickelt. Daher hatte die Partheyſucht nunmehr einen weiten Spielraum, wo ſie ungeſcheut ihr Unweſen treiben konnte. Zwar hatte Wenzel in ſeinen letzten Regierungsjahren wenig zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung beigetragen; aber der Schatten eines Königs hielt doch noch einen großen Theil des Volks im Zaum. Jetzt löſeten ſich alle Bande des Staats von ſelbſt. Von einer ſchwärmeriſchen Begeiſterung hingeriſſen ſtürmten die Huſſiten Kirchen und Klöſter, und zerſtörten Altäre, Orgeln und andere Kirchenzierrathen. So leicht artete ihr Haß gegen die Geiſtlichen, von denen ſie ſo manche Bedrückung erfahren

hatten,

hatten, in Gewaltthätigkeiten gegen die unſchuldigen Religionsgebäude aus! Das ſchlimmſte Schickſal verhängten ſie über die Karthäuſermönche, die zu Huſſens Verbrennung vieles beigetragen hatten. Sie verbrannten das Karthäuſerkloſter zu Prag, nachdem ſie die Mönche gemißhandelt und geplündert hatten. Domherren, Mönche, alle Geiſtlichen, wie auch reiche Kaufleute und Bürger, flohen aus Prag, und gaben ihre Häuſer und Güter dem tobenden Pöbel preis. Zu dieſen unruhigen Köpfen geſellten ſich nun noch einige tauſend andere, die ſich nicht weit von Prag verſammelten, und das Abendmahl unter beiderley Geſtalt ſich reichen ließen. Sie zogen, gleich Pilgrimmen, mit brennenden Fackeln, und in einem ſeltſamen Aufzuge, einher. Bald plünderten ſie die Klöſter wie die übrigen.

Die verwittwete Königinn Sophie machte endlich, von den dringenden Vorſtellungen einiger vornehmen Herren bewogen, Anſtalten, die Ruhe wieder herzuſtellen. Sie nahm einiges Kriegsvolk in Sold, womit ſie das Schloß zu Prag und die Kleinſeite beſetzte. Dieß diente jedoch zu weiter nichts, als die Huſſiten gleichfalls zu bewafnen. Von Ziſka und Huſyneez angeführt, bemächtigten ſie ſich der Veſte Wiſſchrad. Sodann zogen ihnen, auf ihre Bitte, die Bürger, aus verſchiedenen huſſitiſch = geſinnten Städten zu Hülfe. Prag wurde nun ein Schauplatz aller Arten von gewaltſamen Auftritten. Beide Theile beſchäftigten ſich damit, Häuſer abzubrennen. Die Huſſiten verwandelten den prächtigen erzbiſchöflichen Pallaſt in einen Aſchenhaufen.

Troſtlos ſahen ſich die Katholiken nach Hülfe um, während die Huſſiten ihren Sieg aufs ſchändlichſte mißbrauchten. Alle Häuſer der erſtern wurden geplündert, viele niedergeriſſen, und nur ihr Leben zu

retten verließen ſie ſchaarenweiſe die Stadt. Das Rathhaus war demolirt, und der Rath hatte ſein Regiment niedergelegt. Bei dieſer vorauszuſehenden gänzlichen Zerrüttung des Staats erwachte endlich Siegmund aus ſeinem Traume. Aufs dringendſte hatte ihn die Wittwe ſeines Bruders gebeten, aufs ſchleunigſte nach Böhmen zu kommen; aber er konnte oder wollte ihren guten Rath nicht befolgen. Erſt im December des Jahres ein tauſend vierhundert und neunzehn machte er ſich auf den Weg nach Böhmen, um dem Landtage beizuwohnen, den er nach Brünn in Mähren ausgeſchrieben hatte. Er beſchied die böhmiſchen und mähriſchen Baronen, Ritter und Burggrafen nach Brünn, weil er nicht Muth genug hatte, nach Prag zu kommen. Zu Brünn erſchien er von vielen Fürſten und Biſchöffen, ingleichem von einem päbſtlichen Legaten begleitet. Noch ſchien Böhmens guter Genius es nicht ganz verlaſſen zu haben; noch zeigte ſich ein Strahl von Hofnung, die Ruhe wieder hergeſtellt zu ſehen! Denn, was man gewiß nicht vermuthet hätte; auch eine Deputation von den Prager Huſſiten erſchien auf dem Landtage. Schon ihr Erſcheinen bewies, daß ſie nicht geſonnen wären, ſich eigentlich zu trennen. Mehr aber zeigte noch ihre Anhänglichkeit an die alte Verfaſſung, und ihre Liebe zum Frieden, der Vorſchlag, den ſie machten, um beides beizubehalten. „Sie wären gekommen, ſagten ſie, den Kaiſer um Verzeihung zu bitten, und ihn zu erſuchen, nach Böhmen zu kommen, um ihr gnädiger König und Herr zu ſeyn. Sie verlangten nichts als Gewiſſensfreiheit; wenn ſie dieſe erhielten, ſo würden ſie des Kaiſers getreueſte Unterthanen ſeyn.“ Dabei war es ihnen aber doch unmöglich, den König nicht an das große Unrecht zu erinnern, welches Johann Huſſen vorzüglich dadurch geſchehen wäre, daß man

man ihm das kaiſerliche freie Geleite nicht gehalten hätte.

Siegmund verſetzte lächelnd: „Hier ſey kein Koncilium; was ſie hier ſagten, hätten ſie zu Koſtnitz vorbringen ſollen. Weil ſie ihn aber zu ihrem Könige verlangten, ſo ſey er bereit zu kommen, und ſie nach Art und Weiſe ſeines Vaters zu regieren."

So wenig befriedigend dieſe Antwort für die Huſſiten war, da man in derſelben der Gewiſſensfreiheit gar nicht erwähnte, ſo verblendete doch das glatte, höfliche Verfahren des Kaiſers die Abgeordneten ganz. Und als Siegmund hierauf eine allgemeine Amneſtie, jedoch unter der Bedingung, bekannt machen ließ, daß ſie alle Befeſtigungen niederreiſſen, alle ihre Befehlshaber und Kommandanten entlaſſen, und, ſtatt deren, kaiſerliche annehmen ſollten, ſo kehrten ſie, entzückt über des Kaiſers Gnade, nach Prag zurück. Auch in Prag hatte man noch nicht allen Glauben an Siegmunds Aufrichtigkeit verloren. Nur wenige Ungläubige verließen die Stadt, und giengen entweder nach Tabor oder zur Armee des Huſinecz. Der größte Theil der Prager aber erfüllte den Willen des Kaiſers, rieß die gegen die königl. Schlöſſer errichteten Feſtungswerke nieder, und der Rath unterzog ſich wieder der Regierung. Ja ſelbſt Ziſka räumte, nach vielem Zureden, die Städte Pilſen und Piſeck.

6.

Unglückliche Unternehmungen des Kaiſers Siegmund auf Prag und das Schloß Wiſſchrad.

Alle gutdenkenden Bewohner Böhmens freuten ſich der glücklichen Wiederkehr des Friedens, nach den Tagen

der Unruhe und des Jammers. Leider war ihre Freude nur von kurzer Dauer! Siegmund blies ein Feuer an, das ſechszehn Jahre lang fürchterlich wüthete. Blind gegen ſein Intereſſe folgte er blos den Eingebungen der Geiſtlichkeit und ſeines Haſſes gegen die Ketzer. Daher hatten die Prager Deputirten Brünn kaum verlaſſen, ſo ſchickte er an alle ſeine Beamten, Stadtobrigkeiten und Burggrafen den ernſtlichſten Befehl, alle Huſſiten zu verfolgen und auszurotten. Er ſelbſt begab ſich nach Breslau, wo die Bürger den Pragern ihre Tragödie nachgeſpielt, und gleichfalls zwölf von ihren Rathsherren zum Fenſter hinausgeſtürzt hatten. Siegmund ließ dafür zwölf Anführer der Empörung hinrichten; ein vornehmer Huſſit wurde auf ſeinen Befehl mit Pferden zur Stadt hinausgeſchleift und verbrannt. Auch ließ er eine päbſtliche Bannbulle bekannt machen, worinn alle chriſtliche Fürſten aufgefodert wurden, die Huſſiten auszurotten.

Dieſe Strenge brachte die Gemüther in eine fürchterliche Gährung. Es lag jetzt am Tage, daß man das Schröcklichſte zu erwarten habe, wenn man ſeinem Glauben nicht entſagen wollte. Aber dieſer Treuloſigkeit wollte niemand ſich ſchuldig machen, und die huſſitiſchen Prieſter boten alle ihre Beredſamkeit auf, den Enthuſiasmus aufs höchſte zu ſpannen. Sie verkündigten in ihren Predigten dem Volke, daß Chriſtus bald wieder auf Erden erſcheinen, und ihre Feinde ſtürzen werde. Dieſe Prophezeihungen, welche durch Zettel in ganz Böhmen und Mähren verbreitet wurden, thaten große Wirkung. Ziſka und einige andere Häupter der Huſſiten verbanden ſich mit einem Eide, ihre Religion bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen, und erklärten, in einem Schreiben an die übrigen böhmiſchen Stände, Siegmunden für einen geſchwornen Feind des Königreichs Böhmen, den ſie nie für ihren

ren König erkennen würden. An der Wiederherſtellung der demolirten Feſtungswerke in Prag wurde Tag und Nacht gearbeitet, und die übrigen Huſſiten in der Provinz um Beiſtand erſucht, wenn, wie es wahrſcheinlich war, der Kaiſer ſich der Hauptſtadt zu bemächtigen ſuchen ſollte. Eine unabſehbare Menge ſtrömte jetzt aus der Provinz zur Vertheidigung Prags herbei. Rotten wüthender Enthuſiaſten, die auf ihrem Zuge alles ermordeten, was nicht ihres Glaubens war, zogen, unter Abſingung geiſtlicher Lieder und Vortragung der Monſtranz, in Prag ein, ſo daß ſelbſt die beſſer geſinnten Huſſiten über dieſe Gräuel erröthetem, und es bedauerten, alles ohne Unterſchied zu ihrem Schutze aufgeboten zu haben.

Siegmund rückte im Anfange des Junius ein tauſend vierhundert und zwanzig mit einer ungeheuren Macht gegen die Rebellen heran. Prag ſollte der hauptſächlichſte Gegenſtand der Operationen werden; denn auſſerdem, daß es der Hauptſitz der huſſitiſchen Ketzerey war, hatte Siegmund auch die Abſicht, ſich nach der Einnahme deſſelben daſelbſt krönen zu laſſen. Unterdeſſen fand man aber doch für gut, auch das kleine Tabor nicht ganz aus der Acht zu laſſen, da es wahrſcheinlich nach der Einnahme Prags den fliehenden Ketzern zum Zufluchtsorte dienen würde. Ueberdieß war man überzeugt, daß, wenn man dem vielköpfigten huſſitiſchen Ungeheuer nur einen Kopf ließ, alle übrige Mühe verloren ſeyn würde. Die Hauptarmee marſchirte alſo vor Prag, während ein detachirtes Korps ſich mit der Einnahme und Zerſtörung Tabors beſchäftigen ſollte.

Prag zitterte beim Anmarſche der furchtbaren kaiſerl. Armee, an die ſich die vornehmſten Fürſten Deutſchlands mit anſehnlichen Verſtärkungen angeſchloſſen hatten. Nach den mäßigſten Angaben belief

ſich

ſich dieſe vereinigte Macht auf hundert und fünfzig tauſend Mann. Dagegen vermochten die Huſſiten kaum den vierten Theil ſtreitbarer Männer zu ſtellen. Erſtere beſtanden aus geübten, zum Theil in den Feldzügen gegen die Unglaubigen grau gewordenen Streitern, dieſe aus zuſammengelaufenen Landleuten; jene waren mit allen, zu Führung eines Kriegs erforderlichen Waffen, und einer dem Kindesalter der Kunſt, aus der Ferne zu tödten, proportionirlichen Artillerie verſehen; dieſe blos mit ihren ländlichen Waffen den Kampf zu beginnen bereit. In dieſer Rückſicht waren es alſo zwei ſehr ungleiche Kräfte, die ſich an einander zu reiben im Begriff waren, und dem äuſſern Anſchein nach mußte natürlich die kleinere der größern unterliegen. Aber was letzterer an körperlichem Gehalt mangelte, erſetzte ſie durch Stärke und Muth.

Ziſka hatte ſich die Neuſtadt, als die ſchwächere Hälfte Prags, zum Gegenſtande ſeiner Vertheidigung erwählt, und die Altſtadt dem Schutze der Prager empfohlen. Der erſte Angriff der Kaiſerlichen geſchah auf die Neu- und Altſtadt an drei unterſchiedenen Orten zugleich. Die Taboriten in der Neuſtadt ſchlugen den Sturm muthig ab, obgleich die Neuſtadt, wie erwähnt worden, weit weniger befeſtigt war als die Altſtadt. Bei der letzten ſchien das Glück den Stürmenden günſtiger zu ſeyn. Mit vieler Verwegenheit ſetzten ſie durch die Muldau, und ſchon wehen kaiſerl. Fahnen in der Altſtadt, alles kommt in Verwirrung, die Bürger verlaſſen in der Beſtürzung ihre Poſten, um dahin zu eilen, wo der Feind mit Siegesgeſchrey in die Stadt dringt, die jetzt ohne Rettung verloren zu ſeyn ſcheint. Aber auf einmal fallen die Taboriten in der Neuſtadt dem Feinde in den Rücken, und fürchterlich wird das Gemetzel. Umſonſt

ſonſt ſtämmen ſich die Kaiſerlichen, die eroberten Plä-
ze zu behaupten; mit unwiderſtehlicher Gewalt wer-
den ſie zurück in die Muldau geworfen.

Dieſer Empfang, den die deutſchen Helden nicht vermuthet hatten, machte ſie etwas aufmerkſam. Unterdeſſen glaubten ſie doch von Prag noch Meiſter werden zu können, wenn ſie nur zuvörderſt die Taboriten von einer gewiſſen Anhöhe in der Gegend des Prager Hochgerichts vertrieben, und daſelbſt ein Blockhaus errichtet haben würden. Nichts war ausgemachter als dieſes; und Ziſka, der ſolches früher bemerkt hatte, als die kaiſerl. Generale, hatte, im Angeſicht der ganzen feindl. Armee, ſich mit den Waffen in der Hand dieſes Poſtens bemächtigt, und denſelben bis jezt zu behaupten gewußt. Das zu dieſer Expedition beſtimmte Korps beſtand größtentheils aus Sachſen und Märkern, die mit unglaublicher Geſchwindigkeit die Verzäunungen niederriſſen und damit die von den Huſſiten aufgeworfenen Gräben ausfüllten, um ihrer Kavallerie einen Weg zu bahnen. Aller tapfern Gegenwehr der Huſſiten ungeachtet waren die Kaiſerlichen bis an die Spitze des Berges vorgedrungen, und es ſtand auf dem Punkt, daß Ziſka den Poſten zu verlaſſen unfehlbar würde genöthigt geweſen ſeyn, wenn nicht die Taboriten in der Neuſtadt noch zu rechter Zeit die Bedrängniß ihres Generals bemerkt hätten. Ein huſſitiſcher Prediger zog ſogleich die Sturmglocke, und führte den verſammelten Haufen, eine Monſtranz ſtatt der Fahne in der Hand haltend, gegen den Feind an. Ziſka, durch dieſen Sukkurs mit neuem Muthe beſeelt, erneuert das Treffen, das ſich zulezt mit einer gänzlichen Niederlage der Kaiſerlichen endigt.

Prag war nun gerettet, denn die lezte Niederlage hatte den Muth der kaiſerl. Armee dergeſtalt abgekühlt,

fühlt, daß ſie es nicht wagte, einen neuen Verſuch zu machen. Um ihr erlittenes Unglück und Prags Befreiung zu vollenden, kam einige Tage darauf in dem kaiſerl. Lager Feuer aus, wodurch die Sturmleitern und eine Menge Zelter eine Beute der Flamme wurden. Siegmunds geträumter Triumph verwandelte ſich jeßt in einen armſeligen Einzug auf das Prager Schloß, wo er ſich, um doch nicht ganz vergeblich nach Böhmen gekommen zu ſeyn, am dreiſſigſten Julius ein tauſend vierhundert und zwanzig krönen ließ. Aber glanzlos, wie ſeine Lage, waren die Krönungsfeierlichkeiten

Siegmund hob am zweiten Auguſt die Belagerung von Prag völlig auf, und zog mit dem Reſt ſeines Heeres nach Kuttenburg zurück, wo ihn die deutſchen Truppen verließen, um in ihre Heimath zurückzukehren. Aus Erbitterung über die mißlungene Belagerung ließ er die Güter der huſſitiſchen Ritter und Städte aufs grauſamſte verwüſten. Die Huſſiten vergalten dieß reichlich. Noch vor dem Abzuge der feindlichen Armee verbrannten ſie, unter den Augen des Kaiſers, zwei Klöſter in Prag, und in Zeit von wenigen Tagen wurden die übrigen alle der Erde gleich gemacht. Unbeſchreiblich war ihre Wuth, alles zu vernichten, was nur das Andenken an das Pabſtthum in ihnen erneuern konnte. Was das Feuer nicht verzehrte, wurde mit Inſtrumenten, ja öfters mit bloßen Händen, wobei Weiber und Kinder unermüdet Beiſtand leiſteten, niedergeriſſen, und in wenig Stunden war von dem ſchönſten Gebäude keine Spur mehr zu ſehen. Keine Gefahr, unter den Trümmern der einſtürzenden Gebäude ſelbſt mit begraben zu werden, wie ſchon einigemal der Fall geweſen war, ſchreckte ſie zurück. Aber die Wuth der Huſſiten war nicht auf die Hauptſtadt eingeſchränkt, ſondern ganze Schwärme

me

me von ihnen verbreiteten ſich in die Provinzen, und richteten die ſchröcklichſten Unordnungen an. Jede Stadt der Provinz, in welcher ſich ein reiches Kloſter befand, war vor ihrem Beſuch nicht ſicher. Die Klügſten öffneten ihnen ohne Bedenken die Thore, und die Zerſtörung des Kloſters allein war dann gemeiniglich die Folge. Aber jede Widerſetzlichkeit wurde auf das grauſamſte geahndet.

Während das ganze Land unter dieſen Verwüſtungen ſchmachtete, ſaß Siegmund ruhig zu Kuttenburg, wartete auf die Hülfe Gottes und des heiligen Reichs, und ſuchte bis dahin ſeinen Gram durch glänzende Feſte zu tödten. Wahrſcheinlich würde er in dieſer Lage geblieben ſeyn, wenn ihn nicht eine neue Gefahr aus ſeiner trägen Ruhe aufgeſchreckt hätte.

Das Schloß Wiſſchrad war der Gegenſtand, auf den die Huſſiten vornemlich ihre Aufmerkſamkeit richteten, weil es wegen ſeines weiten Umfangs nicht nur eine zahlreiche Beſatzung aufnehmen, ſondern auch ein Theil Prags daraus beſtrichen werden konnte. Sie beſchloſſen daher, dieſes Schloß in ihre Gewalt zu bringen, es koſte was es wolle. Schon einmal waren ſie, mit Fackeln, Stroh und andern brennbaren Materialien reichlich verſehen, gegen daſſelbe angerückt, aber von der tapfern Beſatzung mit Verluſt zurückgeſchlagen worden. Ohne ſich dadurch muthlos machen zu laſſen, verſtärkten ſie ihre Macht, zogen ein Lager vor dem Wiſſchrad, und ſchnitten ihm alle Zufuhr ab. Schon fühlten ſich die Belagerten vom Hunger gedrückt, als die Prager Huſſiten Abgeordnete an Siegmund ſchickten, um einen billigen Vergleich zu ſuchen. Von allen ihren Glaubensgenoſſen waren ſie bei weitem die aufgeklärteſten. Sie waren von dem was ſie glaubten überzeugt, und entſchloſſen, für ihre Ueberzeugung zu ſterben; aber weit gefehlt, daß ſie

an

an den Schandthaten ihrer übrigen Glaubensgenoſſen nur den entfernteſten Antheil genommen, hatten ſie vielmehr dieſelben aus allen Kräften zu hintertreiben geſucht. Daß ihnen am Kriege nichts gelegen ſey, hatten ſie ſchon auf dem Landtage zu Brünn bewieſen, und jede Bedingung, unter der ihnen zugemuthet wurde die Waffen niederzulegen, war ihnen willkommen, wenn ſie nur mit der Gewiſſensfreiheit beſtehen konnte. Um hievon einen neuen Beweis zu geben, ließen ſie dem Kaiſer ſagen, daß ſie auch jetzt bereit wären, den Frieden der Verwüſtung des Krieges vorzuziehen, wenn ihnen der Kaiſer nur vergönnte, ihres Glaubens zu leben und zu ſterben, und wenn ihnen als Unterpfand der Wiſſchrad eingeräumt würde. Aber dieſes Anſinnen verſetzte den Kaiſer in den äußerſten Unwillen, und zornig ſprach er zu den Abgeordneten: „Wenn wir den Huſſiten zuvor den Hals gebrochen haben, dann wollen wir ihnen den Wiſſchrad einräumen.“ Zugleich gab er Befehl zum Aufbruche und rückte mit ſeinen Ungarn zum Entſatz des Schloſſes herbei. In der Gegend von Bunzlau ließ er vier und zwanzig Dörfer abbrennen, um den Pragern Furcht einzujagen und ihre Stadt zur Uebergabe zu zwingen. Aber nach einem kurzen Gefechte wurden ſeine Feldherren in die Flucht geſchlagen. Siegmund betrachtete die Niederlage, welche die Bauernkerl (ſo nannte er die Huſſiten) ſeinem Heere beibrachten, von einem Hügel, und floh dann unaufhaltſam bis nach Kuttenburg. Auf dem Wahlplatze lagen fünfhundert königliche Kriegsleute, welche meiſtens mit Dreſchflegeln erſchlagen worden waren. Selbſt der Oberanführer befand ſich darunter. Die Prager hatten nicht mehr als dreiſſig Mann verloren. Sie hatten auch noch an eben dem Tage das Vergnügen, daß ihnen der Befehlshaber des Wiſſchrads die Feſtung übergab.

Alle

Alle darinn gefundenen Kanonen und Munition ließen die Sieger nach Prag bringen, und ein feierlicher Lobgesang ward von ihnen auf dem Platze angestimmt, wo die Feinde ihres Glaubens und der Freiheit gefallen waren. Fürchterliches und nur des Fanatiſmus würdiges Dankopfer!

Zu neuen Frevelthaten gleichſam beſeelt, eilten ſie wieder nach dem Wiſſchrad. Alles wird geplündert, die heiligen Gefäße, und was ſonſt von einigem Werth iſt, aus den Kirchen geraubt, und zuletzt das ganze Schloß, die größte Zierde Prags, in welchem ſich dreizehn anſehnliche Kirchen befanden, den Flammen übergeben. Von dieſer Zeit an ſteht der Wiſſchrad öd und wüſte.

Schröcklicher hatte der Geiſt der Anarchie, ſeit er ſeinen Thron in Böhmen aufgeſchlagen, nie gewüthet als jetzo. Siegmund ließ die Empfindungen ſeiner Rachſucht an den Gütern derer aus, die den Pragern beigeſtanden hatten. Seine Ungarn verwüſteten alles mit Feuer und Schwerdt, und ſchonten ſelbſt die Weibsperſonen nicht, nachdem ſie dieſelben vorher entehrt hatten. Ziſka und ſeine Taboriten dachten eben nicht menſchenfreundlicher. Ein jeder Tag ſah neue Rotten entſtehen, jeden Tag bezeichneten neue Mordſcenen. Wer nur irgend Beredſamkeit genug beſaß, ſich der Gemüther eines Haufens fanatiſcher Bauern zu bemächtigen, ſpielte eine Rolle, fiel ohne Unterſchied über Freund und Feind her, plünderte, ſengte und brennte. Menſchenleben und Eigenthum hatten gar keinen Werth mehr. Das Schickſal der katholiſchen Geiſtlichkeit, die ihren Feinden in die Hände fiel, war gemeiniglich, lebendig verbrannt, und das der Huſſitiſchen, lebendig in die Kuttenburgiſchen Bergſchachte geworfen zu werden. Nicht ſelten wurden die Gefangenen verſtümmelt und hülflos auf dem Wahlplatz zurückgelaſſen. Waren

Waren die Unordnungen im Staate groß, ſo waren ſie in der Kirche gewiß nicht geringer. Katholiken und Huſſiten waren zwar die beiden Hauptſekten; aber die letzte hatte verſchiedene Nebenſprößlinge erzeugt. Jeder gieng von dem andern in dieſem oder jenem Punkte ab; alle haſſeten einander, und ihr verſchiedenes Intereſſe durchkreuzte ſich ſo ſehr, daß an eine Vereinigung derſelben nicht zu denken war. Die beiden Hauptbranchen der Huſſiten, die Prager und Taboriten, waren zwar in einigen Punkten, z. B. in der Lehre vom Abendmal und der Einziehung der geiſtlichen Güter, einig, aber in andern wieder deſto verſchiedener Meinung. Und obſchon beide Partheyen, um ſich zu vereinigen, einigemal gelehrte Unterredungen angeſtellt hatten, ſo waren ſie doch jedesmal fruchtlos geweſen. Nur dann wurden die Partheyen einig, wenn es ihrem gemeinſchaftlichen Feinde, dem Kaiſer, galt.

7.

Religiöſe und politiſche Partheywuth. Die deutſchen und kaiſerl. Heere vermögen nichts über die Huſſiten.

Bei den Unordnungen, die mit einer Staatsrevolution nothwendig verknüpft ſeyn müſſen, leidet der wohlhabende Theil der Bürger am meiſten, weil er am meiſten zu verlieren hat. Aus dieſem Grunde iſt es nicht nur der letzte, welcher Theil daran nimmt, ſondern auch der erſte, der ſeine Hände zur Wiederherſtellung der Ruhe bietet. Prag, verhältnißmäßig der Sitz der reichſten Bürger im Staate, hatte ſeit dem Anfange der huſſitiſchen Unruhen die meiſten Erſchüt-

ſchütterungen erlitten, und ſie aus dieſem Grunde auch am meiſten gefühlt. Eingedenk der vergangenen Uebel, fürchtete man ſich deſto mehr vor den künftigen. Mit jedem Tage ſtieg die Wuth der Partheyen, mit jedem Tage wurde der huſſitiſche Pöbel zügelloſer. Zeither hatten die reichen Klöſter des Königreichs Stoff zur Befriedigung ihrer Habſucht dargeboten: was ſollte aber werden, wenn man damit fertig ſeyn würde? War nicht zu vermuthen, daß dieſer rohe Haufe, ſeit einigen Jahren an Müßiggang und Rauben gewöhnt, unter dem leichteſten Vorwande, ſogar über den begüterten Theil ſeiner Glaubensgenoſſen herfallen könnte? Dieſer Gedanke, der nur zu viel Wahrſcheinlichkeit hatte, beunruhigte die Prager, und dieſem Uebel vorzubeugen, ſahen ſie kein anderes Mittel, als dem Reiche wieder einen Regenten zu geben. Allein hier zeigte ſich, daß es weit leichter iſt, ein neues Reich zu gründen, als ein zerrüttetes wieder in Ordnung zu bringen. Man wollte die Krone dem Könige von Polen anbieten. Allein dem widerſetzten ſich die Taboriten und Huſſinecz aus allen Kräften. „Nimmermehr, rief der letztere, werd' ich zugeben, daß ein Ausländer den böhmiſchen Thron beſteige, da alles Unglück, das mein Vaterland ſeit einem Jahrhundert betroffen hat, niemanden zuzuſchreiben iſt als den Ausländern, die uns beherrſcht haben.“ Zornig verließ er, da man ſeinem Rathe kein Gehör geben wollte, Prag, und ſchwur, die Stadt nie wieder zu ſehen. Wie er hinter den Wiſſchrad kam, wollte er einem Wagen nicht ausweichen; da ſtürzte er mit dem Pferde und brach ein Bein. Nun mußte er ſich wieder nach Prag bringen laſſen, und der Beinbruch war entweder ſo gefährlich, oder die Prager Wundärzte waren ſo unwiſſend, daß er nach wenigen Tagen ſtarb.

So wenig die Prager und ihre Bundesgenoſſen vom Lande in Anſehung einer Regierungsveränderung zu vereinigen waren, ſo wenig konnten ſie ſich in Religionsſachen vergleichen. Ja es entſtunden vielmehr immer neue Sekten, welche die allgemeine Zerrüttung vermehrten. So kam unter andern ein mähriſcher Prieſter nach Tabor und lehrte, daß man dem Sakramente des Altars keine Verehrung erweiſen ſollte, weil bei demſelben nicht der wahre Leib und das wahre Blut Chriſti, ſondern weiter nichts, als Brod und Wein genoſſen würde. Ueber vierhundert Taboriten nahmen dieſe Meinung an, zerſchlugen alle Kelche und Monſtranzen, und hielten diejenigen, welche vor dem Sakramente die Knie beugten, für Abgötter. Man jagte ſie aus Tabor fort. Sie giengen hierauf in ihrer Schwärmerey ſo weit, daß ſie, gleichſam die erſten Menſchen in ihrer Unſchuld zu ſpielen, alle Kleidung abwarfen, nackend ohne Scheu herumliefen, und ohne irgend einige Rückſicht auf Verwandtſchaft ihren Geſchlechtstrieb befriedigten. Anfangs krochen ſie, gleich den Wilden, in den Wäldern herum; in der Folge nahmen ſie im Dorfe Klokot ihren Aufenthalt.

Ziſka, der die Wunderkraft des Kelches bei ſeinen Siegen kannte, war aufs eifrigſte bemüht, dieſe gefährliche Lehre nebſt ihren Anhängern zu vertilgen. Alle Adamiten (ſo nannte man dieſe Sektirer), die in ſeine Hände fielen, hatten die Wahl, entweder ihre Irrthümer abzuſchwören, oder den Scheiterhaufen zu beſteigen, und nur wenige bequemten ſich zu dem erſten; die meiſten eilten mit einer Freudigkeit den Flammen zu, die ihnen in den erſten Zeiten des Chriſtenthums die Märtyrerkrone erworben haben würde. Sie fanden ſelbſt in Prag einen Beſchützer an einem entlaufenen Prämonſtratenſermönch, Namens Johann Jeſſenitz, der ſich an ihre Spitze ſtellte. Er drang

mit

mit ihnen auf das Alt- und Neuſtädter Rathhaus, beſchuldigte die Rathsglieder der Verrätherey, verjagte ſie und beſetzte ihre Stellen mit Adamiten. Von dieſer Zeit an war er der Führer des Prager Volks und der Robespierre damaliger Zeiten. Alle Rechtſchaffene, deren Vorzüge ihn verdunkelten, wurden unter dem Vorwande der Verrätherey aus dem Wege geſchafft, und die beſten Vorſchläge durch die niederträchtigſten Kunſtgriffe vereitelt, ſobald ſie ſeinen Beifall nicht hatten.

In dieſer Zeit der traurigſten Partheywuth, wo Menſchenleben und Menſchenunglück in ſteter Gefahr ſchwebten, kam doch endlich in Czaslau ein Landtag zuſammen, der den Zweck hatte, an der Wiederherſtellung der Ruhe zu arbeiten. Der größte und anſehnlichſte Theil der böhmiſchen und mähriſchen Stände erſchien auf demſelben, und auch Siegmunds Deputirte ſuchten die Unterhandlungen von neuem anzuknüpfen. Aber eben ſo unbekannt mit dem menſchlichen Herzen, wie ihr Herr, mußten ſie natürlich ihren Zweck verfehlen. Ihre froſtige Lobrede auf den Kaiſer und ſeine Verdienſte um die Böhmen, von welchen kein Menſch überzeugt war, erregte ſo viel Unwillen, daß ſie beinahe ungehört den Landtag wieder hätten verlaſſen müſſen. Der Kaiſer verlangte eine blinde Unterwerfung, und dadurch erhielt der Haß gegen ihn immer neue Nahrung. Selbſt diejenigen, die es noch im Anfange der Unruhen mit ihm gehalten, waren durch die Verwüſtungen, die ſowohl die deutſchen Völker, als des Kaiſers eigene Truppen angerichtet hatten, gegen ihn erbittert worden. Es wurde daher beſchloſſen, daß Siegmund nicht als König anerkannt, ſondern die Krone dem Großherzoge Vitold von Litthauen angetragen werden ſollte, weil der König von Polen ſie aus Freundſchaft für Siegmun-

den

den und unter dem Vorwande, über keine Ketzer herrſchen zu wollen, ausgeſchlagen hatte.

Böhmen war aber noch weit von dem Zeitpunkte entfernt, da es ſich der Früchte der Eintracht erfreuen ſollte. Nicht allein die kaiſerl. Truppen nahmen immer neue verheerende Streifzüge vor, ſondern auch die Partheyen im Lande ſelbſt bekämpften einander fortdaurend mit Feuer und Schwerdt. So wurden die Einwohner von Kommotau von den Huſſiten ohne Barmherzigkeit ermordet, weil ſie die Taboriten geſchimpft hatten. Ihre Zahl belief ſich auf dritthalb tauſend, und viele ſollen noch in den Flammen umgekommen ſeyn, welche während der Beſtürmung den größten Theil der Stadt verzehrt hatten. Dem Frauenvolke erlaubte man aus der zerſtörten Stadt wegzuziehen; allein dieſe Unglücklichen wurden von den Weibern der Taboriten, den treuen Gefährten ihrer Männer, entkleidet, in Hütten geſperrt und verbrannt. Nicht beſſer gieng es den Bewohnern der ganz katholiſchen Stadt Beraun. Nachdem ſie im Sturm erobert ward, wurde ein fürchterliches Blutbad angerichtet, und allein ſieben und dreiſſig Geiſtliche verbrannt. Mehr Menſchen ſind in einem ſo kurzen Zeitraume, in keinem europäiſchen Lande den Flammen aufgeopfert worden. Auf einem dieſer blutigen Züge, da Ziſka die Feſtungswerke von Raby rekognoſcirte, hatte er das Unglück, ſein geſundes Auge zu verlieren, und ward von der Zeit an ſtockblind.

Siegmund ſammelte indeſſen immer mehr Truppen, um ſich die oberſte Gewalt in dem Lande zu erkämpfen, das ihn verworfen hatte. Er wußte wieder viele deutſche Fürſten in ſein Intereſſe zu ziehen, die mit ungeheurer Macht in Böhmen eindrangen. Die Zeitgenoſſen geben dieſes Heer zu zweimal hundert tauſend Mann an — es war ja allen reichlicher Ab-

laß

laß verſprochen worden, die wider die Huſſiten ziehen würden! Die drei geiſtlichen Churfürſten wohnten dem Feldzuge perſönlich bei; ohne Zweifel weil er wider Unglaubige gerichtet war. Man belagerte endlich die Stadt Saatz, welche eine Beſatzung von fünf bis ſechs tauſend Mann vertheidigte. Ein Theil der Deutſchen durchſtreifte die benachbarte Gegend, und erfüllte das Land mit Brand und Mord; denn die Deutſchen bildeten ſich ein, ſie könnten ſich nicht mehr Verdienſt erwerben, als wenn ſie recht viele Huſſiten todtſchlügen und verbrennten, und für Huſſiten hielten ſie alle Böhmen. Der größte Theil des deutſchen Heeres hatte die Stadt Saatz ſechsmal beſtürmt, und war ſechsmal mit großem Verluſte zurückgetrieben worden. Schon ſtellte ſich ein fühlbarer Mangel an Lebensmitteln ein. Bei dieſen Umſtänden hielten es die deutſchen Fürſten und Herren nicht für rathſam, die Feinde zu erwarten, die gegen ſie im Anzuge waren. Sie ließen die Strohhütten, die ihnen zu Zelten gedient hatten, wieder anzünden, und — zogen wieder heim.

Beharrlicher war Siegmund, der an der Spitze eines Heeres von Oeſtreichern, Ungarn und Mähren heranrückte. Er war bereits in Iglau angekommen. Von hier aus, ließ er die Böhmen nochmals auffodern, ſich ihm als ihrem rechtmäßigen Herrn zu unterwerfen, und verſprach den Deputirten, die ſie an ihn ſchicken würden, ſeinen kaiſerl. Schutz. Der größte Theil des Adels gieng wirklich zum Kaiſer über; aber die Prager ſchloſſen ſich wieder enger an die Taboriten an, und einſtimmig ward der blinde Ziſka zum Anführer der Sehenden erhoben.

Dieſer außerordentliche Mann hatte, nach dem gänzlichen Verluſte ſeines Geſichts, bereits Beweiſe abgelegt, daß ihn dieß nicht hindere, ſeinem Poſten ferner vorzuſtehen. Geleitet von zwei Soldaten, pflegte

er noch immer vor der Armee herzumarſchiren, und ſeine Diſpoſition zum Angriff oder zur Vertheidigung war ſogleich gemacht, ſobald ihm ſeine Führer nur erklärten, in welcher Gegend er ſich befände. Ganz Böhmen lag vor ſeinem Geiſte gleich einer Landcharte ausgebreitet. Jedes Flüßchen, jedes Hügelchen, ſammt ihren Entfernungen von einander, waren ihm aufs genaueſte bekannt. Aber nicht ſowohl die Bitten und Thränen der Prager, deren Wankelmuth ihm bekannt war, als die Verrätherey des Adels, beſtimmte ihn, nochmals den Kampfsplatz zu betreten. Den erſten December des Jahres ein tauſend zweihundert und ein und zwanzig hielt er ſeinen feierlichen Einzug in Prag. Die Prieſter, mit der Monſtranz und dem Kelch in der Hand, giengen ihm entgegen, und alle Glocken wurden ihm zu Ehren geläutet, ſobald er die Stadt betrat; eine feierliche Stille herrſchte überall, die ganze verſammelte Menge der Einwohner fiel auf die Kniee, wie die Monſtranz an der Spitze des Heeres der Taboriten bei ihr vorbeigetragen wurde, und Bewunderung und Ehrfurcht gegen den Imperator war auf allen Geſichtern zu leſen.

Nachdem ſeine Truppen acht Tage lang aufs beſte waren in Prag bewirthet worden, ſo brach er nach Kuttenburg auf. Gleich nach der Ankunft daſelbſt, wurde zum Gottesdienſt geſchritten. Dieß vergaßen die Taboriten niemals, wenn ſie in einer Stadt freundſchaftlich aufgenommen wurden. Ihre Prieſter traten zum Altar, in ihren ſchmutzigen, beſtaubten und oft zerlumpten Kleidern, mit Stiefeln und Sporn, ſo wie ſie vom Pferde abſtiegen. Man brachte Brod, und füllte eine Menge Kelche von Eiſen, Zinn oder Holz, mit Wein. Der Prieſter ſprach ein kurzes Gebet, nebſt der gewönlichen Einſegnungsformel; dann reichte er einem jeden das Abendmahl, und viele grif-

fen

ſen ſelbſt zu. Den Kuttenburgern gefiel dieſe Art, das heil. Abendmahl auszutheilen, gar nicht. Sobald ſie daher Ziſka verließ, um nach Czaslau zu gehen, erſchlugen ſie alle in der Stadt befindliche Huſſiten und lieferten die Stadt dem Kaiſer aus. Ziſka mußte nun hinter ſeiner Wagenburg Schutz ſuchen. Siegmund hatte ihn mit ſeinem zahlreichen Heere eingeſchloſſen, und nie waren die huſſitiſchen Angelegenheiten in größerer Gefahr geweſen. Schon ſtimmte man im kaiſerlichen Lager Triumphlieder an, ſchon ſah man im Geiſt die Scheiterhauſen rauchen, auf welchen die Ketzer zur Hölle geſchickt werden ſollten. Auch war dem Anſchein nach alles verloren. Denn hätte Ziſka auch hinlänglich Proviant bei ſich gehabt, um einen Entſatz abzuwarten, ſo war es doch unmöglich, bei der großen Kälte, die mehr zu- als abnahm, lange unter freiem Himmel auszudauren, und eine Schlacht zu wagen, nicht weniger bedenklich, da die kaiſerliche Armee die huſſitiſche gar zu ſehr an Anzahl überwog. Aber man hatte bei dieſer Berechnung vergeſſen, das Genie des huſſitiſchen Feldherrn mit in Anſchlag zu bringen, das mehr werth war als ein Heer von hunderttauſend Mann. Daß er ſich weder in dieſer Stellung lange halten, noch, ohne ſeine Armee aufs Spiel zu ſetzen, ein Treffen wagen könnte, ſah Ziſka eben ſo gut als ſeine Feinde. Aber ihm blieb noch ein dritter Weg, den ſich jene nicht als möglich denken konnten, nemlich ſich in aller Stille durchzuſchleichen. Um dieſes Vorhaben durchzuſetzen, mußte man die Anſtalten dazu mit der größten Behutſamkeit betreiben. Als alles Gepäcke auf die Wagen gebracht war, brach Ziſka des Nachts aus ſeinem Lager auf, alle Vorpoſten der kaiſerl. Armee wurden überraſcht, und ſämmtlich mit einer ſolchen Stille maſſakrirt, daß er bereits Kolin erreicht hatte, als

der Feind seine Flucht gewahr wurde. Nicht ein Mann gieng dabei verloren, nicht ein Wagen durfte im Stiche gelaſſen werden.

Verzweifeln wollte der Kaiſer, als ihm die Nachricht davon überbracht wurde, und Kleinmuth trat bei ſeinem Heere an die Stelle des Uebermuths. Die beträchtliche Ueberlegenheit, die die kaiſerliche Armee in Anſehung der Anzahl über die huſſitiſche hatte, hinderte aber Ziſka'n noch immer, die erſtere anzugreifen. Allein der Zulauf zu ſeinen Fahnen aus der Provinz nahm alle Tage zu, und er hofte bald im Stande zu ſeyn, dem Kaiſer die Spitze bieten zu können. Er bot ihm wirklich eine Schlacht an, und — Siegmund zog ſich zurück, nachdem er Kuttenburg abgebrannt hatte. Der blinde Ziſka folgte ihm auf dem Fuße nach, erreichte ihn bei Deutſchbrod, und griff ihn mit ſolchem Erfolge an, daß das königl. Fußvolk ſogleich die Flucht ergrif, und daß die fünfzehntauſend Mann ſtarke ungariſche Reuterey, die am längſten Stand hielt, nach einem hitzigen Gefechte weichen mußte. Für die Menge der Fliehenden hatte die Brücke über die Salzawa nicht Breite genug. Nun ſetzten ſie über den gefrornen Fluß, aber das Eis brach und einige tauſend ertranken. Der Kaiſer floh bis Iglau. Sein Verluſt war ſehr beträchtlich. Denn Ziſka hatte ſieben Fahnen und fünfhundert Wagen, worunter hundert und vierzig mit Koſtbarkeiten beladen waren, erbeutet. Er theilte alles unter ſeine ſiegreichen Taboriten aus. Hierauf ließ er Deutſchbrod auffodern, und da ſich die Bürger nicht ergeben wollten, ließ er den Ort beſtürmen; allein der erſte Sturm wurde mit einem Verluſt von dreitauſend Mann für die Huſſiten abgeſchlagen. Dieſer Verluſt brachte der Stadt den Untergang. Mit unglaublicher Wuth wurde der Sturm wiederholt, die Mauern erſtiegen, die

Einwohner insgeſammt ermordet und der Ort gänzlich geſchleift, ſo daß er vierzehn Jahre lang unbewohnt blieb. Nun machte Ziſka einen Streifzug nach Oeſterreich, und dieſes unglückliche Land büßte unter allen deutſchen Staaten die Thorheit ſeines Beherrſchers zuerſt.

8.

Ein neuer König von Böhmen. Ziſka's Unwille über die Prager. Sein Tod.

Der gemeinſchaftliche Feind der Huſſiten hatte nicht ſobald die böhmiſchen Grenzen verlaſſen, als die Zwietracht ihre Fackel unter ihnen ſelbſt wieder zu ſchwingen begann. Der edlere Theil der Prager Huſſiten hatte zeither unter dem Deſpotiſmus des übermüthigſten Volksführers geſeufzt. Dieß war der oben erwähnte Prämonſtratenſermönch. Johann war Tyrann zu Prag. Unter dem ſcheinbaren Vorwande des öffentlichen Wohls hatte er ſich die Gemüther des Pöbels geneigt, und mit Hülfe dieſes die vornehmen Prager zu Sklaven zu machen gewußt. Tod und Verweiſung traf die, welche ſich ſeinen Abſichten widerſetzten. Der Senat ſuchte den Volkstyrannen zu ſtürzen, aber da er es merkte, eilte er nebſt zehen ſeiner Anhänger aufs Rathhaus, ſetzte die Senatoren zu Rede, und drohte ſie durch ſeinen Anhang zum Fenſter herabſtürzen zu laſſen. Dieſe Drohung, die bei dem mächtigen Einfluſſe eines ſchlauen Demagogen auf das gemeine Volk leicht in Erfüllung gehen konnte, beſtimmte den Rath, einen raſchen Entſchluß zu faſſen. Um mit einem Streiche ſowohl ſich ſelbſt zu erhalten, als Prag von ſeinem Tyrannen zu befreien,

ließ er den Scharfrichter holen und allen eilfen in der größten Stille die Köpfe abſchlagen. Da aber die Gerichtsdiener bei Abwaſchung des Bluts der Enthaupteten nicht vorſichtig genug waren, und etwas Waſſer mit Blut vermiſcht auf die Straße fließen lieſſen, ſo ſchöpfte der Pöbel Verdacht, ſprengte die Thüren des Rathhauſes, und entdeckte das unglückliche Schickſal ſeines Lieblings. Raſend drang er jetzt in die Rathsſtube, und erwürgte ſämmtliche anweſende Glieder auf der Stelle. Mit ſo wenig Opfern, die der wüthende Pöbel zur Verſöhnung der Manen des hingerichteten Mönchs geſchlachtet hatte, waren aber die Anhänger deſſelben unter den Profeſſoren zu Prag noch nicht zufrieden. Das Volk noch mehr aufzubringen, zeigten ſie ihm den Kopf ſeines Schutzheiligen in einer Schüſſel aus den Fenſtern des Rathhauſes, legten die Köpfe der übrigen Hingerichteten auf eine Bahre, und trugen ſie unter dem feierlichen Geſang: Isti sunt Sancti! (das ſind die Heiligen) eine zeitlang unter Begleitung des heulenden Pöbels in der Stadt herum. Die Farce that ihre Wirkung. Ganzer vierzehn Tage lang ließ der Pöbel ſeinem Schmerz freien Lauf. Alle Häuſer und Läden der Rathsperſonen wurden geplündert, das Karlskollegium aufgeſchlagen, und die Lehrer, welche man für Feinde Johanns des Prämonſtratenſers hielt, in die Gefangenſchaft geſchleppt.

Dieſe neuen Drangſale, die eine gänzliche Auflöſung des Staats nur zu ſehr bewieſen, machten bei dem rechtſchaffenen Theile der Huſſiten den Wunſch aufs neue rege, daß ſich alle Faktionen unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte vereinigen möchten. Alle dieſe Greuel, glaubten ſie, würden ſogleich ihre Endſchaft erreichen, wenn der neue König angekommen ſeyn würde. Wäre dieß wirklich der Fall geweſen,

ſo

ſo war Böhmen jeẓt ſeinem Glücke nahe! denn bald darauf erſchien Prinz Koribut aus Litthauen, um ſich ſtatt ſeines Bruders Vitold krönen zu laſſen. Der Herzog Vitold hatte aus verſchiedenen Urſachen den Antrag der Böhmen abgelehnt, und ihnen ſeinen Bruder Koribut zu ſenden verſprochen. Er ſelbſt begleitete ihn jeẓt in Perſon, verſicherte die Böhmen ſeines Schuẓes, und führte ihnen ſogleich fünftauſend Mann Kavallerie zu. Bei dem Volke erwarb ſich der Prinz gleich anfangs nicht wenig Liebe, weil er mit ihm aus dem Kelche trank; aber der Adel, wenige Ritter ausgenommen, nahm die Parthie Siegmunds. Als man den Prinzen krönen wollte, fehlte die böhmiſche Krone. Man vermuthete, ſie wäre noch auf dem Schloſſe Karlſtein, wo königl. Beſaẓung lag, und der Krone wegen wurde nun das Schloß von den Pragern mit vier und zwanzig tauſend Mann belagert. Die Belagerung dauerte beinahe ſechstehalb Monate lang. Die Prager warfen aus ihren Kriegsrüſtzeugen große ſteinerne Kugeln, neun tauſend zwei und dreiſſig an der Zahl, und dreizehn Feuerfäſſer in die Feſtung. Auf den Brunnen im Schloſſe ſchleuderten ſie achtzehn hundert zwei und zwanzig mit Gift oder Menſchenkoth angefüllte Fäſſer. Und aller dieſer fürchterlichen Anſtalten ungeachtet blieb der Karlſtein dennoch unerobert. Ein unglücklicher Schuß aus der Feſtung tödtete den Herzog von Litthauen, und beſtimmte der Belagerung ihr Ende. Noch verderblicher, als dieſe unglückliche Expedition, war die immer wachſende Uneinigkeit unter den Huſſiten ſelbſt. Ein Theil erklärte ſich für den Prinzen, ein anderer verwarf ihn, und beide Theile beſtanden mit der größten Hartnäckigkeit auf ihrer Geſinnung.

Ziſka, der indeſſen von ſeinem Streifzuge nach Oeſterreich zurückgekommen war, blieb bei dieſem Kron-

ſtreite

ſtreite kein gleichgültiger Zuſchauer. Er ließ den Pragern ſagen, ſie ſollten den Prinzen nicht krönen, ſondern ſich auf ihn verlaſſen. Er werde ſie ſchon gegen Siegmunden und den mit ihm verbündeten Adel ſchützen, daß ſie als ein freies Volk ohne König leben könnten. Da ihm hierauf eine beleidigende Antwort gegeben wurde, ſo rief er zornig: „So mögen es denn die Prager, die ich zweimal aus des Kaiſers Händen errettet habe, fühlen, daß ich mein Vaterland erhalten, aber auch zu Grunde richten kann.“

War es je möglich die Huſſiten zu unterdrücken, ſo trat jetzt der günſtigſte Zeitpunkt dazu ein. Geſchwächt durch innere Zwiſtigkeiten, und bereit, einander ſelbſt aufzureiben, wie wäre es ihnen möglich geweſen, einem verabredeten Angriffe der Kaiſerlichen und Deutſchen zu widerſtehen? Aber ein ungünſtiges Geſtirn waltete über Siegmunds Angelegenheittn. Immer kam er mit ſeiner Armee entweder zu früh oder zu ſpat nach Böhmen. Denn bald war das deutſche Heer bereits nach Hauſe gegangen, wenn er anrückte, bald kam es an, wenn er geſchlagen war. Ueberdieß gehörte eben nicht viel dazu um einzuſehen, daß die deutſchen Hülfstruppen immer nur kamen — um da zu ſeyn. So war im Herbſt des Jahres ein tauſend vierhundert und drei und zwanzig wieder eine deutſche Armee in Böhmen angekommen; aber ihre Thaten beſtanden weiter in nichts, als in einer ſchläfrigen Belagerung der Stadt Saatz, deren Einwohner endlich bei einem Ausfalle das furchtbare Heer, wozu beinahe alle deutſche Reichsfürſten ihr Kontingent gegeben hatten, in die Flucht ſchlugen und dem Feldzuge ein Ende machten. Siegmund fühlte dieß und zog ſich voll Verdruß in ſein Königreich Ungarn zurück, mit dem Vorſatz, ſich wenig mehr um die böhmiſchen Angelegenheiten zu bekümmern. So ließ man

die

die ſchöne Gelegenheit, den huſſitiſchen Unruhen ein Ende zu machen, von Seiten des Kaiſers und des deutſchen Reichs entſchlüpfen. Aber der Tag der Reue war nicht mehr fern! Schwer büßte das unglückliche Deutſchland in der Folge die Nachläßigkeit ſeiner Fürſten! Zu ſpat waren dann alle Anſtalten, als das huſſitiſche Heer, gleich der Meeresfluth, alle Dämme durchbrach, und ihre Länder überſchwemmte. —

Ziſka ließ nun zuerſt den Adel und die Prager ſein Uebergewicht fühlen, da ſie es gewagt hatten, ſeinen Unwillen zu reizen. Den Adel traf zuerſt das Loos. Mit unausſprechlicher Grauſamkeit wurden ſeine Güter verwüſtet; die Unterthanen fraß das Schwerdt und die Güter verzehrte das Feuer. Zwar ſäumte der Adel nicht, ihm ein Heer entgegen zu ſtellen; allein Ziſka ſchlug daſſelbe aufs Haupt, eroberte das ſämtliche Geſchütz und Bagage, und ſetzte ſeine Verwüſtungen vor und nach fort. Als er damit fertig war, kam die Reihe an die Städte, welche es nicht mit ihm hielten. Von Czaslau trug er ſeine ſiegreichen Waffen nach Mähren, und hier bekam ers mit des Kaiſers Schwiegerſohne, dem Herzog Albrecht von Oeſterreich zu thun, welchem Siegmund die böhmiſchen Angelegenheiten übergeben hatte. Albrecht konnte ſich gegen den kühnen Eroberer nicht behaupten, ſondern zog ſich nach Oeſterreich zurück, und Ziſka nahm hierauf nicht nur in Mähren einen verwüſtenden Streifzug vor, ſondern drang auch bis nach Stockerau in Oeſterreich vor, und verheerte die bis an die Donau gelegene Gegend. Als aber der Herzog Albrecht, durch friſches Kriegsvolk aus Ungarn verſtärkt, gegen ihn anrückte, zog er wieder nach Mähren, und dann nach Böhmen, weil der tapfere Biſchof von Olmütz in Verbindung mit zween Baronen ihm bei einem nächtlichen Ueberfalle großen Schaden zugefügt hatte.

hatte. Ueberall, wo er hinkam, hinterließ er trauꝛ rige Beweiſe ſeiner Grauſamkeit.

Eine ununterbrochene Reihe von Schlachten, Beꝛ lagerungen und Scharmützeln, die ſeit Jahr und Tag ununterbrochen auf einander gefolgt waren, hatte Ziſꝛ ka's Heer dergeſtalt vermindert, daß er es ſelbſt für zu ſchwach hielt, der vereinigten Armee der Prager und des Adels widerſtehen zu können. Eine einzige Niederlage aber in dieſem kritiſchen Zeitpunkte, die den Reſt des Kerns ſeiner Truppen vollends aufgerieꝛ ben hätte, würde alle zeither errungenen Vortheile wieder vernichtet haben. Ziſka kannte ſein Glück und den Muth ſeiner Taboriten, aber er wußte auch, daß ein kluger Feldherr jede Gelegenheit vermeiden muß, ſeinen Truppen den Wahn der Unüberwindlichꝛ keit zu benehmen. Um nicht, gleich einem unbeſonꝛ nenen Spieler, den Reſt ſeines Vermögens auf eine Karte zu ſetzen, wollte er ſich mit guter Manier wieꝛ der aus Böhmen heraus und an die Grenze von Mähꝛ ren ſchleichen. Aber die Prager bedrängten ihn von allen Seiten, verſperrten ihm die Päſſe, und brachꝛ ten ihn einſt in eine ſo verzweifelte Lage, daß er die größte Gefahr lief, entweder gefangen, oder in die Elbe geſprengt zu werden. Doch Glück und überleꝛ genes Feldherrntalent rettete ihn auch dießmal! ja er gewann ſogar mit ſiebentauſend Mann Fußvolk, fünfꝛ hundert Reutern und dreihundert Wagen ein Hauptꝛ treffen, das den Pragern auf dreitauſend Mann koſtete.

Ein Sieg, unter ſo ungünſtigen Umſtänden, war für die Huſſiten zu herrlich, als daß er nicht ihren Stolz hätte bis zur Ausſchweifung erheben, und für die Prager zu demüthigend, als daß ſie nicht hätꝛ ten einen Verſuch machen ſollen, das Vergangene wieder gut zu machen. Während die erſtern triumphiꝛ

rend

rend das Reich verheerten, warteten die letzten nur auf eine günſtige Gelegenheit, ihre Rache zu befriedigen. Allein Ziſka zog neue Verſtärkungen an ſich, und brachte ihnen noch einmal eine ſo empfindliche Niederlage bei, daß ſie in voller Verwirrung nach Prag zurück flohen.

Schrecken und Angſt verbreitete ſich daſelbſt, als man erfuhr, daß Ziſka mit ſeinem Heere gegen die Stadt anrücke. Sie ſollte nun für ihre Vergehungen büßen. Fürchterlich waren die Anſtalten, die der erzürnte Anführer zur Zerſtörung der Königsſtadt machte, und ſchröcklich war der Zuſtand ihrer Einwohner, die wegen der vielen Faktionen zu keinem endlichen Entſchluſſe kommen konnten. Einige riethen zur Vertheidigung, andere zur freiwilligen Uebergabe; einige ſchoben alle Schuld ihres Unglücks auf den Stadtrath, andere auf die Ritterſchaft. Fehlte es in Prag nicht an Leuten, die die Parthie des Ziſka nahmen, ſo fehlte es in dem Lager der Huſſiten nicht an Vertheidigern der Prager. Mit einem Worte, man fühlte von beiden Seiten, wie nöthig es ſey, daß die Bande, womit beide Theile zu einem gemeinſchaftlichen Intereſſe verbunden waren, nicht gänzlich zerriſſen würden. Vorzüglich waren die Hülfstruppen, die Ziſka aus den Städten an ſich gezogen hatte, wider die Zerſtörung der Hauptſtadt, der Mutter ihrer Religion. Den Kaiſer und die deutſchen Fürſten zu bekriegen würde weit anſtändiger für ſie ſeyn, meinten ſie, als durch innerliche Kriege den Feinden ihrer Religion Gelegenheit zu ihrer Unterdrückung zu geben.

Ziſka, der den Menſchen kannte, und alle dieſe Auftritte vorausgeſehen hatte, hörte dieſe Vorwürfe eine zeitlang geduldig an, endlich aber verſammelte er ſein Heer um ſich, und hielt folgende Rede an daſſelbe: „Warum klagt ihr mich an, meine Brüder?

Bin ich euer Feind, den nach eurem Blute dürſtet, daß ihr die Waffen gegen mich kehret? Groß und herrlich war der Sieg, den ihr nur noch neulich über eure Feinde davon getragen habt; wer war es aber, der euch dabei mit Rath und That beiſtand? Hab' ich euch je wohin geführt, wo ihr nicht mit Ruhm und Ehre gekrönt zurück gekehrt ſeyd? Wer gewann dabei? Ehre und Reichthum war euer Theil, und der gänzliche Verluſt meines Geſichts der meinige. Wurde um mich oder um euch, eure Religion, eure Freiheit geſtritten? Ich habe gegen die Prager nichts, ſo wie ſie nichts gegen mich haben. An eurem Untergange liegt ihnen, aber nicht an dem meinigen, denn was könnte ihnen ein alter blinder Mann helfen oder ſchaden? Euch, euren nervigten Arm, eure ſiegenden Waffen, eure Standhaftigkeit fürchten ſie, nicht mich. Euer Untergang iſt gewiß, wenn ihr nicht den ihrigen befördert. Die Fallſtricke, die ſie mir legen, gelten euch. Die innern Zwiſtigkeiten ſind gefährlicher, als die äußern Feinde, und vor allen Dingen muß der Bürgerkrieg geſtillet werden. Daher falle Prag, die Mutter der Zwietracht; Tod und Verderben treffe die Aufrührer. Wenige durch Eintracht Verbundene vermögen mehr als das größte durch Uneinigkeit zerrüttete Heer. Dieß iſt mein Rath und euer die Wahl. Wollt ihr Frieden? Gut, ich werde nicht dawider ſeyn, doch ſeyd auf eurer Hut! Wollt ihr Krieg? auch da wird euch Ziſka mit gutem Rathe nicht entſtehen."

Dieſe Rede verfehlte ihres Zwecks nicht. Einmüthig ergrif man die Waffen, und ſetzte das zum nahen Sturm Erforderliche in Bereitſchaft. Dieſe Anſtalten ſtimmten den Ton der Prager herunter. Selbſt Prinz Koributt ſtimmte für den Frieden; der hauptſächlichſte Grund aber, warum die ſtolzen Pra-

ger

ger für räthlicher hielten, ſich zu demüthigen, war die Furcht vor der großen Menge Taboriten, die ſich in Prag aufhielt, und die wahrſcheinlich bei einem Sturme die Parthey ihrer Glaubensgenoſſen genommen haben würde. Am vierzehnten September des Jahres ein tauſend vierhundert und vier und zwanzig wurde der Friede unterzeichnet, und Tages darauf hielt Ziſka ſeinen Einzug in Prag. Ewiger Friede zwiſchen Taboriten und Pragern, und ewiger Krieg gegen Siegmund waren die Punkte dieſes Friedens, und eine konventionelle Strafe von vierzehntauſend Schock Groſchen ſollte von Seiten der Prager der Garant deſſelben ſeyn.

Ziſka verweilte nicht länge in Prag, wo die Peſt wüthete. Er verſtärkte ſein Heer, und brach auf, um dem Kaiſer einen Beſuch in ſeinen Erbſtaaten zu machen. Aber das Ende ſeiner Laufbahn war da. Er ſtarb am zwölften Oktober in dem Schloſſe zu Priskor an der Peſt, von der er wahrſcheinlich noch in Prag war angeſteckt worden. In der großen Kirche zu Czaslau, wo er begraben wurde, erhielt er ein prächtiges Grabmahl. Aus Achtung für ſein Andenken blieb der Ort, wo ſein Zelt zuletzt ſtand, bis auf den heutigen Tag unbeackert, ob er gleich von lauter Fruchtfeldern umringt iſt. Daß Ziſka vor ſeinem Tode noch befohlen habe, ſeine Haut über eine Trommel zu ſpannen, iſt wohl nicht mehr als eine Fabel.

9.

Der große Prokopius, Ziſka's Nachfolger. Neuer Einfall der Deutſchen.

Ziſka hatte noch vor ſeinem Ende einen ſeiner Hauptleute, dem geſammten huſſitiſchen Heere zum Feldherrn empfoh-

empfohlen. Prokopius Holy, ſo hieß er, hatte ſich in ſeiner Jugend den Studien gewidmet, und deshalb eine zeitlang in Frankreich, Spanien und Italien aufgehalten. Da nach damaliger Sitte nur der als ein formirter Mann angeſehen wurde, der das heilige Grab beſucht hatte, ſo machte er auch dahin eine Reiſe. Bei ſeiner Rückkehr wurde er von ſeinem Pflegevater, Ziſka's Onkel, ganz gegen ſeine Neigung, dem geiſtlichen Stande gewidmet. Die huſſitiſche Revolution, die den Böhmen die Feſſeln des Glaubens löſete, war auch ein günſtiger Zeitpunkt für den jungen Prokopius. Ueberzeugt, daß er mehr für die Welt als für die Kutte gebohren ſey, warf er dieſe weg und folgte Ziſka's Fahnen unter dem Namen des geſchornen Prokopius. Tapferkeit und militairiſche Talente erhoben ihn bald zur Stelle eines Unterfeldherrn, und erwarben ihm Ziſka's ganze Gewogenheit. Unter Anleitung dieſes Kriegers verrichtete er Thaten, welche hoffen ließen, daß der Schüler ſeinem Meiſter dereinſt wenigſtens gleich kommen, wo ihn nicht gar übertreffen würde. So groß aber auch ſeine Anſprüche auf die oberſte Feldherrnſtelle waren, ſo wollte ihn doch ein großer Theil des huſſitiſchen Heeres nicht dafür erkennen. Nur die Taboriten befolgten Ziſka's Befehl, und verewigten in der Folge unter ſeiner Anführung ihren Namen durch große Thaten.

Prag allein gehorchte dem Prinzen Koribut; die übrigen Huſſiten bildeten zwei verſchiedene Heere. Das eine nannte ſich die Horebiten von dem Berge Horeb, wo ſie ſich lagerten; das andere die Waiſen, weil ſie an Ziſka einen Vater verloren zu haben glaubten. Die letzten lebten abgeſondert von der Welt in Hütten, zogen aus einer Gegend in die andere, und verwüſteten das Land. Sie ſind es vorzüglich, die den Namen der Huſſiten durch ihre unerhörten Verwüſtungen

gen geſchändet haben. Als ob ſie den Tod ihres Feldherrn an der ganzen Natur rächen wollten, verſchonten dieſe melancholiſchen Schwärmer ſelbſt die lebloſen Geſchöpfe derſelben nicht. Da ihrer Meinung nach niemand würdig war Ziſka's Stelle einzunehmen, ſo erwählten ſie blos Hauptleute. Ueberhaupt glich der ganze Hauſe mehr einer verwüſtenden ſcythiſchen Horde, als einem Heere für die Glaubensfreiheit ſtreitender Böhmen.

Jedes dieſer verſchiedenen Heere handelte, von dem andern ganz unabhängig, und ſie vereinigten ſich nur dann, wenn der Angriff eines mächtigen Feindes ſie dazu nöthigte. Böhmen nannten ſie das gelobte Land, und in den angrenzenden deutſchen Provinzen wohnten, ihrem Ausdrucke nach, Philiſter, Edomiter und Moabiter. Sie zogen nach verſchiedenen Gegenden. Die Horebiten verwüſteten Schleſien mit Feuer und Schwerdt; die Prager thaten einen Streifzug nach Mähren; die Taboriten und Waiſen plünderten Oeſterreich bis Krems, und zündeten auf dem Rückwege das Städtchen Zwetel an. Hier holte ſie der Herzog Albrecht ein. Man ſchlug ſich bis in die Nacht herum, und der Sieg war unentſchieden, ungeachtet die Huſſiten ihre Wagen eingebüßt hatten. Mit anbrechender Morgenröthe thaten ſie aber einen neuen Angriff auf die Oeſterreicher, der ihnen vollkommen glückte. Vergnügt über dieſen Sieg eilten ſie nach Böhmen zurück, um von einer zu Prag ausgebrochenen Uneinigkeit Vortheil zu ziehen. Schon hatten ſie die Stadtmauer erſtiegen; der große Prokop trieb ſie aber wieder herunter. Ebenderſelbe that, nachdem er den Frieden wieder hergeſtellt hatte, einen Zug nach Oeſterreich, bei welchem die Stadt Retz in einen Aſchenhaufen verwandelt wurde.

So hoben die Huſſiten überall ihr Haupt ſiegreich empor, ungeachtet der innern Unruhen und Zwiſtigkeiten, die unter ihnen herrſchten. Alle ihre Feinde lagen entkräftet da, oder ergriefen bei ihrem Anrücken die Flucht. Selbſt die päbſtliche Lunge ſchien endlich erſchöpft zu ſeyn, nachdem ſo viele gegen die böhmiſchen Ketzer ausgeſprochenen Bannflüche fruchtlos geweſen waren. Der einzige Troſt, den man zu Rom hatte, war der, daß ſich die huſſitiſche Peſt wenigſtens nicht weiter zu verbreiten ſchien. Die Diener des geiſtlichen Deſpotismus boten alle Kräfte auf, dem gemeinen Manne den wahren Geiſt der böhmiſchen Revolution zu verbergen. Daher kannten die Deutſchen die Huſſiten nicht anders, als unter der Benennung von Nichtchriſten und Menſchenfreſſern; und die Grauſamkeiten, welche die aus den böhmiſchen Feldzügen Zurückkehrenden als Thatſachen von den letztern verbreiteten, dienten dazu, den irrigen Begriff von den Bekennern der neuen Lehre noch mehr zu befeſtigen. Die Aufgeklärten der deutſchen Nation aber, denen wohl bekannt war, daß dieſe Lehre den Grund zur Wiedergeburt der ächten chriſtlichen Religion und einer ungekränkten Gewiſſensfreiheit enthielt, wurden durch das unausſprechliche Elend, das die ſchwärmeriſchen Huſſiten in Böhmen verbreitet hatten, ungewiß gemacht, ob ſie nicht lieber eine ruhige Knechtſchaft einer mit vielem Blut erkauften Freiheit vorziehen ſollten. Böhmen wurde daher allgemein als eine verpeſtete Provinz angeſehen, und von dem Klerus aller deutſchen Staaten ein mächtiger Kordon gezogen, damit ſich die Seuche nicht weiter verbreiten möchte. Und ſo würde man denn von Seiten des Pabſt und des deutſchen Reichs die Böhmen endlich ihrem Schickſal überlaſſen und auf beſſere Zeiten gewartet haben, wenn nicht Siegmund ein größeres Intereſſe

tereſſe bei der Unterjochung der böhmiſchen Ketzer gehabt hätte, als die deutſchen Fürſten.

Seit mehrern Jahren hatte der Kaiſer wieder zu einem neuen Zuge gegen die Huſſiten Anſtalten gemacht, und die Hülfe des ganzen deutſchen Reichs hiezu aufgeboten. Er ſchrieb in dieſer Abſicht einen Reichstag aus, den er, dem ausdrücklichen Verlangen der Churfürſten zufolge, zu Nürnberg halten mußte. Es erſchienen auf demſelben alle Churfürſten; viele andere geiſtliche und weltliche Fürſten, Prälaten, Grafen und Herren. Die Fürſten ſchlugen eine Geldanlage vom hundertſten Pfennig vor, um ein Kriegsheer gegen die Huſſiten davon zu beſolden. Wahrſcheinlich hätten ſie dann die Stellung der meiſten Mannſchaft über ſich genommen, und die Städte wären nur zum Geldbeitrage angehalten worden. So würde ſich am Ende die deutſche Kriegsmacht blos in den Händen der Fürſten und Herren befunden haben, und wie mancher Reichsſtadt Freiheit wäre dabei in Gefahr geweſen! Die ſchlauen Abgeordneten der Städte ſahen das gar wohl ein. Sie blieben alſo ſtandhaft dabei, daß der Anſchlag an **Mannſchaft** möchte gemacht werden. Der Churfürſt Friedrich von Brandenburg wurde zum oberſten Feldhauptmann beſtellt. In der Sebaldskirche zu Nürnberg übergab man ihm das geweihte Panier, und auf aller Heiligen Tag ſollte das Heer im Felde erſcheinen. So ernſtlich aber auch alle dieſe Anſtalten gemacht wären, ſo gieng doch dieſer Reichskrieg eben den Gang, den andere zu gehen pflegten. Es verſtrichen noch einige Jahre, wo man wegen der huſſitiſchen Unruhen nichts that, als daß man ſich — über die Mittel berathſchlagte, ihnen ein Ende zu machen.

Siegmund, dem dieſe Reichshülfe zu lange ausblieb, ſchloß mit dem Churfürſten Friedrich von Sach-

ſen im Jahr ein tauſend vierhundert und fünf und zwanzig ein beſonderes Bündniß wider die Huſſiten. Ehe aber die Verbündeten ihren Plan, die böhmiſchen Rebellen zu züchtigen, ins Werk ſetzen konnten, fand der bethörte Churfürſt große Urſache es zu bereuen, daß er ſich in das gefährliche Spiel gemiſcht hatte. Die Huſſiten vereinigten ſich wieder, bemächtigten ſich der meiſten böhmiſchen Oerter, die der Churfürſt beſetzt hatte, und belagerten Auſſig, welches ebenfalls eine churſächſiſche Beſatzung hatte. Der ſächſiſche Kommandant, vor Schrecken über dieſen unerwarteten Beſuch ganz auſſer ſich, bat dringend um Sukkurs. Der Churfürſt befand ſich gerade auf dem Reichstage zu Nürnberg, aber ſeine thätige Gemahlinn Katharine verlor die bei nahen Ungewittern ſo nöthige, und nur großen Seelen eigene Gelaſſenheit nicht. Auf ihren Befehl erſchien die ganze Ritterſchaft zum Streite gerüſtet, begleitet von einer unüberſehbaren Anzahl Knechte, und es ſammelte ſich in Kurzem ein Heer, das einige Schriftſteller auf hundert tauſend Mann angaben. Ehe dieſe Schaaren ihren Marſch antraten, hielt die große Fürſtinn Muſterung über ſie, ein Beiſpiel, das um deſto mehr unſere Bewunderung verdient, weil das zärtere Geſchlecht damaliger Zeiten, nur mit dem Rocken und der Minne beſchäftiget, männliche Geſchäfte Männern überließ. „Ziehet hin, ſagte ſie, und ſeyd eingedenk, daß Sachſens Wohl auf euch beruhet. Nie müſſe Uebermuth euch verwegen, aber auch Kleinmuth nicht verzagt machen. Die Tapferkeit eurer Feinde iſt bekannt, aber ſie ſind nicht unüberwindlich. Iſt es möglich, ſo vermeidet eine Schlacht, weil der Verluſt derſelben euer Vaterland dem Feinde preis geben würde; iſt es nicht möglich, ſo beweiſet, daß man euch nicht ungeſtraft dazu auffodert.“

Im

Im Buche des Schickſals ſtund die Niederlage des ſächſiſchen Heeres geſchrieben. Sobald daſſelbe das böhmiſche Gebürge überſtiegen hatte, machte es auf die Huſſiten bei Auſſig einen Angriff, der ſo unglücklich ausfiel, daß zwölf tauſend Mann auf der Wahlſtatt liegen blieben. Es gab keine adeliche Familie in Sachſen, die nicht durch dieſes Treffen in Trauer verſetzt worden wäre. In der Nacht nach dem Treffen ſtürmten die Huſſiten Auſſig aufs neue, erſtiegen es, und ermordeten Beſatzung und Bürger. Keine Gnade wurde gegeben, und die Stadt in einen vollkommenen Aſchenhaufen verwandelt.

Schröcklich für Sachſen und die angrenzenden Provinzen war die Nachricht von dieſer Niederlage. Ganz Ober- und Niederſachſen zitterte, und die Städte Erfurt, Jena, Magdeburg und noch andere beſſerten ihre Mauren aus. Aber ſchonend gieng das drohende Ungewitter dießmal noch vorüber. Die Prager waren auf keine Weiſe zu bereden, mit den Taboriten einen Einfall in Sachſen zu thun, und Prokopius dünkte ſich allein zu dieſer Unternehmung zu ſchwach. Er beſuchte daher wieder den Herzog Albrecht von Oeſterreich in ſeinem Lande, gieng dann verheerend nach Schleſien, und brachte von da eine ſolche Menge Hornvieh zurück, daß fünfzehn Ochſen um zwei Schock Groſchen verkauft wurden. Zum Glücke für die deutſchen Länder brachen jetzt wieder die greulichſten Uneinigkeiten unter den Huſſiten ſelbſt aus. Man zerfleiſchte ſich wegen unverſtändlicher Glaubensartikel, Prag ward von den Taboriten belagert, und da ſie vergeblich dieſen wohlhabenden Ort zu erobern ſuchten, ſo traf ihr Zorn einige mit Prag verbundene Landſtädte, die theils verwüſtet, theils durch Brandſchatzungen auf die fürchterlichſte Weiſe mitgenommen wurden. Die Prager dankten inzwiſchen ihren

ren Schattenkönig Koribut ab, und plötzlich ruhten die innern Fehden wieder, als die Nachricht einlief, daß ein auswärtiger Feind ſich den böhmiſchen Grenzen nahe.

Mit dem Frühlinge des Jahres ein tauſend vierhundert und ſieben und zwanzig eilten die deutſchen Reichstruppen ſchaarenweiſe den Fahnen ihrer Heerführer zu. Der unbehülfliche deutſche Staatskörper kam endlich, nach vieljährigen Deliberationen, in Regſamkeit, und es ward beſchloſſen, Tod und Verderben über die Huſſiten zu verhängen. Man wollte auf einmal mit vier verſchiedenen Heeren in Böhmen einrücken. Das erſte ſollte aus Rheinländern, Elſaſſern, Schwaben, Baiern und Franken beſtehen; das zweite wollte der Churfürſt von Sachſen aus Meißnern und Thüringern, ingleichem aus den Nachbarn zuſammenbringen; zum dritten wurden Schleſier beſtimmt, und das vierte wollten die Herzoge von Oeſterreich, der Erzbiſchof von Salzburg und ihre Nachbarn ſtellen. Nürnberg war der Sammelplatz. Der Marſch eines ſolchen Heeres war für die Provinzen, die er traf, nicht viel beſſer als ein feindlicher Einfall. Das Magazin, woraus der Soldat damaliger Zeit verpflegt wurde, war ſein Schnappſack. War dieſer leer, ſo zehrte er von den Vorräthen der Bürger und Bauern, unbekümmert, ob es Freunde oder Feinde waren. Hätte es ihm auch öfters nicht an dem, zur Bezahlung ſeines Unterhaltes erforderlichen Gelde gefehlt, ſo war es doch nicht möglich, ihn für ein Heer von hundert und mehr tauſend Mann ohne Bedrückung der Unterthanen in ſolcher Geſchwindigkeit herbei zu ſchaffen. Diſciplin war in dieſen Zeiten ebenfalls eine unbekannte Sache, und der Soldat trat blos auf Hofnung zu machender Beute unter die deutſchen Fahnen. Glückte es ihm im feind-

lichen Lande damit nicht, ſo waren die Unterthanen freundſchaftlicher Provinzen ſeiner Raubſucht dafür ausgeſetzt.

So war das Heer beſchaffen, das nun, aus mehr als hundert tauſend Mann beſtehend, ſeinen Marſch nach Böhmen nahm. Hätte es demſelben nicht an Zucht und Ordnung gefehlt, und hätten die Anführer nicht, durch die bei der Reichsarmee unaustilgbare Eiferſucht, ihre Anſtalten ſelbſt vereitelt, ſo war wohl nicht leicht abzuſehen, wie die Huſſiten dem ihnen gedrohten Schickſale entgehen ſollten.

Der Einfall der Deutſchen brachte in Böhmen alles in Bewegung. Es galt der Erhaltung des Vaterlandes, und darum griefen nicht nur Huſſiten, ſondern auch Katholiken zu den Waffen. Der weiſſe Berg war der Ort wo ſie ſich ſammelten, und von da giengen ſie gerade auf die Deutſchen los, die ſeit vier Wochen vor der Stadt Mieß lagen, ohne im Staude zu ſeyn, dieſen unbedeutenden Ort einzunehmen. Die Feinde des Vaterlandes hatten ſich von dem Schrecken noch nicht erholt, den ihnen das nahe Zuſammentreffen mit den Huſſiten verurſachte, als dieſe mit einer fürchterlichen Wuth auf ſie eindrangen. Dadurch wurden die Deutſchen ſo ſehr überraſcht, daß ſie alle Gegenwart des Geiſtes verloren, und eiligſt die Flucht ergriefen. Kein Zureden ihrer Feldherren war vermögend, ſie zum Stehen zu bringen. Alles wurde im Stiche gelaſſen, die Hinterſten liefen über die Vorderſten weg, und die ungeheure plumpe Maſſe fiel durch ihre eigene Größe. Die Böhmen hatten nun weiter nichts zu thun, als die Flüchtigen zu verfolgen, und es ſollen über zehentauſend derſelben niedergehauen worden ſeyn. Alles Gepäcke, alle Kriegswagen und alles ſchwere Geſchütz fiel den Siegern in die Hände. Der päbſtliche Legat, der den

Flie-

Fliehenden mit einem großen Haufen Kreutzſoldaten begegnete, ſtrengte vergebens ſeine Beredſamkeit an, um ſie aufzuhalten; er mußte daher gleichfalls umkehren. In wenigen Tagen war kein lebendiger Deutſcher mehr in Böhmen zu ſehen, außer dem Häufchen, das ſich in die Stadt Tachau geworfen hatte, wo eine deutſche Beſatzung lag, die den Rücken decken ſollte. Aber auch hier ſollten die Feinde keine Freiſtatt finden. Prokopius rückte mit ſeinen Truppen vor Tachau, nahm die Stadt am eilften Tage der Belagerung mit ſtürmender Hand ein, ließ die ganze Beſatzung niederhauen, und vertilgte dadurch in Böhmen den Reſt der unüberwindlichen deutſchen Armee.

10.

Die Huſſiten verheeren viele Gegenden Deutſchlands. Fruchtloſe Unternehmungen gegen ſie.

Seit zehen Jahren hatte Siegmund mit dem Unglück gerungen, ſeine Kräfte waren erſchöpft, und oft verließ ihn die Hofnung, ſeinen Zweck jemals zu erreichen. Aber irgend eine günſtige Bewegung des Katholicismus erzeugte in ihm auf einmal den Gedanken wieder, es ſey doch noch nicht alles verloren. Die Anzahl der heimlichen und öffentlichen Katholiken in Böhmen war, wo nicht größer, doch der Anzahl der Huſſiten gleich. Ganze Städte waren in ihren Händen, und in vielen wechſelte die Herrſchaft der Katholiken und Huſſiten nach dem Steigen und Fallen der Anhänger jeder Parthey ab. Ein großer Theil des Adels war auf Siegmunds Seite, weil er katho-

liſch

liſch war, und folgendes Ereigniß zeigt, wie viel er für den Kaiſer gethan haben würde, wenn es ſeine Kräfte verſtattet hätten.

Als nemlich die Prager zu einem Kampfe gegen die Schleſier ausgezogen waren, ſchrieb der Stadtrichter Bureſch in Prag an einen böhmiſchen Edelman Hynieck von Waldſtein: es wäre nun die günſtigſte Gelegenheit, ſich der Königsſtadt zu bemächtigen; er habe bereits dazu den Plan entworfen, und einen Theil der Bürgerſchaft für die Ausführung gewonnen. Entzückt über dieſe Nachricht, theilte Waldſtein dieſelbe mehrern andern Rojaliſten mit, und es wurde der Tag beſtimmt, an welchem die Huſſiten in Prag erwürgt, und die Stadt den königlich Geſinnten überliefert werden ſollte. Des Nachts um ein Uhr erſchien Waldſtein mit ſeinen Gehülfen und einem Korps von neun hundert Mann vor Prags Thoren, und fand alles ſo veranſtaltet, wie es ihm Bureſch gemeldet hatte. Was ihnen vor die Hand kam wurde niedergemacht. Die Bürger, welche in das Komplot mit verwickelt waren, vergrößerten die Anzahl der Königlichen ſo ſehr, daß es den übrigen anfangs gar nicht einfiel ſich zu vertheidigen. Nachdem ſich aber der erſte Schrecken gelegt hatte, und die Einwohner die Schwäche ihrer Feinde merkten, da veränderte ſich die Scene auf einmal, und die bewafneten Bürger drangen ſo auf die Königlichen ein, daß ſich dieſe nun gerne mit der Flucht gerettet hätten, wenn es wegen der Ketten möglich geweſen wäre, welche die Prager vor die Straßen gezogen hatten. Was ſich nicht verkroch, mußte ſterben, und wen das Schwerdt der Bürger nicht traf, der wurde von Weibern und Kindern aus den Fenſtern mit Steinen todt geworfen. Waldſtein ſuchte ſich unter einem Haufen Hafer zu verſtecken, aber man fand ihn,

ihn, ſtieß ihn nieder, und ſchleppte ſeinen Leichnam unter den Pranger. Einige flohen in die Kirchen, wodurch ſie zwar dem Tode entgiengen, doch aber lange Zeit im Gefängniß ſchmachten mußten. Alle verdächtigen Bürger wurden arretirt, und Tages darauf zwei von ihnen enthauptet.

Sobald die innern Unruhen beigelegt waren, dachte man wieder auf den auswärtigen Krieg. Es ſollte nicht ungeahndet bleiben, daß ſo viele Deutſche feindlich in Böhmen eingefallen waren, und man beſchloß blutige Rache an den Fürſten zu nehmen, die zu dem deutſchen Heere Truppen hergegeben hatten. In dieſer Abſicht unternahm Prokopius einen Zug nach Oeſterreich, die Waiſen aber einen nach Schleſien und Mähren. Beide hatten keinen Feind zu ſehen bekommen, und deſto ungehinderter den wehrloſen Landmann berauben können. In Schleſien wurden zwölf Städte und viele Klöſter verbrannt. Prokopius verbrannte die Vorſtädte von Preßburg und ſtreifte von da bis nach Wien; über die Donau zu ſetzen fehlte es ihm aber an einer Brücke, daher begnügte er ſich mit Verwüſtungen. Zu eben der Zeit war ein anderer Haufe von Huſſiten in Baiern eingefallen, und hatte viele Städte gebrandſchatzt und geplündert. Dieſe Gewaltthätigkeiten wurden ihnen aber durch andere vergolten, welche die kaiſerliche Beſatzung von Bechin und die Anhänger des Kaiſers ſich indeſſen in Böhmen erlaubten. Prokop zog mit ſeiner ganzen Macht vor Bechin, um das Schloß einzunehmen. Während er hier lag, kam wider alles Vermuthen eine kaiſerliche Geſandtſchaft nach Böhmen, und foderte neuerdings das Reich zu einer freiwilligen Unterwerfung auf. Siegmund hatte nun ziemlich alle Wege eingeſchlagen, welche die Staatskunſt den Fürſten zu betreten anräth, wann ſie durch ihre

Schuld

Schuld die Völker von ſich abwendig gemacht haben. Kein Wunder alſo, wenn er wieder von vorne anfieng. Die kaiſerl. Geſandten begaben ſich ſelbſt in Prokops Lager vor Bechin, und er ließ ſich von ihnen bereden, ſie zu einer Friedenskonferenz nach Oeſterreich zu begleiten. Allein die Unterhandlungen waren fruchtlos, weil Siegmund den Böhmen in keinem Stücke nachgeben wollte. Voll Unwillen kehrte daher Prokop nach Böhmen zurück und vollendete Bechins Eroberung.

Durch die vieljährigen Kriegszüge gerieth Böhmen in einen Zuſtand der ſchröcklichſten Verwilderung. Tauſende, die Wohnung und Eigenthum verloren hatten, lebten vom Raube, und fanden ein Wohlgefallen an dem diſſoluten Leben. Daher kamen immer ſogleich zahlreiche Heere zuſammen, wenn eine Expedition in ein fremdes Gebiet unternommen wurde. Die Hofnung zur Beute machte, daß man weder Gefahr noch Beſchwerde achtete. So ſtellte ſich Prokop im Anfange des Jahres ein tauſend vierhundert und acht und zwanzig wieder an die Spitze eines anſehnlichen Heeres, und rückte in Sachſen ein. Ueberall, wohin die wilden Krieger drangen, verbreiteten ſie Schrecken und Jammer. Sie verwüſteten die Gegend um Pirna und Dippolswalde, brannten die Altſtadt zu Dresden ab, zerſtörten die Bergwerke zu Scharfenberg, verwandelten die Städte Strehla und Belgern, und die Vorſtädte von Torgau in Aſchenhaufen, und plünderten und verheerten den ganzen Landſtrich bis nach Magdeburg. Vermittelſt einer Schiffbrücke giengen ſie hierauf über die Elbe, und rückten in die Mark und die Lauſitz. In Guben, das ſie mit Sturm eroberten, hieben ſie alles nieder; Görlitz und Bautzen konnten ſie aber nicht erobern. Sie brachten zwei hundert und zwanzig mit geraubtem

Gute

Gute beladene Wagen, und eine große Anzahl vornehmer Gefangener mit nach Böhmen zurück. Vergeblich ſchrieen die unglücklichen Unterthanen zu ihren Fürſten um Hülfe; Sachſen hatte dazu nicht Kräfte genug, und auf den Beiſtand der andern deutſchen Stände war nicht zu rechnen.

Für die Huſſiten war die große Beute ein mächtiger Reiz zu einem neuen Ausfalle. Alles bekam Luſt, ſich auf fremde Koſten zu bereichern. Es verſammelte ſich daher im folgenden Jahre auf dem weiſſen Berge bei Prag aus ganz Böhmen eine ſolche Menge Leute, daß man ein Heer von zwei und fünfzig tauſend Mann Fußvolk und zwanzig tauſend Reutern daraus bilden konnte, und dieſe furchtbare Kriegsmacht war mit drei tauſend Kriegswagen verſehen. Zum Oberanführer ward wieder Prokop gewählt. Nach langen Berathſchlagungen traf das Loos, von dieſem Schwarme heimgeſucht zu werden, abermals die Sachſen. Die Huſſiten lagerten ſich theils vor Pirna und theils vor Dresden, verbrannten Colditz, Döbeln und andere Oerter, und ermordeten alles, was ihnen in die Hände fiel. Der Churfürſt von Brandenburg wollte zwar dem Churfürſten von Sachſen Hülfe ſchicken, und er lagerte ſich mit ſeinem Kriegsvolke bei Goldberg, zwiſchen Oſchatz und Leipzig; die anrückende Kriegsmacht der Huſſiten war der ſeinigen aber ſo ſehr überlegen, daß er auf den Rückzug denken mußte. Die Huſſiten brannten hierauf auch Goldberg ab. Der Churfürſt von Sachſen, der Churfürſt von Brandenburg, der Erzbiſchof von Magdeburg, die Biſchöfe von Halberſtadt und Hildesheim, der Herzog Wilhelm von Braunſchweig, und verſchiedene andere Fürſten, Grafen und Herren aus Niederſachſen, berathſchlagten ſich gerade damals in Leipzig, wie dem fernern Einbruche der Böhmen Einhalt gethan werden könnte?

ſie konnten aber leider nicht einig werden, und das anſehnliche Heer, das ſich bereits bei Leipzig verſammelt hatte, zerſtreute ſich wieder. Leipzig ſah ſich alſo nunmehr von aller Hülfe verlaſſen; da es aber ſeine Feſtungswerke ſelbſt die Weihnachtsfeiertage über ausgebeſſert hatte, und es den Huſſiten an Belagerungsmaſchinen fehlte, ſo wendeten ſie ſich, nachdem ſie die Gegend um Grimme und Lomatzſch verwüſtet hatten, in das Oſterland. Hier bemächtigten ſie ſich der Hauptſtadt Altenburg, und endlich eroberten ſie auch das hochliegende Schloß, wohin ſich der Adel dieſer Gegend geflüchtet hatte. Sie begiengen in Altenburg alle Arten von Grauſamkeiten, welche die unmenſchlichſten Völker des Erdbodens nicht ärger verüben können, und verwandelten den anſehnlichen Ort in einen Steinhaufen. Eben das Schickſal hatten viele andere Orte. Aus dem Vogtlande ſetzten ſie ihren fürchterlichen Zug nach Franken fort. Zuerſt verwüſteten ſie die Pflege Coburg, ſodann zogen ſie näher nach dem Mayn zu, brannten viele Städte, Flecken und Dörfer ab, und verübten vornemlich an Mönchen, Nonnen und Pfaffen unerhörte Grauſamkeiten. Die Stadt Nürnberg, die ſie gleichfalls mit einem Ueberfalle bedrohten, bat nicht nur die benachbarten und mit ihr verbundenen Reichsſtände um ſchleunige Hülfe, ſondern flehte durch einen Abgeordneten auch den Kaiſer um Beiſtand an. Die ſchwäbiſchen Städte und der Biſchof von Wirzburg ſchickten den angſtvollen Nürnbergern ſogleich Hülfe, und der Erzbiſchof von Mainz ermahnte durch öffentliche Ausſchreiben alle ſeine Untergebenen, den barbariſchen Huſſiten mit vereinigten Kräften entgegen zu gehen. Die Huſſiten rückten aber indeſſen der Stadt Nürnberg ſo nahe, daß ſie nur noch drei Meilen von derſelben entfernt waren. Jetzt wußten die Reichsſtände dieſer

Gegend

Gegend die Gefahr nicht glücklicher abzuwenden, als durch anſehnliche Geldſummen. Der Churfürſt von Brandenburg, der ſie auf dieſe Art von der Churmark entfernt hatte, war ihnen mit ſeinem Beiſpiele vorangegangen. Der Biſchof von Bamberg machte den Anfang, und zahlte den Huſſiten zwölf tauſend Gulden; eben ſo viel erlegte die Stadt Nürnberg, und die Huſſiten ſollen in Franken überhaupt gegen fünf und vierzig tauſend Goldgülden eingenommen haben.

Da ſie in Franken weiter nichts zu holen hatten, ſo ſuchten ſie Baiern heim, bedrängten Regensburg, und ſtreiften bis nach Niederbaiern. Die Huſſiten ſetzten damals ganz Deutſchland in Schrecken. Zwar zog ſich hier und da einiges Kriegsvolk zuſammen, ihnen Einhalt zu thun; allein niemand hatte den Muth, ſie anzugreifen, denn die Schwärmerey hatte ſie wild, und die Wildheit unüberwindlich gemacht. Auf dem Rückzuge in ihr Vaterland zündeten ſie noch die Vorſtädte von Eger an, und ließen ſich ſiebenzehn hundert Goldgülden zahlen. Ihre drei tauſend Wagen, die ſie mit ſich führten, hatten ſie ſo ſchwer mit Beute beladen, daß ſie zwölf bis vierzehn Pferde vorſpannen mußten.

Ueber hundert Städte und Schlöſſer, und Klöſter ohne Zahl waren in dieſen beiden Zügen verwüſtet, und unausſprechliches Elend war über einen groſsen Theil von Deutſchland verbreitet worden. Das erfüllte die Deutſchen nicht allein mit dem lebhafteſten Abſcheu gegen die Huſſiten, ſondern machte ſie auch geneigt, einen neuen Kriegszug gegen die Barbaren zu unternehmen. Dieſe günſtige Stimmung wollte der Pabſt nicht unbenutzt laſſen; er befahl dem Kardinal Julian, der ſich damals als päbſtlicher Legat in Deutſchland befand, zum drittenmal, das Kreutz gegen die huſſitiſchen Ketzer zu predigen. In der ihm

des=

deshalb zugeſchickten Bulle würden alle wahren Chriſten ermuntert, das Zeichen des Kreuzes in ihr Herz zu drücken; alle, die dieſen Predigten nur beiwohnen würden, ſollten Ablaß auf hundert Tage erhalten; die aber das Kreutz nehmen und dieſem Zuge beiwohnen oder ihren Geldbeitrag ſchicken oder ſich als Söldner von andern zu dieſem Zuge würden brauchen laſſen, ſollten Vergebung aller ihrer Sünden haben, ſie möchten ſo groß ſeyn als ſie wollten, ja ſogar, wenn ſie ſich an geweihten Prieſtern vergriffen und Kirchen beraubt hätten; wer aber aus triftigen Gründen weder dieſem Kreuzzuge perſönlich beiwohnen, noch ſeinen Beitrag an Gelde dazu entrichten könnte, dem wurde ein vierzigtägiges Faſten aufgelegt, und ihm, wenn er dieſes treulich halten, und während der Zeit Gott um Beiſtand zur Vertilgung der Ketzer ernſtlich anrufen würde, ebenfalls Vergebung aller ſeiner Sünden zugeſagt.

Größer konnten die Vortheile für alle rechtglaubigen Böſewichter nicht ſeyn, als die ihnen hier angeboten wurden. Auch war der Zulauf von Kreutzfahrern unermeßlich. Da der päbſtliche Aufruf zugleich an Kaiſer und Reich ergangen war, ſo wurde gleich zu Anfange des Jahres ein tauſend vierhundert und ein und dreiſſig die Reichsverſammlung zu Nürnberg eröffnet, welcher Siegmund in Perſon beiwohnte. Hier begeiſterte die hinreiſſende Beredſamkeit des päbſtlichen Legaten die angeſehenſten deutſchen Fürſten dergeſtalt, daß ſie ſich entſchloſſen, dem bevorſtehenden Triumphe über die böhmiſchen Ketzer perſönlich beizuwohnen. Der Pabſt ernannte den Churfürſten Friedrich von Brandenburg zum Generaliſſimus des Kreuzheeres, und ließ ihm die geweihte Kreuzfahne mit vielen Feierlichkeiten überreichen.

Indeſſ-

Indeſſen hatten der Churfürſt von Sachſen und Albrecht von Oeſterreich die Bewegung des deutſchen Heeres nicht erwarten können, ſondern ſchon im Frühjahr einen Einfall in Böhmen verſucht. Jedoch die Annäherung der Huſſiten jagte ſie beide, jenen nach Meiſſen und dieſen nach Mähren, zurück, wo ſie nun die Ankunft der Kreuztruppen erwarteten.

Zu Anfange des Auguſtmonats erſchien endlich die ungeheure Macht, den Kardinal Julian an ihrer Spitze, in Böhmen. Der Eintritt geſchah mit Austheilung eines Manifeſts, das den Kardinal zum Verfaſſer hatte, und in welchem nichts geſpart war, den etwa noch wankenden Theil der Nation durch glatte Worte zu verführen, und unter dem Feinde ſelbſt eine Trennung zu bewirken. Wenn den Böhmen, hieß es unter andern darinn, wäre vorgeſpiegelt worden, daß er gekommen ſey, ihr Vaterland zu verheeren, ſo verſichere er ſie gegenwärtig, daß dieß die größte Unwahrheit ſey. Nichts als das Verlangen, ſie mit der katholiſchen Kirche, dieſer zärtlichen Mutter, die ſich innigſt betrübe, und Tag und Nacht heule und ſchreye, daß ihre ehedem ſo geliebten Kinder ſie verlaſſen, ihr Erbtheil in fremden Landen verſchwendet, und nun im äußerſten Elende ſchmachteten, wieder auszuſöhnen, ſey der Zweck ſeiner Sendung. Er ermahne ſie daher, alle Furcht fahren zu laſſen, ſich ohne Bedenken in die ausgebreiteten Arme ihrer ſchmachtenden Mutter zu werfen, und eines zärtlichen Empfanges gewärtig zu ſeyn. Da, wie ihm bekannt ſey, ſich noch viele rechtſchaffene Chriſten in Böhmen befänden, die es aber vor ihren Tyrannen nicht wagen dürften, ihre wahre Geſinnung zu erkennen zu geben; ſo hoffe er, daß dieſe die ſchöne Gelegenheit, die Feſſeln ihrer Unterdrücker zu zerbrechen, nicht verſäumen, ſondern ſich in den Schooß der wahren Kirche wieder einfinden würden. Hier-

Hierauf antworteten die Böhmen, die bereits aus der Erfahrung wußten, wie man die Worte dieſer zärtlichen Mutter, die aus großer Liebe ihren Kindern den zeitlichen Tod giebt, um ſie vor dem ewigen zu bewahren, zu nehmen habe: wenn Seine Eminenz in einem dieſer Sprache angemeſſenern Aufzuge nach Böhmen gekommen wäre, ſo hätte ſeine Sendung von einigem Nutzen ſeyn können; aber die Sprache Chriſti und ſeiner Apoſtel, unterſtützt von hundert tauſend bewafneten Händen, komme ihnen etwas verdächtig vor. Uebrigens wünſchten ſie eben ſo ſehr, daß ſich die Katholiken mit ihnen vereinigen, und in den Schooß der wahren Kirche, deren Oberhaupt Chriſtus wäre, zurückkehren möchten.

So rückte denn das ungeheure deutſche Heer, dem die Huſſiten kaum die Hälfte entgegen ſtellen konnten, bei Eger in Böhmen ein. Reichlich ward den Huſſiten vergolten, was ſie in Deutſchland angerichtet hatten. Plünderung, Raub, Mord bezeichneten alle Schritte der Kreuzſoldaten. Beſonders ließ der Kardinal Julian die Rebellen ſeinen Zorn fühlen. Er führte einen beſondern Haufen von Kreuzſoldaten an, rückte bis in die Gegend von Töpliz, ließ, ohne Alter und Geſchlecht zu ſchonen, alles niederhauen, und über zwei hundert Dörfer ausplündern und abbrennen. Alles gieng nach Wunſch, und die böhmiſchen Landleute, ob Ketzer oder Katholiken, darum bekümmerte ſich der fanatiſche Kreuzfahrer nicht, wurden zu Tauſenden todt geſchlagen. Doch das alles währte freilich nur ſo lange, als ſich kein Feind ſpüren ließ. Nachdem ſich aber die Huſſiten geſammelt hatten, verbreitete ſchon der Ruf von ihrer Annäherung eine ziemliche Beſtürzung unter dem deutſchen Heere. Noch verderblicher aber war ihm die Uneinigkeit, die ſchon wieder unter den Anführern ausbrach.

Sonder-

Sonderbar genug verlangten einige deutſche Fürſten, daß ſie der Churfürſt von Sachſen entſchädigen möchte, wenn der Feldzug unglücklich ablaufen, und der Feind aus Rachſucht in ihre Länder einbrechen würde; und da ſich dieſer nicht dazu verſtehen wollte, ſo drohten ſie, auf der Stelle wieder umzukehren. Vergeblich bat der Churfürſt von Cöln und der päbſtliche Legat, die deutſche Nation nicht zu beſchimpfen; der Herzog von Baiern war der erſte, der ſich des Nachts mit ſeinen Truppen davon ſchlich, und ihm folgte bald darauf der Markgraf von Brandenburg und andere mehr.

Niemanden war hiebei übler zu Muthe, als dem Kardinal Julian. Von den Großen des Reichs verlaſſen, in Gefahr, mit Schande bedeckt aus einem Lande fliehen zu müſſen, wohin er, von der unfehlbaren Kirche geſandt, mit ſo großen Anmaßungen gekommen war: dieß demüthigte auf der einen Seite ſeinen Stolz ſo ſehr, als es auf der andern ſeinen Zorn und ſeine Verachtung gegen die Deutſchen rege machte. „Iſt das, ſagte er voll Unwillen, die in den Jahrbüchern der Geſchichte ſo geprieſene Tapferkeit der Deutſchen? Sind das Herrmanns, ſind das Tuiſkons Enkel, die vor ihren Feinden fliehen, ehe ſie ſolche ſehen? O Deutſchland, wie biſt du ausgeartet! Eure Vorfahren ſtarben willig für die Ehre elender Götzen, und ihr werfft die Waffen weg, die ihr zur Ehre Gottes und der heil. Jungfrau Maria, zur Rettung eures Lebens und Eigenthums ergriffen habt? Könnte euch dieſe ſchändliche Flucht nur noch vor euren Feinden retten, ſo hättet ihr doch etwas, eure Feigheit zu beſchönigen. So aber iſt nichts gewiſſer, als daß der Feind euch bis in eure Hütten verfolgen, ſie verbrennen, und euch nebſt euren Weibern und Kindern entweder ermorden, oder zu elenden

Sklaven

Sklaven machen wird. Und ihr wolltet lieber als ſolche ſterben, als um Leben, Freiheit und Religion fechten? Unmöglich werdet ihr den, von euren Vorfahren euch hinterlaſſenen Ruhm durch eine ſchimpfliche Flucht beſudeln, unmöglich, ehe ihr den Kampf mit euren Feinden beſtanden, das Feld räumen wollen!"

Dieſe Rede wirkte doch wenigſtens ſoviel, daß ſie ſich dem Feinde etwas näherten, und den Angriff erwarteten. Aber dieß war es auch alles, was von ihnen zu erlangen war. Ihre Flucht war die Wirkung vom Anblick ihrer Feinde; zehen tauſend Mann wurden erſchlagen und ſieben hundert gefangen, und die ganze Artillerie und das Gepäcke der Deutſchen erobert. Die Böhmen hatten nun weiter nichts zu thun, als ihre fliehenden Feinde ſo lange abzuſchlachten, bis ſie des Abſchlachtens müde waren. Als ſie ſchon lange aufgehört hatten, die Deutſchen zu verfolgen, zündeten ſie die eroberten Pulverkarren an, und der dadurch entſtandene Schlag erſchreckte die Flüchtlinge aufs neue dergeſtalt, daß ſie ihre Schritte noch verdoppelten, obgleich kein Feind mehr zu ſehen war. Der Kardinal Julian hatte auf der Flucht Kardinalshut und Meßgewand ſamt der päbſtl. Bulle verloren, und kam voller Beſtürzung beim Kaiſer in Nürnberg an. Der größte Theil des fliehenden Heeres hatte ſeinen Weg nach Regensburg genommen. Die Regensburger, welche nicht anders glauben konnten, als der Feind ſetze den Fliehenden auf dem Fuße nach, brachen in der Geſchwindigkeit eine Kirche ab, um mit den Materialien davon die Brücke über die Donau zu verrammeln, und erwarteten in größter Angſt einen Angriff der Huſſiten auf ihre Stadt.

Ein ſo ſchimpflicher Ausgang eines Feldzuges, zu dem man ſo große Anſtalten gemacht hatte, erweckte in den Herzen der ehrliebenden Deutſchen eine

tiefe Kränkung. Bei dem deutſchen Heere befanden ſich gewiß viele muthige und tapfere Leute; aber dieſe muthigen und tapfern Leute wurden nicht mit gehöriger Ordnung und Sorgfalt angeführt. Der Adel ſchob die Schuld auf die Uneinigkeit der Fürſten, und erklärte, daß er, wenn man ihm den Aufwand vergütete, nochmals nach Böhmen ziehen, und daſelbſt ſiegen oder ſterben wolle, bedung ſich aber dabei ausdrücklich aus, daß er ſich ſeine Anführer ſelbſt wählen dürfte. Allein der Vorſchlag fand kein Gehör, und die Huſſiten trieben wieder ungeſcheut ihr Raub- und Plünderungsſpiel. Unter andern drang Prokop durch die Lauſitz bis in die Mark Brandenburg, und verheerte längs der Oder alle offenen und unbefeſtigten Oerter bis nach Cüſtrin.

II.

Die Kirchenverſammlung ſtellt die Ruhe in Böhmen wieder her.

Lange genug hatte nunmehr das Feuer gewüthet, das Huſſens Scheiterhaufen angezündet hatte. Durch eine Kirchenverſammlung war dieſes Feuer angerichtet worden; eine Kirchenverſammlung ſollte es wieder austilgen.

Schon in Coſtnitz war die Verordnung gemacht worden, daß künftig mehrere Kirchenverſammlungen, und inſonderheit die nächſte in fünf Jahren gehalten werden ſollte. Es blieb niemanden verborgen, daß für die Verbeſſerung der Kirche wenig oder nichts geſchehen ſey. Je unerträglicher aber die herrſchenden Mißbräuche, und je lauter die Klagen darüber waren, deſto eifriger wünſchte man, daß ſobald als mög-

möglich ein Koncilium zuſammen treten und Hand ans Werk legen möchte. Jetzt kam nun noch ein neuer Grund hinzu, warum man mit verdoppelter Sehnſucht eine Kirchenverſammlung wünſchte, und dieß waren die weitausſehenden und für Deutſchland ſo verderblichen Irrungen mit den Huſſiten, von welchen es das Anſehen hatte, daß ſie mit Gewalt der Waffen nicht würden beigelegt werden können. Das Koncilium war im Jahr ein tauſend vierhundert und dreiſſig in Baſel bereits eröfnet worden, als unvermuthet Briefe vom Pabſt Eugen dem Vierten daſelbſt anlangten, vermöge deren daſſelbe kahler Ausflüchte wegen aufgehoben ward. Nichts kam den verſammelten Vätern unerwarteter, als eine ſolche Verordnung des Pabſts zu einer Zeit, da gerade eine ſolche Verſammlung am nöthigſten ſchien. Selbſt der Kardinal Julian, der als päbſtlicher Legat dabei erſchien, war ſo unzufrieden mit dieſer Verfügung, daß er in einem Schreiben dem Pabſte die kräftigſten Gegenvorſtellungen machte. Allein alle Vorſtellungen waren vergebens; der Pabſt bekräftigte vielmehr die Aufhebung, und ſchrieb ein anderes Koncilium nach Bononien aus.

Es konnte den Vätern, die ſich in Baſel verſammelt hatten, nicht verborgen bleiben, warum der Pabſt ihre Verſammlung aufzuheben gedächte? Laut ſagten ſie, es geſchehe nur darum, weil er eine Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern verhindern wollte. Da aber die meiſten Monarchen Europens ſich für die Kirchenverſammlung erklärten, ſo that dieſe einen Schritt, der dem heil. Vater ungemein auffallen mußte. Sie beſtätigte nicht nur vorläufig die Satzungen des Coſtnitzer Konciliums von der Gewalt der Koncilien über die Päbſte, ſondern ließ ſogar an den Pabſt Eugen eine Citation ergehen,

daß er in einer beſtimmten Zeit vor ihr erſcheinen ſollte.

Dieß war das Signal zu einer weitausſehenden Fehde. Statt beſcheiden nachzugeben, ſchickte Eugen vielmehr Geſandte an die Verſammlung, welche ſein Betragen rechtfertigen ſollten. Allein die Basler achteten darauf nicht, ſondern erklärten ihn für einen Hartnäckigen, und ſetzten ihm einen neuen Termin von ſechzig Tagen, binnen welchem er ſein Aufhebungsdekret des Konciliums widerrufen, und entweder in Perſon, oder durch Legaten in Baſel erſcheinen ſollte. Da er noch immer unter verſchiedenen liſtigen Wendungen ihrer Foderung auszuweichen ſuchte, ſo verlängerten ſie ihm noch zweimal dieſen Termin auf eben ſo viele Tage. Nun entſchloß er ſich endlich, das Koncilium gut zu heiſſen; allein er that es in ſo zweideutigen Ausdrücken, daß die Basler ſogleich merkten, er gehe damit um, ihre Handlungen wenigſtens im Stillen zu entkräften. Sie erklärten ihn daher noch einmal als einen Hartnäckigen; und da ſie ihm ſchon zuvor mit der Suſpenſion, und endlich gar mit der Abſetzung gedroht hatten, wenn er ſich nicht beſſern ſollte, ſo würden ſie nun in der That zur Vollziehung dieſes Ausſpruches geſchritten ſeyn, wenn nicht der Herzog Wilhelm von Baiern, der in Abweſenheit des Kaiſers zum Protektor des Konciliums aufgeſtellt war, ins Mittel getreten wäre. Siegmund kam inzwiſchen im Jahr ein tauſend vierhundert und drei und dreiſſig ſelbſt nach Baſel, und unterſtützte die gute Sache der Kirchenverſammlung aus allen Kräften. Man kam durch ſein Zuthun in Kurzem ſo weit, daß der Pabſt die Gutheiſſung des Konciliums in allen Stücken genehmigte, und daß ſeine Legaten die Koſtnitzer Dekrete von der Gewalt der Koncilien beſchwuren.

Die

Die Wiedervereinigung der Huſſiten mit der römiſchen Kirche ward von den verſammelten Vätern gleich in den erſten Sitzungen zum Gegenſtande der Berathſchlagungen gewählt. Um mit ihnen unterhandeln zu können, mußte man ſich ihnen nähern; aber dieſes hatte ſeine Schwierigkeiten. Daß die Huſſiten auf eine ergangene Ladung in dem Tone, in welchem die unfehlbare Kirche gewönlich mit Ketzern zu reden pflegt, erſcheinen würden, war nicht zu erwarten. Gleichwohl war es auch wider die Würde der ganzen verſammelten Chriſtenheit, ſich nach dem Willen verworfener Ketzer zu bequemen. Nachgiebigkeit, ſo ſchwer ſie auch der unfehlbaren Kirche wurde, blieb indeſſen das einzige Mittel, dieſelbe für dießmal noch zu retten. Es ward daher beſchloſſen, die abtrünnigen Böhmen durch Güte und Sanftmuth zur Ruhe und zur Vereinigung mit der Kirche zu bringen. In dieſer Abſicht ſchickte die Kirchenverſammlung zwei Abgeordnete nach Prag, und ließ die Huſſiten nach Baſel einladen. Allein dieſe wollten von der Kirchenverſammlung in Baſel gar nichts hören, und die Abgeordneten reiſeten unverrichteter Sachen wieder ab. Dieß änderte aber den Vorſatz der verſammelten Väter nicht, die Böhmen zu einer gütlichen Unterredung zu bewegen; im Gegentheil machten ſie neue Verſuche, und die zweiten Abgeordneten erlangten wenigſtens mehr als die erſten. Es ward eine Unterredung zwiſchen den baſeliſchen und einigen huſſitiſchen Abgeordneten zugeſtanden. Da keine Parthie der andern traute, ſo wurde Eger zum Verſammlungsorte vorgeſchlagen, wo beide Theile von ihren Religionsverwandten nicht zu weit entfernt waren. Das größte Bedenken, welches die Huſſiten bei Beſchickung der Kirchenverſammlung hatten, war die Sicherheit für ihre Deputirten. Man war in dieſem Punkte mit Huſſen und Hieronymus

nymus von Prag gar zu treulos verfahren, als daß man nur das geringſte Vertrauen in die Redlichkeit der Väter der Kirche ſetzen konnte. Unterdeſſen verſprachen die Abgeordneten der letztern, den Huſſiten nicht nur ein freies Geleite auszuwirken, ſondern auch ungehinderte Ausübung der Religion, ſo lange ſie ſich in Baſel aufhalten würden. Ja ſie giengen dem Anſcheine nach noch weiter und machten ſich anheiſchig, daß nicht der Ausſpruch des Pabſtes, ſondern die heil. Schrift und nächſt dieſer die Beſchlüſſe der Kirchenverſammlung, inſofern ſie mit der erſten übereinſtimmten, die Richter ihrer Glaubenslehren ſeyn ſollten.

Mehr konnten die Huſſiten nicht verlangen. Voller Enthuſiasmus für die neue Kirchenverſammlung, deren Grundſätze dem Anſcheine nach ſo ſehr im Geſchmacke der Huſſiten waren, kehrten die Abgeordneten der Böhmen nach Prag zurück, und erfüllten aller Herzen mit Freude über die nahe Beendigung der Drangſale, die ſie ſeit beinahe zwei Jahrzehenden erduldet hatten. Auch in Baſel war die Freude nicht minder groß, als die Nachricht von dem glücklichen Erfolge der Unterhandlung daſelbſt ankam. Mit einer unerhörten Geſchwindigkeit wurden die zu Eger verabredeten Punkte genehmigt, und den böhmiſchen Abgeordneten das verſprochene ſichere Geleit ausgefertigt. Beide Theile hatten Urſache den Frieden zu wünſchen. Die ältern, weniger raſchern und leidenſchaftlichern Männer unter den Huſſiten bedauerten den traurigen Zuſtand, in welchen ihr Vaterland durch den nun ſchon ſo lange dauernden Krieg verſetzt worden war. Ueber das, durch denſelben verurſachte Unglück führten aber auch die Bewohner des angrenzenden Deutſchlands die lauteſten Klagen. Siegmund fühlte ſein herannahendes Alter, und er ſehnte ſich daher nach Ruhe. Für die Fortſetzung dieſes Krieges

intereſſirte ſich überhaupt niemand mehr als der Stand der Krieger.

So erfreut indeſſen die Böhmen über die Milde und Freundlichkeit der Kirchenverſammlung waren, ſo konnten ſie doch noch nicht alles Mißtrauen aus ihrer Seele verbannen. Sie ſchickten daher anfangs nur zwei Abgeordnete nach Baſel, welche die Geſinnung der Väter gegen die böhmiſche Nation erſt ausforſchen ſollten. Sie wurden von derſelben freundſchaftlich und liebreich aufgenommen. Dieß hatte die Wirkung, daß man zu Prag die Sache in einer allgemeinen Verſammlung überlegte, und, des Widerſpruches der Taboriten und Waiſen ungeachtet, mit dem basler Koncilium in Unterhandlungen ſich einzulaſſen, den Entſchluß faßte. Man wählte in dieſer Abſicht die gelehrteſten, beredteſten und angeſehenſten Männer ſowohl aus dem weltlichen als geiſtlichen Stande zu Abgeordneten. Unter ihnen befand ſich der große Prokop. Drei hundert der auserleſeſten böhmiſchen Ritter begleiteten ſie.

Es iſt nach den Geſetzen der römiſchen Kirche nicht genug, daß ein von ihr Verſtoſſener, für ſeine Perſon, von allem Gottesdienſte, und Umgange mit Chriſten, ausgeſchloſſen iſt; ſeine bloße Erſcheinung an irgend einem chriſtlichen Orte bringt den geiſtlichen Tod mit, iſt das Ende alles Gottesdienſtes; überall, wo er ſich befindet, hat die Chriſtenheit ein Ende, und es wird ihm nicht geſtattet, ſein Haupt anderswo, als in den Wäldern unter fremden Thieren niederzulegen. Dieß ward jetzt aufgehoben, und den nach Baſel reiſenden Huſſiten vergönnt, überall, wo ſie hinkämen, ihren Gottesdienſt zu halten, ohne daß dadurch der katholiſche unterbrochen werden ſollte. So ſehr hatten ſich die Zeiten geändert!

Am

Am Dreikönigstage des Jahres ein tauſend vierhundert und drei und dreiſſig kamen die böhmiſchen Abgeordneten in Baſel an. Ihr Einzug war glänzend. Alles war in Bewegung um die ankommenden Böhmen zu ſehen, welche damals in Europa die Hauptrolle ſpielten, andern Nationen ſo vielen Schrecken einjagten, und in Schlachten für unüberwindlich gehalten wurden. Viele tauſend Menſchen waren ihnen weit vor die Stadt entgegen gegangen, und in der Stadt waren Gaſſen, Fenſter und Dächer mit Menſchen vollgeſtopft; ſelbſt der Fanatiſmus gieng ſeinen Beſiegern entgegen und ehrte die Tapferkeit ſeiner Feinde durch ſtille Bewunderung. Beſonders zog Prokopius aller Augen auf ſich. „Hier ſeht ihr, hieß es, den Mann, der die deutſchen Heere ſo oft geſchlagen, der ſo viele Städte zerſtört, ſo viele tauſend Menſchen getödtet hat; das iſt der unermüdete, der unerſchrockene, der unüberwindliche Feldherr, der Anführer der kühnen Taboriten.“

Einige Tage nach ihrer Ankunft wurden die Böhmen vor die Verſammlung gelaſſen. Die Sprache des Kardinals Julian war jetzt weit geſchmeidiger, als bei ſeinem Einmarſche in Böhmen. Er ermahnte ſie in einem freundſchaftlichen Tone zur Vereinigung mit der Kirche. Die Böhmen zeigten ſich dazu ganz bereitwillig, wenn ihnen folgende vier Punkte bewilliget würden: Das Wort Gottes ſoll frei gelehrt; die Kommunion unter beiden Geſtalten empfangen; der Geiſtlichkeit ſollen ihre zeitlichen Güter und Beſitzungen abgenommen; und die Gerichtsbarkeit gegen Verbrecher, ohne Anſehen des Standes und der Perſon, nach der Strenge ausgeübt werden. Der Kardinal machte den Böhmen nach Vorlegung dieſer Artikel ein Kompliment, und verſicherte ſie, daß man ſich ihre Irrthümer weit größer vorgeſtellt hätte, als man

ſie

ſie jetzo fände, und daß die heilige Kirche mit deren Widerlegung bald fertig zu werden hoffte. Vier ſcholaſtiſche Klopffechter traten nunmehr auf, und verſuchten, dem huſſitiſchen Glaubensbekenntniſſe, zu deſſen Vertheidigung nach Anzahl der Artikel ebenfalls vier böhmiſche Profeſſoren bereit waren, den letzten Streich zu verſetzen. Fünfzig Tage lang ward mit groſſer Hitze für und wider geſtritten, aber kein Theil vermochte den andern unter ſich zu bringen. Die verſammelten Väter erſtaunten über die Gelehrſamkeit, Beredſamkeit und Hartnäckigkeit der Böhmen. Prokopius, in die Geheimniſſe der theologiſchen Gelehrſamkeit von Jugend auf eingeweiht, war jedesmal zugegen und führte manchmal die Rede. Kurz, die Verſammlung ſah es endlich ein, daß man mit den Böhmen eben ſo wenig durch Diſputiren, als durch die Waffen ausrichten könne. Man wollte ſie alſo durch ſanftmüthige Ermahnungen auf andere Geſinnungen bringen; die böhmiſchen Theologen waren aber über die weithergeholte Beredſamkeit der katholiſchen Theologen endlich ſo ungeduldig, daß ſie Baſel verließen und nach Hauſe reiſeten.

Dieſer unerwartete Ausgang des Bekehrungsgeſchäftes war für die frommen Väter ſehr kränkend. Aber ſo wie die Sachen jetzt ſtunden, blieb ihnen nichts übrig, als einen neuen Schritt zur Verſöhnung zu thun. Sie ſchickten daher von neuem eine zahlreiche Geſandtſchaft nach Prag, die aus zehen berühmten Theologen und vielen kaiſerlichen und fürſtlichen Abgeordneten beſtand. Die Biegſamkeit der heiligen Väter und die höfliche Behandlung der Böhmen zu Baſel hatte ihres Zweckes nicht verfehlt. Man empfieng die Geſandten der unfehlbaren Kirche in Prag mit ausgezeichneter Achtung, ja der Rektor nebſt vielen Profeſſoren und Studenten giengen ihnen ſogar feierlich

[illegible] Es wurde von neuem über die vier Ar- [illegible] und da die Böhmen bei ihrer Gesin- [illegible] so bewilligten ihnen endlich die basler [illegible] mit wenigen Einſchränkungen alles, was ſie [illegible] Der Aufſatz, den man darüber machte, [illegible] zugleich durch einige böhmiſche Abgeordnete nach [illegible] gebracht und von der Kirchenverſammlung be- [illegible].

So ſchien denn endlich Eintracht und Frieden in das zerrüttete Böhmen wieder zurückzukehren; aber leider lag gerade in dem abgeſchloſſenen Vertrage der Saame zu neuen Gährungen. Schlau genug hatte die Kirchenverſammlung dieſen Vertrag nur mit einer Parthey, vornemlich mit den Pragern, abgeſchloſſen, in der Hofnung, die übrigen Partheyen, die ihre Foderungen höher ſpannten, würden doch zuletzt unterliegen müſſen. Der Erfolg zeigte, daß ſie richtig kalkulirt hatte. Die Taboriten und Waiſen waren mit dem Vertrage höchſt unzufrieden, und verweigerten geradezu ihre Einwilligung. Sie hatten ſich in weit mehrern Punkten von der katholiſchen Kirche entfernt, und wollten vornemlich von einem Pabſte, als Oberhaupt der Kirche, gar nichts wiſſen. Dieß erweckte jetzt den kaum eingeſchlafenen Haß der Taboriten gegen die Prager, und beide Theile zückten die Schwerdter. Prokopius nahm die Parthie der Taboriten, und ein zahlreiches, ſieggewohntes Heer ſammelte ſich um ſeine Fahnen. Die böhmiſchen Herren, welche wohl ſahen, daß die Unruhen und Verwüſtungen im Vaterlande nicht eher aufhören würden, als bis man die Taboriten und Waiſen unterdrückt hätte, beſchloſſen in einer allgemeinen Verſammlung, eine Armee gegen ſie auszurüſten. Meinhard von Neuhauß, der vornehmſte Urheber dieſer Entſchließung, ſtellte den Oberbefehlshaber derſelben vor.

Böh-

Böhmen theilte ſich nun in zwei Partheyen, und es kam darauf an, welche von ihnen die andere unterjochen würde. Die Altſtadt Prag trat ſogleich auf die Seite der böhmiſchen Herren, aber die Neuſtadt erklärte ſich nachdrücklich gegen ſie. Die Feindſchaft beider Städte war ſehr alt, und hatte ihren Grund in der verſchiedenen Denkungsart ihrer Bewohner. Die Neuſtädter waren Taboriten, die Altſtädter hingegen waren Huſſiten in der engſten Bedeutung des Worts; ſo ſehr jene den Ritus der päbſtlichen Kirche haßten, ſo ſehr waren dieſe demſelben noch ergeben. Schon einigemal war es zwiſchen ihnen zu Thätlichkeiten gekommen, die jedoch von den beiderſeitigen Häuptern gedämpft worden waren, weil ſie wohl einſahen, daß nichts ihrem gemeinſchaftlichen Feinde günſtiger ſey, als wenn ſich die Huſſiten ſelbſt aufzureiben ſuchten. Die Vereinigung der Altſtädter mit der Mutterkirche hatte jetzt den Zorn der Neuſtädter aufs höchſte getrieben. Von den Taboriten noch mehr aufgereizt, unterließen ſie nichts, ihre feindlichen Geſinnungen gegen die Altſtädter zu erkennen zu geben, legten Verſchanzungen aller Art gegen die Altſtadt an, und ſperrten dieſer endlich gar zwei Thore, wodurch ſie ihre meiſte Zufuhr erhielt. Die Altſtädter verlangten die Oefnung der Thore und die Zerſtörung der Verſchanzungen, und da dieß in Güte nicht geſchah, ſo wurde Gewalt gebraucht. Dieß war das Signal zum Bürgerkriege, der bei ſo ungleichen Kräften zum Nachtheil der Neuſtädter ausfallen mußte. Nach einigen heftigen Kanonaden überfielen die Altſtädter die Neuſtadt, mordeten den größten Theil der Bürger nebſt den darinn befindlichen Taboriten, und plünderten das Rathhaus und die Gewölbe der Kaufleute. Sobald die Nachricht davon dem großen Prokop zukam, der ſeit zehen Monaten vor der katholiſchen

Stadt

Stadt Pilſen lag und ſie blokirte, hob er die Belagerung auf, verbrannte das Lager nebſt den Kranken und Verwundeten, und zog nach Prag, entſchloſſen, entweder zu ſterben oder den ganzen böhmiſchen Adel, welcher ſich wider ihn verbunden hatte, auszurotten. Alle königlichen Städte, Prag, Pilſen und Melnick ausgenommen, waren ihm noch ergeben und ſchickten ihm immmer neue Verſtärkungen. Bei ſeinem Heere befanden ſich die geübteſten Taboriten, die von kühnen, erfahrnen und des Sieges gewohnten Feldherren angeführt wurden. An ihrer Spitze verwüſtete er die Landgüter der Prager Städte und der böhmiſchen Herren mit gewohnter Grauſamkeit, und verwandelte ſie meiſtens in Einöden.

Meinhard fand nicht für gut ſich in Prag belagern zu laſſen. Nachdem er alſo einige Verſtärkung von benachbarten katholiſchen Städten an ſich gezogen hatte, rückte er dem Heere der Taboriten bis in die Gegend bei Kourzim entgegen, wo beide Heere am acht und zwanzigſten May des Jahres ein tauſend vierhundert und vier und dreiſſig auf einander ſtießen. Aber ſowohl die Taboriten als das Heer der Stände ſchienen ſich vor dem erſten Angriff zu ſcheuen, und ſchloſſen ſich in ihre Wagenburg ein, aus welcher ſie einander einige Tage lang, doch ohne die geringſte Wirkung, kanonirten. Meinhard lockte aber die Taboriten durch einen verſtellten, plötzlich in Rückzug veränderten Angriff ins freie Feld, und griff ſie, da ſie ihn mit gröſter Hitze und Nachdruck verfolgten, mit ſolchem Nachdrucke an, daß ſie hinter ihrer Wagenburg Schutz ſuchen mußten; allein die böhmiſchen Herren drangen mit ihnen zugleich hinein. Beide Partheyen ſtritten mit gleicher Tapferkeit, Hartnäckigkeit und Wuth. Der gröſe Prokopius erfüllte die Pflichten des Anführers und des Kämpfers, und wahrſchein-

ſcheinlich würd' er das Schlachtfeld behauptet haben, wenn nicht einer ſeiner Generale mit der ganzen Reuterey die Flucht ergriffen hätte. Dieſer Streich, den ihm entweder Feigheit oder Verrätherey verſetzte, vollendete ſein unglückliches Schickſal. Alles verließ ihn, ſein Glück, ſeine Leute und ſeine Kräfte, nur nicht ſein Muth. Er ſtürzte ſich mitten unter die Feinde, focht wie ein Raſender, hieb alles was ihm vorkam mit ſeinem langen Schwerdte nieder, und hörte nicht eher auf zu kämpfen, bis er todt zur Erde niedergeſtreckt würde. Seinen Tod begleitete die gänzliche Niederlage der Taboriten. Kaum dreihundert Mann von ihrem Fußvolke retteten ſich durch die Flucht; die übrigen wurden niedergehauen oder gefangen. Tauſend Mann, welche den Pilſnern in die Hände fielen, wurden in Scheuren geſperrt und lebendig verbrannt. Die übrigen Taboriten, die der für ſie ſo unglücklichen Schlacht nicht beigewohnt hatten, oder ihr durch die Flucht entgangen waren, mußten ſich endlich auch unterwerfen. Selbſt die Stadt Tabor, die Heimat und der Sitz der Taboriten, ergab ſich, und dadurch ward endlich Böhmens Ruhe vollends hergeſtellt.

Niemand hatte darüber wohl größere Freude als Siegmund. Er befand ſich gerade zu Ulm und war eben im Begriffe nach Ungarn zu gehen, als er die Nachricht von der Niederlage der Taboriten bekam. Sie machte die Befriedigung ſeiner Wünſche vollkommen. Auch ſäumte er nicht, den Böhmen ſeinen Glückwunſch deshalb zuzuſchicken, und vergaß dabei nicht, ſeines ihm angebohrnen Rechtes auf die böhmiſche Krone zu gedenken. Aber die Böhmen hatten jetzt noch im Innern zu viel zu thun, als daß ſie ſich mit der Annahme eines Königs hätten abgeben können. Doch endlich wurden die Unterhandlungen angeknüpft, und die Verſammlung der böhmiſchen

ſchen Landſtände faßte den Entſchluß, ſich Siegmunds Oberherrſchaft gefallen zu laſſen, wenn er ihnen gewiſſe Punkte bewilligen würde, unter denen das keiner der härteſten war, ſogar an ſeinem Hofe huſſitiſche Prediger zu dulden. Der Kaiſer willigte ohne Widerrede ein, ſtellte den böhmiſchen Geſandten eine doppelte Verſicherung aus, daß er alle Punkte des Vertrags treulich erfüllen wolle, und ließ in der Freude ſeines Herzens ſechzig tauſend Dukaten unter ſie austheilen. Seinem feierlichen Einzuge in Prag ſtund nun ferner nichts im Wege, und er wurde mit auſſerordentlichen Freuden empfangen. Er brauchte, durch viele Widerwärtigkeiten vorſichtiger gemacht, alle Mäßigung und Großmuth, die zum Gehorſam zurückgekehrten Empörer noch mehr zu gewinnen, und die gänzliche Unterwerfung ihnen leichter zu machen. Die Stadt Tabor behandelte er mit beſonderer Großmuth. Er ſchenkte ihr ein Landgut, welches hundert und ſechs und zwanzig tauſend böhmiſche Schock werth war; auch ertheilte er ihr auf fünf Jahre eine völlige Religionsfreiheit.

Ruhig hätte nun Siegmund die Früchte des Friedens genießen können; allein ſein Körper war bereits vom Alter entkräftet, und ſein Geiſt ſehnte ſich nach einer dauerhaftern Ruhe, in die er auch im Jahre ein tauſend vierhundert und ſieben und dreiſſig eingieng.

VIII.

VIII. Bauern-Empörung in Schweden, im Jahr 1542.

1.

Unter der Regierung Guſtav Waſa's, des groſen Königs von Schweden, ſtellt ſich Nils Dacke an die Spitze rebelliſcher Bauern.

Erſt ſpat rieß ſich Schweden aus dem Zuſtande der Barbarey los, und fieng an in der Reihe der europäiſchen Staaten eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Jahrhunderte lang galt daſelbſt germaniſche Sitte und Freiheit, nur daß die geſellſchaftlichen Bande noch loſer, die Sitten roher und der Unternehmungsgeiſt wilder als dieſſeits der Oſtſee in Germanien war. Wie leicht konnte ſich auch in einem Lande ſo voll Berge, Seen und Wälder, als damals ſelbſt der ſüdliche Theil Schwedens war, die altdeutſche Stamm- und Familienfreiheit erhalten. Lange blieb daher dieſes Reich in der Kultur hinter andern europäiſchen Staaten zurück. Roheit, Barbarey, immerwährende Kriege, meiſtens ſchlechte Könige, eine übermüthige Kleriſey, viehiſche Behandlung des niedern Standes — das iſt in einer langen Periode das zurückſchreckende Gemählde Schwedens. Erſt mit dem großen, mannhaften und klugen Guſtav Waſa, der ſich im Jahr 1523 den Weg auf den ſchwediſchen Königsthron bahnte, beginnt in der Geſchichte dieſes Reichs eine neue merkwürdige Epoche. Unendliche Verdienſte erwarb ſich dieſer vortreffliche Regent um die Civiliſation ſeines

nes Volks. Er gab den Schweden Handel, Schifffahrt, einige Künſte, und gute Geſetze, erhöhte die Einkünfte der Krone außerordentlich, machte den Anfang zu einem ſtehenden Heere, und verſchafte dem ſchwediſchen Namen zuerſt Ehre und Vortheil im Auslande. Mit kräftigem Arm und dem glücklichſten Erfolge wagte er es, der päbſtlichen Hierarchie den Krieg anzukündigen. Bis auf ſeine Zeit war die Prieſterſchaft die Seele aller Factionen geweſen; ihre Gewalt hatte der Gewalt der Könige getrotzt; ihr Reichthum hatte den Reichthum des Thrones verſchlungen. Guſtav zerſtörte dieſen Staat im Staate durch feierliche Einführung der lutheriſchen Reformation.

So viel glänzendes, wahres Verdienſt hätte verdient, mit Dank erkannt, mit Liebe und Gehorſam belohnt zu werden. Aber dieſe Freude war dem biedern Könige nicht beſchieden. Seine ganze, faſt vierzig jährige Regierung war eine Kette von Mühſeligkeiten, unter deren Laſt er faſt erlag. Verſchwörungen, Verläſterungen, Aufſtände, Vereitlung der edelſten Wünſche — das war das Loos dieſes trefflichen Mannes bis ans Ende.

Die blutigſte und gefährlichſte Empörung unter Guſtavs Regierung erregten im Jahr 1542 die Bauern in Smaland. Dieſe Provinz war, ſeitdem Guſtav auf dem Throne ſaß, nie ganz ruhig geweſen, obgleich die Einwohner, durch die königl. Gewalt geſchreckt, mehrmals den Schein der Ruhe angenommen hatten. Joen Andersſon, ein ſmaländiſcher Bauer, war im Jahr ein tauſend fünfhundert und ſechs und dreiſſig ihr Anführer geweſen; von ſeinen Bauern verlaſſen, und durch die ſiegenden Soldaten gedrängt, flüchtete er nach Lübeck. Hier fand er Anhang und Unterſtützung, rüſtete dreizehn Raubſchiffe aus, und beſtrich mit ihnen die Ufer von Bleckingen. Die Dänen

nen aber machten, auf Guſtav's Anſuchen, dieſer Seeräuberey bald ein Ende; die Fahrzeuge wurden weggenommen, wobei ihr Anführer jedoch entkam. Er flüchtete mit mehreren ſeiner Spießgeſellen in die ſchwediſchen Wälder, und formirte hier eine Räuberbande, zu welcher ſich endlich auch **Nils Dacke**, ein reicher ſmaländiſcher Bauer geſellte, dem für mehrere Miſſethaten ein großes Strafgeld aufgelegt war, das er nicht bezahlen wollte. Dieſer Mann, ſehr thätig, kühn, verſchlagen, beredt, und von nicht gemeiner Einſicht, war ganz dazu gemacht, in dieſem Lande das Haupt einer Parthey zu ſeyn; auch wurde ſeine Superiorität dermaßen anerkannt, daß Andersſon ihm ſogleich die Anführerſtelle einräumte.

Dacke's Anſehen nahm ſehr geſchwinde zu, und erlangte allmählich eine beunruhigende Höhe. Alle in Deutſchland und in den andern nordiſchen Staaten umher zerſtreuten flüchtigen Schweden, ſtanden mit ihm in Briefwechſel. Es kamen auch Abgeordnete zu ihm; der Herzog von Mecklenburg, der Pfalzgraf Friedrich, ja ſelbſt der Kaiſer richteten ihre Aufmerkſamkeit auf ihn. Im Anfange des Jahrs ein tauſend fünfhundert und zwei und vierzig war ſeine bewafnete Macht nur hundert Mann, und doch hatte er die Vermeſſenheit, die Bauern im Königs-Härad und dem Süder More zu einem Landtage zuſammen zu rufen. Sie erſchienen in Schaaren, und ſelbſt die dem däniſchen Scepter unterworfenen Bleckinger fanden ſich haufenweiſe ein.

Dacke klagte bitter über die gemachten Religionsveränderungen, über die Gottloſigkeit der Regierung, über die theure Zeit, über die Bedrückungen des Adels, und über die ſchweren Auflagen der Bauern, wobei er ſich als ihren Beſchützer darſtellte. Es fiel ihm nicht ſchwer, die ohnehin zur Unruhe geſtimmten

Smaländer zu gewinnen; er machte ſich aber auch durch ſeine Beredtſamkeit und ein ſolches Thema die Blekinger geneigt, die ihn mit Gewehren, Pulver und Blei verſahen, und ihm, troz aller Klagen des ſchwediſchen Hofes, in ihrer Stadt einen Zufluchtsort ſicherten. Von hier aus that Dacke Einfälle ins ſchwediſche Gebiet, plünderte die Schlöſſer und Höfe des Adels, und ermordete die Eigenthümer, beſonders aber alle königl. Beamten, die in ſeine Hände fielen. Dieß grauſame Schickſal hatte auch ein wackerer, ſiebenzigjähriger Greis, Arvid Weſtgöthe, der beim Antritt der Regierung Guſtavs, ſeinen Muth und Patriotismus gezeigt hatte. Sein Hof wurde vor ſeinen Augen ausgeplündert, er ſodann aufs Feld geſchleppt, nackend ausgezogen, hernach an einen Baum gebunden, und todt geſchoſſen. Nach ſolchen Gräueln wurde der Raub gewönlich nach Bleckingen gebracht, und hier öffentlich vertheilt.

Der Anführer der rebelliſchen Bauern gieng noch weiter; er ſandte aus ſeinem Schlupfwinkel Befehle nach Smaland, wobei denen, die nicht gleich gehorchten, Brandſchatzungen aufgelegt wurden. Viele Edelleute mußten die Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums mit großen Geldſummen erkaufen.

Guſtav ſah nun die Nothwendigkeit ein, den Aufruhr mit Nachdruck zu bekämpfen. Er rief den Adel auf, und bezeichnete ihm Wadſtena und Linköping, als Sammelplätze; dabei ließ er in der Geſchwindigkeit Soldaten, ſowohl in Deutſchland als in Schweden werben. Jedoch ſeine Gutmüthigkeit, die ſich oft in Schwäche ausartete, ſpielte ihm jezt, wie ſchon öfter, einen Poſſen. Um wo möglich ohne Menſchenblut die Ruhe herzuſtellen, ließ er ſich herab, an den Erzrebellen und Mörderhauptmann Dacke eigenhändig zu ſchreiben, und ihm wegen ſeines

gräuelvollen Betragens glimpfliche Vorſtellungen zu thun. „Er bat ihn von der Empörung abzuſtehen, verſprach ihm Sicherheit des Lebens und Eigenthums, wenn er ſich bei Hofe einfinden wollte, wo alle ſeine Beſchwerden mit Milde angehört, und unterſucht werden ſollten.“

Dieß Schreiben that eine ganz entgegengeſetzte Wirkung auf einen ſtolzen Mann, der nicht durch Patriotismus, ſondern allein durch einen unbegränzten Ehrgeitz geleitet wurde. Er fühlte ſelbſt, daß er eine ſo gütige Behandlung nicht verdiente, glaubte, daß nur allein große Beſorgniſſe ſie veranlaßt haben könnten, und betrachtete daher den Schritt des Königs als ein Zeichen der Furcht, und als eine Art Huldigung ſeiner Macht. Auch auf die rebelliſchen Landleute that das königliche Schreiben eine ähnliche Wirkung, und vermehrte die Ehrfurcht vor ihrem Anführer. Dacke ſah jedoch ein, daß es zu einer allgemeinen Revolution im Königreiche eines großen Namens bedürfe; er ſchrieb daher an Nils Sture, einen jungen Edlen aus einer der angeſehenſten Familien und Verwandten des Königs, und bot ihm den ſchwediſchen Thron an, wenn er ſich an die Spitze der Mißvergnügten ſtellen wollte. Der redlich denkende Sture, den man ſchon einmal mit dem Glanz einer Krone zu blenden geſucht hatte, lebte damals auf dem Schloſſe Stäckeborg, wovon ihn Guſtav zum Gouverneur gemacht hatte. So wie das erſtemal verwarf er auch jetzt den Antrag mit Verachtung, und antwortete dem rebelliſchen Dacke, daß ein Bauer ſich zu ſeinem Pfluge halten müſſe, aber nicht ſich einfallen laſſen dürfe, Königskronen auszubieten; und daß, wenn die Empörung nicht bald aufhörte, ſo würde auch er ſich an die königl. Macht anſchließen, und die Rebellen ausrotten helfen.

Dacke war nun ſich ſelbſt überlaſſen; ſein Anhang war jetzt zweitauſend fünfhundert Mann ſtark, und mit dieſen rückte er dem Statthalter von Weſtgothland, Namens Steinbock, entgegen, der ſich mit einem Korps königl. Truppen bei Bärgqwara verſchanzt hatte. Als die Bauern nun den Angriff thun ſollten, entfiel ihnen der Muth, den alles Zureden ihres Anführes nicht aufzurichten vermochte; ſie ſchickten ſogar vier Abgeordnete an Steinbock, und erboten ſich Dacke zu verlaſſen, wenn ihnen des Königs Gnade zugeſichert würde. Dieſe ſagte ihnen der Statthalter ſogleich zu, jedoch unter der Bedingung ihren Anführer auszuliefern. Hierzu aber wollten ſich die Bauern nicht verſtehen; ſie beriefen ſich auf ſeinen Eifer für ihr Intereſſe, den ſie nicht mit ſolcher Treuloſigkeit belohnen könnten, und ſchlugen eine Unterredung zwiſchen Steinbock und Dacke vor, wobei zur Sicherheit des letztern Geiſſeln gegeben werden ſollten. Dieß geſchah, und nun war der von den Seinigen verlaſſene Dacke gezwungen, ſich nach Bärgqwara zu begeben, und hier eine andere Rolle zu übernehmen. Er ſah aber bald, beim Anfange des Geſprächs, daß der Statthalter verlegen, und überhaupt kein Mann von Entſchloſſenheit und Charakter war; dieſen Umſtand benutzte er trefflich. Anſtatt ſeine Unterwürfigkeit zu zeigen, veränderte er ganz den Plan, und rechtfertigte vielmehr ſein Vorhaben, mit dem Zuſatze, daß er und die Seinigen in ihrer Unternehmung nicht nachlaſſen würden, bis alle ihre Foderungen befriedigt wären; dabei aber ſchlug er ſehr liſtig auf drei Monate einen Waffenſtillſtand vor, den der ſo zaghafte als einfältige Steinböck auch eingieng. Er krönte ſein elendes Benehmen dadurch, daß er die Empörung durch dieſe Unterreduug ſo gut wie geendigt betrachtete, und ohne Verzug mit ſeinen Truppen

pen nach Weſtgothland zurückmarſchirte. Kaum aber hatten die letzten ſeiner Soldaten Bärgqwara verlaſſen, als dieſe Stadt auf Dacke's Befehl geplündert wurde.

Dieſer ſo übereilte Abzug hatte noch andere unglückliche Folgen. Der Ritter Johannsſon war von Linköping aus mit einer Verſtärkung im Anmarſch, fand aber bei ſeiner Ankunft in Smaland das weſtgothiſche Truppenkorps ſchon fort, ward von den Bauern umringt, theilweiſe geſchlagen, und gezwungen, mit dem Reſt ſeiner Soldaten ſich in die Gebürge zu flüchten.

2.

Unterhandlungen Guſtavs mit den rebelliſchen Bauern.

Ohne Zulaſſung der däniſchen Regierung hätte dieſer Aufruhr nicht lange beſtehen können, da die Aufrührer nicht allein ihre vornehmſten Kriegsbedürfniſſe aus den däniſchen Staaten zogen, ſondern auch bei Unfällen in Bleckingeu einen ſichern Zufluchtsort fanden. Guſtav beſchwerte ſich darüber wiederholt in Kopenhagen, aber ohne alle Wirkung.

Dacke ließ ſein Glück indeſſen nicht unbenutzt, und verdoppelte jetzt ſeine Thätigkeit. Er ordnete ſeine Truppen in Haufen und Glieder nach der Kriegsweiſe der damaligen Zeit, übte ſie in den Waffen, und führte eine ſtrenge Diſciplin ein. Er formirte ſich auch aus den ſtärkſten Bauernknechten eine Leibwache, und zu ſeinen Gehülfen nahm er zwei kühne und thätige Bauern, die er zu Oberſten ernannte. Nun beſchränkte er ſich nicht mehr auf Smaland, ſondern rückte in Oſtgothland ein. Dieß war eine der

der päbſtlichen Lehre noch ſtark anhängige Provinz, wo er von den Bewohnern der Wäldern großen Zulauf hatte; die Bewohner der ebenen Felder aber blieben ruhig.

Guſtav brach nun ſelbſt auf, vertheilte ſeine Truppen unter geſchickte Anführer, und begab ſich in Perſon nach Oſtgothland. Hier wurden die Aufrührer bald mit großem Verluſte auseinander geſprengt, und in die Wälder getrieben. Der König rief nun das Volk zuſammen, Bürger, Bauern und Bergleute, und ermahnte ſie zur Ruhe. Alle Anweſenden, ſelbſt diejenigen, die ſich mit den Empörern verbunden hatten, wurden jetzt durch die Gegenwart des Monarchen, noch mehr aber durch ſeine Truppen geſchreckt, zeigten ihre Unterwürfigkeit, und erneuerten den Eid der Treue. Sie ſandten ſogar ein Zirkelſchreiben an ihre unruhigen Nachbarn, worinn ſie drohten, in Maſſe in Smaland einzufallen, und alle Empörer auszurotten.

Um eben dieſe Zeit hatte Guſtavs Oberfeldherr Siggesſon die Rebellen an mehrern Orten in Smaland ſiegreich bekämpft, eine Menge derſelben erſchlagen, und viele Gefangene gemacht. Dacke war in die Enge getrieben, jedoch wurde er nicht muthlos; alles was er jetzt wünſchte, war Zeit zu gewinnen. Er ſchrieb an den Feldherrn einen demüthigen Brief, worinn er um Begnadigung flehte; zugleich aber auch ihm die Volksklagen vorlegte. Dieſe betrafen die große Gewalt der Vögte und den Mißbrauch derſelben; die ſtarken Schatzungen; das den Kirchen entzogene Silbergeräth; die neuen Gewohnheiten (hierunter verſtanden die Bauern alle neuen Staatseinrichtungen, die ehedem hier nicht üblich geweſen waren); die veränderten Kirchengebräuche und Ceremonien; die Entwafnung der Bauern, und andere minder wichtige Gegen-

Gegenſtände, die zuſammen achtzehn Artikel enthielten. Abermals ließ ſich die Regierung von dieſem liſtigen Manne täuſchen. Die Klagepunkte wurden in Linköping von einer Anzahl Reichsräthe, und zwar von den Angeſehenſten und Fähigſten des Landes, unterſucht, während Guſtav in Stäckeborg war. Dieſe Reichsräthe fanden einige Punkte der Beherzigung werth; überdieß fürchteten ſie die Fortſetzung und Ausdehnung eines Bürgerkriegs; ſie verſprachen daher Dacke, ſo wie allen rebelliſchen Bauern, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, wenn ſie ſogleich alle Feindſeligkeiten einſtellten; dabei wurde ihnen zugeſagt, daß ihre Klagen in Smaland ſelbſt, durch einige alte Ritter mit Zuziehung alter verſtändiger Bauern unterſucht werden ſollten. Sie übernahmen es, hiezu des Königs Zuſtimmung zu verſchaffen.

Dacke nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an; er erreichte hiedurch ſeinen Zweck; die Sache blieb unausgemacht, und er gewann Zeit. Die weiſen Männer hatten den Umſtand überſehen, daß ſie durch eine ſolche Unterhandlung, ja durch dieſen förmlichen Vertrag mit Dacke nicht allein die Würde der Regierung herabſetzten, ſondern auch dieſen rebelliſchen Bauer als das Oberhaupt der Empörer anerkannten, und ihm dadurch eine größere Wichtigkeit gaben, als er je hatte. Dem Könige entgieng dieſer große Staatsfehler nicht; er war daher mit dieſem Vertrage höchſt unzufrieden. Nur mit großer Mühe ließ er ſich endlich bewegen, ihn zu ſanctioniren, um nicht die Reichsräthe verächtlich zu machen; allein die Form der Acte wurde durchaus umgeändert, und ſo abgefaßt, als ob die Tumulte blos eine Streitſache zwiſchen der ſmaländiſchen Ritterſchaft und den Bauern betroffen hätten, wobei der König Schiedsrichter ſeyn ſollte; weshalb man einen Stillſtand auf ein Jahr geſchloſ-

ſen, in welcher Zeit die Bauern ſich mit ihren Klagen über die Vögte beim Könige einſtellen ſollten. Dieſe Acte wurde am vierzehnten November des Jahrs ein tauſend fünfhundert und zwei und vierzig in Stäkeborg ausgefertiget.

Guſtav ſchrieb nun ſelbſt an die Smaländer, und ſtellte ihnen auf eine liebreiche Art ihr böſes Betragen vor, wozu ſie keine Urſache gehabt hätten. „Keinem, hieß es darinn, der ſich an ihn gewendet, ſey Recht verſagt worden. Er ſchilderte ihnen in dieſem merkwürdigen Briefe ſeine ganze Regierung, und motivirte alle ſeine Unternehmungen und Verordnungen. Die Landmacht habe er zur Sicherheit des Staats von fünfhundert Mann bis auf ſechstauſend Mann vermehrt, dabei die erforderlichen Waffen und Pferde aus dem Auslande kommen laſſen; ferner habe er eine dem Lande höchſt nöthige Flotte eingerichtet. Durch dieſe Maaßregeln ſey Schweden in dieſer Reihe von Jahren gegen auswärtige Feinde beſchützt geweſen. Wollten die Bauern nun dieſe ihnen mißfällige neue Gewonheiten abgeſchaft ſehen, ſo müßte man die Truppen abdanken, die Waffen verkaufen, die Kriegsſchiffe nach voriger Art in Fahrzeuge verwandeln, und das Reich dem Raube der Nachbarn preis geben. Der Erfolg würde denn auch nach alter Weiſe ſeyn. Die Seeräuber würden die ſchwediſchen Ufer beſteigen, die Dörfer ausplündern, das Vieh wegſchleppen, und die Fiſchereyen zerſtören. Wenn feindliche Truppen landeten, und tief ins Reich drängen, ſo würden die Bauern wieder nach alter Gewonheit, auf ihren Feldern ermordet, oder von ihren Aeckern vertrieben werden, mit Zurücklaſſung ihrer weinenden Weiber und Kinder. Dieſe Vorfälle wären noch im Gedächtniß aller alten Einwohner Schwedens, und wenn ſolche lange nicht mehr erlebt

worden

worden wären; ſo ſey dieſe Ruhe die Frucht der neuen Schatzungen; und nun frage er ſie: ob die Anwendung derſelben zu ihrer Sicherheit ihnen nicht augenſcheinlich Vortheile gebracht hätte? Hiebei wäre auch zu bemerken, daß die Preiſe der Dinge allenthalben geſtiegen, und das Kriegsweſen in ganz Europa verbeſſert worden wäre. Das ſchwediſche Reich habe nicht allein an Stärke, ſondern auch an Anſehen gewonnen. Ehedem ſey der ſchwediſche Name auſſer dem Norden ganz unbekannt geweſen; jetzt ſtünde Schweden mit vielen europäiſchen Königen und Fürſten in Verbindung. Ehedem wären ſie Sklaven unter einem fremden Joche geweſen; jetzt beherrſchte ſie ein König ihrer eigenen Nation, den ſie ſelbſt gewählt hätten. Ehedem wären ſie genöthiget geweſen, ihre Bedürfniſſe von den Lübeckern zu nehmen, und ſie ihnen mit Wucher zu bezahlen; jetzt holten ſolche die ſchwediſchen Schiffe ſelbſt, und ſegelten mit den Lübeckern um die Wette, nach allen Häfen." — Der König vergaß in dieſem Briefe auch nicht die Nothwendigkeit der kirchlichen Veränderungen zu erörtern, zeigte die Folgen der prieſterlichen Gewalt, und ſchilderte die Biſchöffe, ſo wie alle katholiſchen Prieſter des Landes, als Schwedens größte Feinde, die alles unternähmen, um ihr altes Anſehen wieder zu gewinnen, wenn auch das Reich wieder in ſeine vorige Ohnmacht zurückfallen ſollte.

Dieſer Brief, der in Stockholm am dreiſſigſten December des Jahres ein tauſend fünfhundert und zwei und vierzig ausgefertigt, und gleichſam ein Neujahrswunſch war, machte jedoch auf die rohen Smaländer keinen Eindruck. Sie blieben bei ihren vorgefaßten Meinungen.

Dacke hatte bei dem Vertrage verſprochen, ſelbſt nach Hofe zu kommen; er wagte es jedoch nicht,

dem

dem Könige unter die Augen zu treten. Guſtav wünſchte ihn zu ſehen, und ließ ihm alle Sicherheit zuſagen. Man wußte, daß der Monarch ſtrenge auf ſein Wort hielt, und daß Dacke nichts beſorgen durfte; allein er kam doch nicht, ſetzte vielmehr ſeine Ränke fort, und machte alle Anſtalten, den Krieg wieder anzufangen. Seine perſönliche Neigung zu dieſer Empörung wurde noch durch die Ermunterung des Pfalzgrafen Friedrich verſtärkt, der neue Hofnungen nährte, und Dacken im Frühlinge Hülfstruppen verſprach. Es ſchien aber, daß dieſer Anführer ſich auf die Zuſagen auswärtiger Hülfe nicht ſehr verließ, denn er bot zur nemlichen Zeit die ſchwediſche Krone auch dem Könige Chriſtian von Dänemark an. Dieſer fieng aber bereits an einzuſehen, daß er durch den Schutz dieſes mit ſeinen Feinden im Auslande verbundenen Anführers zu weit gegangen war; der kühne Charakter des Mannes, ſo wie die Folgen der Empörung in ſeiner Nachbarſchaft, waren ihm bedenklich; auch war er wegen der möglichen Ankunft auswärtiger Hülfstruppen beſorgt; er wies daher das Anerbieten ab, gab ſelbſt Guſtaven davon Nachricht, und bot ihm fünftauſend Mann gegen Dacke an; ja, um ſeinen Ernſt zu zeigen, ließ er gleich einige ſeiner Truppen in Smaland einrücken, denen ein Ermahnungsſchreiben an die Einwohner folgte, von ihrem Aufruhr abzuſtehen. Beides blieb jedoch ohne Wirkung. Die eingerückten Dänen waren in zu geringer Anzahl zum Angriff, wozu ſie auch nicht einmal Miene machten, auch zogen ſie ſich bald wieder zurück.

Guſtav hatte jedoch die Zufriedenheit, die Dalbauern, deren Mitwirkung mit den Rebellen ſehr bedenklich geweſen wäre, jetzt auf ſeiner Seite zu ſehen. Sie trugen ihm ihre Dienſte an; dem Antrage folgten ſogleich zweitauſend bewafnete Dalecarlier. Da man

man ſie aber für jetzt nicht brauchte, weil der mit Dacke geſchloſſene Waffenſtillſtand noch fortdauerte, ſo wurden ſie mit Dank wieder nach Hauſe geſchickt. Indeß beſtanden ſie darauf, daß der König von ihnen zweihundert wohlbewafnete Jünglinge als ein Hülfskorps annehmen mußte. Auch die vornehmſten Einwohner von Oſtgothland kamen nach Süderköping, wo ſich der König befand, und erneuerten ihren Eid der Treue. Auf dieſe Weiſe wurden die Beſorgniſſe der Patrioten wegen der Folgen dieſes Aufruhrs um ein Großes vermindert.

3.

Dacke erneuert die Feindſeligkeiten, und wird von mehrern Fürſten unterſtützt.

Dacke machte inzwiſchen insgeheim alle Anſtalten, die Feindſeligkeiten wieder zu erneuern. Er wollte den Ablauf des Waffenſtillſtandes nicht abwarten. Um die Stimmung der Bauern zu erforſchen, berief er eine Verſammlung nach Wekioe, wo ſich aus jedem Kirchſpiele zwei Abgeordnete einfanden. Hier hielt er eine heftige Rede, worinn er die Wahrſcheinlichkeit aufſtellte, daß, wenn man Guſtaven traute, alles Neue in Betreff der Religion, der Schatzungen und dergleichen unabgeändert bleiben würde. Dabei rieth er den Bauern, den Waffenſtillſtand zu halten, wenn der König die ihm vorgeſchlagenen Artikel ohne Ausnahme unterſchriebe; wo nicht, ſo überließ er es ihrem Entſchluſſe, ſich unbedingt zu unterwerfen, oder die Waffen zu gebrauchen; in welchem Fall er zu ihrem und des Vaterlandes Dienſt willig ſein Leben aufopfern wollte.

Die Bauern ſchrieen, ſie wollten ihm alle folgen. Dacke benutzte dieſe Stimmung zu einem feierlichen Eide der Unterwürfigkeit, den ſie ſofort leiſteten; ſodann befahl er ihnen, ſich mit Waffen und Kriegsbedürfniſſen zu verſehen, und ſich zum Aufbruche bereit zu halten. Von dieſem Augenblicke an änderte er aber ſeinen Plan. Um ſeine Anhänger zu vermehren, und der Empörung mehr Anſehen und Stärke zu geben, wünſchte er die mit der Regierung mißvergnügten Edelleute mit ſich zu vereinigen. Er gab die ſtrengſten Befehle gegen alle Räubereyen und Gewaltthätigkeiten, und beſtrafte die Uebertreter ohne Schonung. Vielen der Plünderung angeklagten Bauern wurden Handketten angeſchmiedet, und ſie ſo herumgeführt; ſelbſt einige ſeiner Befehlshaber wurden deshalb in Gefängniſſe geworfen, und einer derſelben ſogar hingerichtet. Die Plünderung der Ritterſchaft und ihrer Landſitze hörte nun auf; im Gegentheil befahl er, den Adelichen freundlich zu begegnen und ſie nachdrücklich zu ſchützen. Er zeigte ſich jetzt förmlich als Regent, ſetzte nach ſeiner Willkühr Vögte und andere Civilbeamten ein, ſprach über Leben und Tod, und traf Verfügungen jeder Art.

Dieſe Lage der Dinge in Schweden machte den Herzog Albrecht von Mecklenburg aufmerkſam, der, als Abkömmling von dem alten königlichen Hauſe der Folkunger, Anſprüche auf das Königreich machte. Er ſchickte daher einen Abgeordneten an Dacke, um ihm ſeinen Beiſtand anzutragen. Die Bedingungen von ſeiner Seite waren, daß man ihm, Albrecht, die ſchwediſche Krone verſchaffen, und dabei jetzt zur Anwerbung der Truppen, einen ſtarken Geldvorſchuß thun ſollte. Dacke aber hatte in Betreff des Thrones ganz andere Abſichten, und überdieß brauchte er ſelbſt ſein Geld; er gab daher zur Antwort: daß,

wenn

wenn der Herzog kommen wolle, er willkommen ſeyn würde; allein ſtatt Geld zu fodern, müßte er ſelbſt große Summen mitbringen. Der Abgeordnete, Namens Pflug, ein Roſtocker Bürger, wollte nun mit dieſem Beſcheide zurückgehen, ward aber in Schonen verhaftet, und als ein Aufwiegler zum Tode verurtheilt. Der Herzog von Mecklenburg gab jedoch ſeine ehrgeizigen Entwürfe nicht ganz auf, und rüſtete ſich dennoch, den Empörern in Schweden beizuſtehen.

Es zeigte ſich indeß noch ein anderer Feind gegen den König Guſtav. Der Pfalzgraf Friedrich, der bisher nur auf Dänemark ſein Augenmerk gerichtet hatte, wurde nun durch den fortgeſetzten Briefwechſel mit Dacke, und durch den Fortgang der neuen Rebellion vermocht, ernſtlich auch an die ſchwediſche Krone zu denken. Er bat deshalb den Kaiſer Karl den Fünften um kräftigen Beiſtand, dieſen Monarchen, der ohnehin von jeher Guſtav's Feind war, und ihn jetzt beſonders wegen ſeines eifrigen Lutherthums, und ſeiner Verbindung mit dem Könige Franz von Frankreich außerordentlich haßte; allein jener mächtige Fürſt, immer noch in weitläuftige Kriege verwickelt, brauchte ſelbſt ſeine Truppen und ſein Geld; doch wollte er etwas thun, und gab deshalb ſeinem Miniſter, dem berühmten Granvella, Befehl, mit Dacke zu unterhandeln, ja ſelbſt nach Schweden zu gehen. Noch mehr! der Kaiſer ließ ſich ſogar herab, aus Barcellona ſelbſt an den rebelliſchen Bauern Dacke zu ſchreiben; er ermunterte ihn in ſeiner Empörung fortzufahreu, und gab ihm Nachricht von der nahen Ankunft ſeines Miniſters, die aber nicht erfolgte. Granvella hatte Beſorgniſſe wegen ſeiner perſönlichen Sicherheit in Schweden, und zog eine ſchriftliche Unterhandlung vor. Sowohl er, als der Kaiſer waren von der dortigen Lage der Dinge ſehr ſchlecht unter-

unterrichtet; ſie hielten Guſtaven ſchon ſo gut wie abgeſetzt, und glaubten, daß es jetzt blos darauf ankomme, den ſchwediſchen Thron wieder zu beſetzen, wozu Friedrich von ihnen den Rebellen nachdrücklich empfohlen wurde. Dieſer Kronprätendent ſchrieb nun auch an Dacke einen ſehr freundſchaftlichen Brief, und that ihm die größten Verſprechungen von Ehrenſtellen und Würden, wenn er zur Krone käme; dabei war, gleichſam als Handgeld, dem Briefe ein kaiſerl. Adelsdiplom beigelegt, und die Zuſage hinzugefügt, im Frühling ohnfehlbar Truppen nach Schweden zu ſenden. So wurde dieſem Bauer ſelbſt von großen Fürſten geſchmeichelt, die ihn als den willkührlichen Geber der ſchwediſchen Krone betrachteten. Die im Auslande lebenden mißvergnügten Schweden blieben hiebei auch nicht müſſig; ſie munterten ebenfalls Dacke'n durch Briefe auf, und verſicherten ihn ihres künftigen Beiſtandes. Auch der Herzog Albrecht, der nunmehr für ſich wenig Hofnung mehr zur Krone hatte, verſprach jetzt zur Thronbeſteigung Friedrichs mitzuwirken und Truppen zu ſchicken.

Dieſe Entwürfe blieben Guſtaven nicht verborgen, der ſchon viel zu lange gezögert hatte. Die Sache wurde nun ſehr ernſthaft, und erforderte die nachdrücklichſten Maaßregeln. Er berief daher die Stände nach Oerebro, wo beſchloſſen wurde, die ganze Macht des Reichs zu bewafnen. Bei Wadſtena ſollte die Muſterung gehalten werden; hernach ſollten ſämmtliche Truppen auf Jönköping losrücken, aber in einiger Entfernung von der Stadt Halt machen; während welcher Zeit mehrere angeſehene und populaire Männer nochmals verſuchen ſollten, durch gütliche Vorſtellungen die Bauern zu gewinnen.

Man rechnete abermals auf einen guten Erfolg bei dieſer traurigen Maaßregel, obgleich Guſtav de-

ren

ren ſchlechte Wirkung ſo oft erprobt hatte. Es war ein auffallender Beweis von der jetzigen Schwäche der Regierung, und ganz dazu geeignet, bei dem rohen Haufen den Zweck zu verfehlen. Ein Umſtand nährte indeß die Hofnung des Königs und ſeiner Räthe. Es hatten ſich zwiſchen den Rebellen und ihrem Anführer bedenkliche Auftritte ereignet, ſo daß ſie höchſt unzufrieden waren. Seine Grauſamkeit gegen ſeine Befehlshaber hatte viele empört, ſo wie überhaupt ſeine große Strenge und militairiſche Diſciplin dieſen Landleuten, als ein ungewohntes Joch, gar nicht behagte; und vollends ſchien ihnen das neue Verbot, die Edelleute zu plündern, höchſt ungerecht, da ſie bisher bei dieſen gefahrloſen Operationen ſich ſo wohl befunden hatten. Dacke machte von dieſer Volksſtimmung im November des Jahres ein tauſend fünfhundert und zwei und vierzig zu Jönköping eine unangenehme Erfahrung. Er hatte das Volk aus allen umliegenden Gegenden dahin beſchieden, um bei dem nahen Ende des Waffenſtillſtandes die Kriegsmaaßregeln zu verabreden. Sie fanden ſich haufenweiſe ein, erklärten aber, daß ſie von ihm ferner keine Befehle annehmen würden. Um die Haupturſache dieſer Widerſetzlichkeit zu heben, erlaubte er wieder von jetzt an alle Gewaltthätigkeiten, und erklärte die Bauern ſteuerfrey. Nunmehr waren dieſe zufrieden, und kehrten zu ſeinen Fahnen zurück.

Eine Unterhandlung mit der Regierung war dasjenige, was Dacke am meiſten fürchtete. Er zögerte nun nicht, dieſen Eifer der Bauern zu benutzen, und gab deshalb das Zeichen zur förmlichen Erneuerung der Fehde, ohne erſt das Ende des Waffenſtillſtandes abzuwarten. Ritterſitze wurden jetzt ſo wie ehedem geplündert, hernach eingeäſchert, und drei angeſehene königliche Beamte erſchlagen. Der Geiſt des

Auf-

Aufruhrs breitete ſich aus bis nach Südermannland, und wurde in dieſer Provinz nur mit vieler Mühe noch in der Geburt erſtickt.

4.

Dacke wird von den königlichen Truppen beſiegt und ſtirbt.

Dacke brach im Januar des Jahres ein tauſend fünfhundert und drei und vierzig los, bezeichnete durch Plünderung der königlichen Anhänger ſeinen Weg, brandſchatzte allenthalben wo er hinkam, und ließ todtſchlagen, was den geringſten Widerſtand that. So rückte er auf Calmar los, und drohte dieſe Stadt zu belagern. Der dortige Statthalter Germund Some, oder auch Svensſon genannt, ein tapferer Mann, traf dagegen alle Vorkehrungen; er befahl die benachbarten Dörfer zu zerſtören, und alles Vieh innerhalb den Mauern der Stadt zu treiben; dabei that er einen Ausfall, nahm dreiſſig Mann gefangen, und ließ ſie ſogleich rädern. Dacke wich zurück und ſchlug bei Hasmo und Kleckeberg zwei Lager auf; beide aber wurden von Some angegriffen, die Rebellen geſchlagen, und ihr Anführer gezwungen die Lager aufzuheben.

Die Aufrührer theilten ſich nun in große Haufen, fielen in Oſtgothland ein, und machten hier Gefangene und Beute. Ein Schwarm zog ſich nach Süderköping und plünderte hier die königlichen Kornmagazine. Einige tauſend Smaländer marſchirten nach Stäckeborg, wo ſich Swante Sture aufhielt, den man mit Gewalt zwingen wollte, ihr Anführer zu werden

werden. Sture, der von ihrem Anzuge Nachricht erhielt, gieng ihnen auf dem Eiſe entgegen, und grief ſie an, wurde aber zurückgeſchlagen; ihre Uebermacht nöthigte ihn, ſich mit dem Reſt ſeiner Truppen in ſein feſtes Schloß zu werfen, wo er nun belagert wurde. Er that muthige Ausfälle, allein mit unglücklichem Erfolg. Der gehofte Entſatz blieb lange aus, und die auf keine Belagerung vorbereitete Beſatzung litt an allem Mangel. Dieſer Zuſtand, und die lange Weile der Bauern vor dem Schloſſe, ſtimmten beide Theile zur Nachgiebigkeit, und bewirkten endlich den Vertrag eines ungehinderten Abzuges; allein während dem Abſchluß, da ſich die Bauern ſchon großentheils zerſtreut hatten, erſchien General Thureſon, der nichts von dem Vorgefallenen wußte, mit einem ſtarken königl. Korps, und griff die noch Zurückgebliebenen an, die faſt alle niedergemacht wurden. Thureſon zog nun weiter ins Land; ein Gleiches that der General Siggeſon mit der Hauptarmee in einer andern Richtung; auch Sture durchſtrich die Provinzen mit zwei tauſend Mann. Allenthalben, wo er ſich nur zeigte, fielen die Bauern auf ihre Knie und baten um Gnade. Zu Tuna in Weſternordland, das man mit dem Tuna in Dalecarlien nicht verwechſeln muß, verſammelten ſich die Bauern um ihn her, und ſchrieen: „Wir ſehen, daß die Gerechtigkeit auf der Seite iſt, wo Du biſt. Dacke hat uns betrogen." Sture verſprach ihnen die Begnadigung des Königs auszuwirken, und behandelte dieſe Reuigen mit der größten Schonung.

Die beiden andern Feldherren zeigten jedoch nicht ſolche Menſchlichkeit; wo ſie nur hinkamen, wurde gemordet und geplündert. Sie wähnten durch das Schrecken die Bauern wieder zum Gehorſam zu bringen; allein dieſe durch die Verzweiflung angetrieben,

verſchanzten ſich in den Wäldern, machten Verhacke, fielen aus dieſen Schlupfwinkeln Schaarenweiſe die königl. Truppen an, und thaten ihnen großen Schaden. Endlich kam es ohnweit Horn in einem dicken Walde beim See Aſund, zwiſchen beiden Theilen zu einem Haupttreffen. Dacke führte ſelbſt die Seinigen an, und focht mit großem Muthe, bis er mit Wunden bedeckt zu Boden ſank; er wurde noch lebend aus dem Schlachtgetümmel weggetragen, das ſich mit einer gänzlichen Niederlage der Empörer endigte. Der größte Theil der aufrühriſchen Bezirke unterwarf ſich jezt dem Könige. Der aufs äußerſte gebrachte Dacke gab dennoch ſeine Hofnung noch nicht ganz auf. Sobald er von ſeinen Wunden hergeſtellt war, befand er ſich wieder an der Spitze von vierhundert Mann; er reiſete nun umher, berief ſich auf die Grauſamkeiten der königlichen Feldherren, und ſtellte den Bauern vor, daß ſie nichts anders als Radebrechung und Verurtheilung zu erwarten hätten; daher ſie lieber, als tapfere Männer, ſtreitend fallen ſollten. Dieſe Vorſtellungen waren nicht ohne alle Wirkung; einige Haufen zogen ſich zuſammen und fielen in Weſtgothland, auch in Oſtgothland ein, wo ſie plünderten und mordeten; allein der Muth des größten Theils war durch die lezte Niederlage, und durch das Ausbleiben der auswärtigen Hülfe ſehr geſunken; ſelbſt Smaland unterwarf ſich mit Ausnahme einiger wilder Rotten, die in den Wäldern hauſeten. Auf dieſe machten nun die königlichen Truppen Jagd, ergriffen mehrere Anführer, und zerſtreuten die übrigen. Unter den Gefangenen befanden ſich der Bruder und ein Sohn von Dacke; der erſtere wurde aufgehängt, dem leztern aber, einem Knaben von zehen Jahren, wurde nichts Leides gethan; er ſtarb aber nachher.

Alle Künſte wurden nun von Dacke und ſeinen Freunden angewandt, die Smaländer wieder zur Ergreifung der Waffen zu bringen, wozu die katholiſchen Prieſter kräftig mitwirkten. Sie intriguirten nicht allein heimlich und öffentlich, ſondern verläſterten ſogar den König auf den Kanzeln. Einer derſelben, Namens Simon, in Sund, ſchloß ſeine Predigt mit folgenden Worten: „Ich will heute Meſſe halten, und Rache ſchreien über den grauſamen König, ſeine Kinder und ſeine Diener. Folget alle meinem Beiſpiel, auf daß er falle, und nimmer wieder aufſtehe!“ Ein anderer Prieſter in Wy, ließ ein ſonderbares Cirkular im Lande herumgehen. Dieß war ein blutiges Brett, worauf geſchrieben war: „Eine Hand, ein Fuß, und eine Weiberbruſt;“ wobei man ausſprengte, daß der König dieſe körperlichen Theile allen Smaländern wollte abhacken laſſen. Viele bethörte Einwohner dieſer Provinz, hierdurch zur Verzweiflung gebracht, griffen nun zu den Waffen; allein Guſtav ließ ihnen keine Zeit ſich zu formen. Seine Truppen rückten von allen Seiten eiligſt in Smaland ein, und zerſtreuten die Aufrührer, theils durch Vorſtellungen, und wo dieſe nicht halfen, durch Gewalt.

Noch machte Dacke einige Verſuche mit den ihm getreu Gebliebenen, erkämpfte auch neue Vortheile, wurde aber bald durch Uebermacht gezwungen an, ſeine endliche Rettung zu denken. Er wollte nach Deutſchland, allein Skrifware, ſein vertrauteſter Freund, verrieth das Geheimniß; er wurde nun von den Seinigen genau bewacht, ſeine Flucht verhindert, und er dadurch genöthigt, ſich in die Bleckingſchen Wälder zu flüchten. Sein letzter Haufe zerſtreute ſich nun auch; viele ergaben ſich freiwillig den königlichen Truppen, andere aber wollten von keiner Unterwerfung

hören, und wurden niedergemacht. Viele von dieſen Ueberläufern erboten ſich nun, ihrem ehemaligen Anführer ſelbſt nachzuſetzen; ſogar ſein treuloſer Freund Skriſware verband ſich dazu. Auf dieſe Weiſe war für den unglücklichen Dacke keine Rettung mehr. Er war allein; alle ſeine Genoſſen hatten ihn verlaſſen, und nun auch das Glück, das mehr als die Weisheit der Sterblichen die Begebenheiten der Menſchen leitet. Pederſon, ein Officier, Sohn eines Reichsraths, traf ihn endlich im Rödebyer Walde in Blekingen; er wünſchte ihn lebendig zu fangen, da dieß aber nicht angieng, ſo erſchoß er ihn. Der Körper wurde geviertheilt, und bei Calmar auf vier Räder gelegt, wobei man dem Kopf eine kupferne Krone aufſetzte.

Mit dem Tode dieſes Dacke, den man bei aller ſeiner Grauſamkeit, wegen ſeiner ſeltenen Eigenſchaften, ſeines klugen, ja in Hinſicht auf ſeinen niedern Stand und Erziehung bewundernswerthen Benehmens, und ſeiner unbezwingbaren Standhaftigkeit bis an ſein Lebensende, faſt mit Achtung beehren muß, endigte dieſe Empörung; die größte, die König Guſtav zu bekämpfen hatte, und die fünfzehn Jahre früher, bei der ſtärkern Macht der römiſchen Prieſter, vielleicht das Schickſal Schwedens entſchieden haben dürfte.

IX.

IX. Meutereyen, Gewaltthaten und Strafe Wilhelms von Grumbach.

In der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts.

1.

Grumbachs Streitigkeiten mit dem Biſchof von Würzburg. Seine Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg.

Eine merkwürdige Rolle unter den Edlen des Frankenlandes ſpielte einſt der kühne Ritter **Wilhelm von Grumbach**. Die Periode ſeines unruhigen Wirkens und Treibens fällt in die erſte Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, bis zum Jahre ein tauſend fünfhundert und ſieben und ſechzig, — jene merkwürdige Zeit, wo die lutheriſche Reformation ſo viel unruhige Gährungen und Reibungen veranlaßte.

Grumbach war ein Vaſall des Fürſtbiſchofs von Würzburg. Oeſters hielt er ſich am Hofe deſſelben auf, und ſtund daſelbſt in großem Anſehen. Beſonders war er bei dem Fürſtbiſchofe Conrad von Bibra wohlgelitten, einem ſchwachen luxuriöſen Manne, der ſich wenig um Regierungsſachen bekümmerte, deſto mehr aber dem ſinnlichen Wohlleben nachhieng. Grumbach war ſein Liebling. Er beſaß Schlauheit, Gewandtheit, Geiſtesgegenwart, mannigfaltige Kenntniſſe, und, was mehr galt als alle dieſe Dinge — ein ſchönes Weib, die dem geiſtlichen Herren die langen Stunden verkürzte. Dieſe Empfehlung verſchafte ihm

ihm die Würde eines Hofmarſchalls, und mit ihr den wichtigſten Einfluß auf die Geſchäfte. Bei allen Verordnungen führte Grumbach die Feder, lenkte den Gang aller Unternehmungen, und war überhaupt des Biſchofs rechte Hand. Der Ritter wußte ſich dieſe günſtige Stimmung beſtens zu Nutze zu machen. Er erlangte für ſeine fränkiſchen Güter mancherlei Vergünſtigungen, und manche ſchöne Summe floß aus der biſchöflichen in ſeine eigene Kaſſe. Allein plötzlich trübte ſich der Himmel, als im Jahr ein tauſend fünfhundert und vier und vierzig Conrad von Bibra das Zeitliche ſegnete, und Melchior von Zobel den Krummſtab bekam. Das war ein Mann, der gerne mit eigenen Augen ſah, und nicht geneigt war, ſich am Gängelbande leiten zu laſſen. Eine ſeiner erſten Regentenhandlungen war, daß er den Hofmarſchall Wilhelm von Grumbach ſeiner Dienſte entließ.

Das hatte der Ritter wohl nicht erwartet, denn Melchior von Zobel wäre wahrſcheinlich nimmermehr auf den biſchöflichen Stuhl gekommen, wenn nicht Grumbach ſich eifrig für ihn verwendet und die Stimmen geleitet hätte. Zobel hatte verſprochen, ſich dafür dankbar zu bezeugen: „nicht allein die alten Verträge wollt' er halten, ſondern auch neue und günſtigere ſchließen.“ Aber weder das eine noch das andere wurde gehalten. Ja Grumbach mußte ſogar ein vom vorigen Biſchof erhaltenes Geſchenk von zehen tauſend Goldgulden zurückgeben, und die Bezahlung eines Legats aus deſſen Verlaſſenſchaft wurde ihm verweigert.

Ein Mann von Grumbachs Feuergeiſte konnte eine ſolche Beleidigung nicht ungeahndet laſſen. Mit verbiſſener Wuth verließ er den Hof des Biſchofs, feſt entſchloſſen, alles zu wagen und aufzuopfern, um ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen. Er wandte ſich an

den

den Hof des Markgrafen Albrecht von Culmbach, eines wilden Kriegers, der ſchon längſt den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg einen unfreundlichen Beſuch zugedacht hatte. Der Markgraf nahm Grumbachen ſehr gnädig auf, gewann ihn bald lieb, machte ihn zum Statthalter von Culmbach, und ließ ihn an allen ſeinen Unternehmungen Theil nehmen. Beſonders war er der Kriegsgefährte des Markgrafen auf ſeinen Expeditionen während des ſchmalkaldiſchen Krieges, der im Jahr ein tauſend fünfhundert und sechs und vierzig ausbrach. Albrecht kommandirte ein abgeſondertes Korps, das dem ſchmalkaldiſchen Bunde ſehr großen Abbruch that, und durch Rauben und Plündern viel Schrecken und Elend verbreitete. Unter andern zog Albrecht mit ſeinem Heere vor Nürnberg, weil der Rath dieſer Stadt ſich offenbar zur katholiſchen Parthey bekannte, und belagerte dieſe Stadt ſieben Wochen lang, bis endlich Noth, Hunger und Elend die weiſen Rathsherren nöthigten, dem ſiegreichen Albrecht eine große Menge Munition und Geſchütz, und eine nicht unerhebliche Summe Geldes demüthig ins Lager zu bringen und dadurch den längſt gehoften Frieden zu erkaufen. Bei dieſer Gelegenheit rieth Grumbach ſeinem Herrn, den beiden Biſthümern Würzburg und Bamberg eine Viſite zu machen, oder ſich von beiden hinlänglich bezahlen zu laſſen. Der ſchlaue Mann dachte dadurch nicht nur ſeine Rache zu ſtillen, ſondern auch Erſatz für ſeinen Verluſt zu erlangen. Albrecht trug kein Bedenken, in den Vorſchlag einzuſtimmen. Er ließ den beiden Biſchöfen verkündigen, daß er nächſtens vor den Mauern ihrer Reſidenzen erſcheinen und das ganze Land mit Feuer und Schwerdt verheeren würde, wenn ſie nicht ſogleich Geſandte zu ihm ins Lager bei Nürnberg beordern und ihn befriedigen würden.

Siegreich

Siegreich waren Albrechts Waffen, Furcht und Schrecken gieng vor ihnen her, und es öfneten ſich ihm die Thore feſter Städte. Auch in Würzburg und Bamberg verbreitete die Ankündigung dieſes Beſuchs Grauen und Entſetzen, ſo daß weder die andächtigen Biſchöfe noch ihre fromme Kapitelherren Rath zu ſchaffen wußten. Wenn ſie alles bewilligten, was Albrecht foderte, ſo war die Sache freilich geſchlichtet, und am Ende war doch weiter nichts übrig als das. Bamberg beorderte zu dem Ende einen Geſandten ins nürnbergiſche Lager, der mit dem Markgrafen einen Vertrag ſchloß. Größer war die Noth in Würzburg, weil man gar keinen Mann finden konnte, der zu dem Unterhandlungsgeſchäfte mit dem Markgrafen Fähigkeit und Kenutniſſe genug beſeſſen hätte; Zudem mochte man auch berechnet haben, daß ohne Grumbach, der ſeinem Herrn zur Seite ſtund, kein gütlicher Vergleich zu erhalten ſey. So ſauer auch dieſer Schritt dem Biſchof Melchior zu thun war, ſo entſchloß er ſich auf Zureden ſeines Kapitels endlich doch, eben dieſem Grumbach, den er ſo ſchnöde von ſich gewieſen hatte, das Geſchäfte des Vergleichs aufzutragen. Durch Ueberſendung großer Geſchenke und Verheiſſungen ſuchte man nun dieſen erzürnten und Rache ſchnaubenden Mann wieder zu gewinnen, und übertrug ihm endlich das ganze wichtige Geſchäfte.

Schadenfroh labte ſich Grumbach an der Verlegenheit ſeiner Feinde, und erſt nach langem und wiederholtem Bitten ließ er ſich bewegen, die Sache bei ſeinem Herrn zu vergleichen.

Es läßt ſich wohl denken, daß der Ritter bei dieſer Kommiſſion ſein eigenes Intereſſe nicht werde außer Acht gelaſſen haben. Die Herren von Würzburg waren darauf völlig vorbereitet, allein ſie dachten jetzt nur auf augenblickliche Rettung, und erwarteten

teten das übrige von der Zukunft. Daher machten ſie ſich ohne Weigerung verbindlich, dem Markgrafen binnen Monatsfriſt zweihundert und zwanzig tauſend Gulden zu bezahlen, und außerdem dreihundert und fünfzig tauſend Gulden markgräfliche Schulden zu übernehmen. Dem Ritter Grumbach ſicherten ſie das Gut Mainberg zu. Nicht nur das Domkapitel, ſondern auch der Biſchof ſelbſt verſprachen auf Treue und Glauben, daß ſie dieſen Vertrag heilig halten, und weder beim Kaiſer noch beim Pabſte um die Vernichtung deſſelben anſuchen wollten. Allein ſie hielten ihr Verſprechen nur ſo lange, als der ſiegreiche Albrecht unfern der Grenzen des Hochſtifts verweilte, und ſuchten bald von Kaiſer und Reich die Vernichtung dieſes Vertrags. Der Kaiſer ließ ſich bereit finden in ihr Begehren einzuwilligen. Grumbach erhielt von allem, was ihm verheiſſen worden war, nichts, und ſah ſich überdieß noch in den Gerechtſamen gekränkt, die ſeine Vorfahren genoſſen hatten.

Es läßt ſich leicht erachten, welchen Eindruck ein ſolches Verfahren auf das Gemüth eines kriegeriſchen Edelmanns gemacht habe. Albrecht und Grumbach entbrannten vor Rache, und da ſie auf dem Wege Rechtens nichts erlangen konnten, ſondern immer mit leeren Verſprechungen hingehalten wurden, ſo beſchloſſen ſie von neuem Gewalt zu gebrauchen. Albrecht führte ſeine ſieggewohnten Truppen in das würzburgiſche und bambergiſche Gebiet, und ließ die wortbrüchigen Biſchöfe fühlen, daß das Schwerdt der Rache nicht durch Gebet und Malediction entkräftet wird, ſondern Blut und Verheerung um ſich verbreitet. Die blühenden fränkiſchen Gauen wurden verwüſtet, Geld und Vermögen geraubt, wo es gefunden wurde, und die Wohnungen der friedlichen Landleute verbrannt und in Schutthaufen verwandelt. Die

Greuel

Greuel und Uebelthaten, die von dem markgräflichen Kriegsvolk im Frankenlande begangen wurden, ſind unzählig. Albrecht hörte auf, Menſch und Held zu ſeyn; er wurde Räuber und Mordbrenner.

Die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg erhoben ein klagevolles Jammergeſchrey über die Gewaltthätigkeiten, die ſie zu erdulden hatten. Daß ſie ihre Feinde muthwillig gereizt, und feierliche Verträge gebrochen hatten, davon war freilich die Rede nicht. Sie wandten ſich mit ihren Klagen an den Kaiſer und das Kammergericht, und das leztere gab den benachbarten Fürſten und Ständen den Auftrag, ſie ſollten den bedrängten Biſchöfen beiſtehen und Gewalt mit Gewalt vertreiben. Allein das war Oel in die Flamme, wodurch das Feuer der Rachbegierde nur noch höher aufloderte, und grauſamer wüthete. Albrecht kehrte ſich keineswegs an den kammergerichtlichen Befehl, ſondern verfolgte ſeine Siege und brandmarkte ſie mit Raub und Mord. Die Biſchöfe ſchrieen heftiger. Da erklärte endlich das Kammergericht den Helden und Räuber Albrecht als einen Landfriedenſtöhrer in die Acht, und der Kammerrichter rief ihn unter freiem Himmel als einen Geächteten aus, gab ſeinen Leib und ſein Leben vogelfrey, und ſeine Güter dem Reich und den Lehnhöfen. In ſeinem ſtolzen Wahne bekümmerte ſich aber der Markgraf wenig um die Acht, ſondern ſezte vielmehr ſeine Plünderungen in biſchöflichen Städten und Dörfern lebhaft fort. Alles loſe Geſindel, das unzufrieden war oder Mangel litt, geſellte ſich nun zu dem markgräflichen Heere, und wurde von dem Anführer willig aufgenommen, ſo daß dieſes Heer einer ſtreifenden Räuberhorde vollkommen glich.

In dieſen Bedrängniſſen wandte ſich der geängſtete Biſchof von Würzburg an den Herzog von Braunſchweig,

ſchweig, und bewog ihn durch große Verſprechungen, ſeine und des Stifts Soldaten gegen den berüchtigten Albrecht anzuführen. Er erſchien mit ſeinen Truppen, vereinigte ſich mit dem Biſchof und gieng dem wilden Krieger, der ſich in die Reichsſtadt Schweinfurt geworfen und dieſe befeſtigt hatte, entgegen. Allein die Schwierigkeiten waren nicht ſo leicht zu heben und Albrecht nicht ſo leicht beſiegt, als es der Biſchof vorgeſpiegelt hatte. Der Herzog unterſuchte die Lage der Sachen genauer, und da er fand, daß es ſeinem kleinen Heere unmöglich ſeyn würde, die Wälle von Schweinfurt zu erſteigen, ſo ſprach er unwillig zu dem geiſtlichen Herren: „Herr Biſchof, kehret nach Hauſe und bleibet bei eurem Chorrock, denn ihr werdet's ja wohl fühlen, daß der Harniſch euch zu ſchwer drückt.“ Nach dieſen Worten hob er die Belagerung auf, und nöthigte dadurch den Biſchof, das nemliche zu thun.

Albrecht konnte nun wieder ſein Weſen ungehindert treiben; allein als er nach einiger Zeit Schweinfurt räumte, verließ ihn ſein Kriegsglück und lächelte ihm nie wieder. In der Gegend des Kloſters Schwarzach ereilte ihn das verbündete Kriegsheer, nöthigte ihn zu einem Treffen und ſchlug ihn aufs Haupt. Seine ſämmtlichen Truppen wurden in alle Gegenden zerſtreut, ſammelten ſich nie wieder, und ihr Anführer ſelbſt rettete ſich mit Mühe. Vermummt ſtahl ſich der ſonſt gefürchtete Albrecht durch Deutſchland nach Frankreich, wo er die gute Aufnahme nicht fand, die er hofte, und endigte in Armuth und Elend in Pforzheim ſein unruhiges Leben. Man ſagt, der Hunger habe beendigt, was der Kummer angefangen hatte.

2.

Kühne Unternehmungen Grumbach's gegen den Biſchof und die Stadt Würzburg.

Grumbach befand ſich ſeit der Aechtung ſeines Beſchützers Albrecht in einer ſehr bedenklichen Lage. Der ganze Unwille des erzürnten Biſchofs von Würzburg fiel auf ihn, und weil er ſich an dem flüchtigen Fürſten nicht rächen konnte, ſo mußte ſein Statthalter büſſen. Er ließ ihm alle ſeine im Biſthum gelegene Güter und Häuſer, ſammt allem Vieh, Wein, Getreide und Geräthſchaften wegnehmen, ſeine Wälder aushauen und vertrieb ſogar ſeine kranke Frau aus ihrem Witwenſitze. Grumbach büßte dadurch nicht nur ein jährliches Einkommen von ſiebenzehen tauſend Goldgülden ein, ſondern durch das Plündern und Verwüſten war ihm überdieß noch ein Schaden von neun und dreiſſig tauſend Goldgülden zugefügt worden. Grumbach klagte dagegen beim Kammergericht, welches hierauf ein Mandat an den Biſchof zur Wiedereinſetzung in ſeine Güter ergehen ließ. Allein dieſe erfolgte nicht. Dadurch fand ſich Grumbach bewogen, eine offene Klageſchrift ausgehen zu laſſen, worinn er ſich über die Gewaltthätigkeiten, welche der Biſchof an ihm und ſeiner Familie ausgeübt hätte, öffentlich beſchwerte. Allein ſie bewirkte weiter nichts, als daß der Biſchof in einer Gegenſchrift die grumbachiſche Klageſchrift für ein leichtfertiges Schandbuch erklärte.

Grumbach wandte ſich endlich, da er nirgend Gehör fand, an den Kaiſer Ferdinand, und flehte um Schutz gegen die ungerechte Bedrückung des Biſchofs. Der Kaiſer fand ſeine Klagen nicht ungegründet,

det, und rieth daher dem Biſchofe, ſich mit ſeinem Gegner zu vergleichen. Allein auch dieſe Ermahnung verbeſſerte Grumbachs Schickſal nicht. In der Verzweiflung faßte er daher den Entſchluß, ſich grauſam zu rächen. „Könnt' ich dem ſchurkiſchen Pfaffen das Herz aus dem Leibe kratzen, rief er, mit Freuden würd' ich es thun!"

Der Biſchof pflegte öfters in Begleitung weniger Hofleute aus ſeinem Schloſſe Marienberg in die Stadt zur Kanzlei zu reiten. Dieß ſah Grumbach für eine bequeme Gelegenheit an, ihn in ſeine Gewalt zu bekommen. Zur Ausführung ſeines Vorhabens dung er ſich für zwei tauſend Gulden eine Rotte von fünfzehn Perſonen zu Pferd und vier Knechten zu Fuß, die dem Biſchof auf dem Wege aufpaſſen und ihn gefangen nehmen ſollten. Der Anführer der Rotte hieß Krätzer, ein vertrauter Diener Grumbachs, liſtig und verwegen, und zur Ausführung jedes Bubenſtücks bereit. Er wartete zur Ausführung des Unternehmens klüglich die Zeit ab, wo des Biſchofs Reuter wegen des gewönlichen frankfurter Meßgeleites entfernt waren. Es war im April des Jahres ein tauſend fünfhundert und acht und fünfzig, da die Verſchwornen zur Ausführung ihres Vorhabens ſchritten. Sie kamen unter dem Namen reiſender Meßkaufleute nach Würzburg, und kehrten, um allen Verdacht zu vermeiden, in verſchiedenen Wirthshäuſern ein. Alles ließ ſich gut an, die Wachen an einem Thore wurden beſtochen, und ſelbſt Freunde des Bubenſtücks unter den Bürgern gewonnen, die den biſchöflichen Feinden ſtets Nachricht von ihrem Biſchofe brachten. Zur Ausführung ſelbſt ereignete ſich nach wenigen Tagen eine günſtige Gelegenheit. Als der Biſchof auf ſeinem Reſidenzſchloſſe die Meſſe gehört hatte, begab er ſich in Geſellſchaft einiger Kavaliere

valiere und Räthe zu Pferde nach Würzburg, um auf der Kanzlei den Geſchäften beizuwohnen, und zum Theil in wichtigen Geſchäften ſelbſt zu entſcheiden.

Krätzer war von allem wohl unterrichtet. Er ſammelte ſich zur Ausführung ſeines ſchändlichen Anſchlags nebſt ſeinen Helfershelfern jenſeits der Mainbrücke, wo ſie bei einem Gaſthofe ſich Wein geben lieſſen, und den biſchöflichen Zug erwarteten. Alle ſaßen zu Pferde. Langſam und in ſich gekehrt trabte der Biſchof über die Brücke, und erſchrack ein wenig, als er die fremden Reuter ſahe, die wild ſchrieen und zechten; doch ritt er fort, ohne ſeinem Gefolge ſeine Furcht zu geſtehen. Einer von den fremden Reutern ſprengte darauf hart vor dem Biſchofe vorbei, und grüßte ihn mit verſtellter Höflichkeit. Der Biſchof dankte, allein in dem Augenblicke zog der Reuter eine Büchſe unter dem Mantel hervor, ſetzte ſie ihm auf die Bruſt und brüllte fürchterlich: „Pfaff, du mußt ſterben!“ Und jach fuhr dem Biſchof die Kugel durch das Herz und das linke Schulterblatt. Der verwundete Fürſt ließ den Arm ſinken und ſtöhnte wie ein Sterbender, aber noch war die Rache des Meuchelmörders nicht geſättigt, ſondern er ſchlug dem Sterbenden das Mordgewehr noch um den Kopf und brüllte ſeinen Geſellen zu: „Mordet — mordet alle!“ Das war das Signal zu mehrern Mordthaten, denn Krätzers Meuchelmörder ſtürmten nun wüthend auf die biſchöflichen Begleiter, ſchoßen einige von den Pferden, die übrigen verwundeten und verjagten ſie, worauf ſie nun ſchleunig die Stadt verließen, und im Freyen ihr Heil ſuchten.

Inzwiſchen war der tödtlich verwundete Biſchof durch die Schnelle ſeines Roſſes fernern Mißhandlungen entronnen, und auf dem Steinwege ſeiner Reſidenz zugeeilt; allein er kam nur todt in derſelben an, denn

denn an den Weinbergen ſank er ohnmächtig vom Pferde. Unter ſeinen Begleitern ſtarb der Kämmerer Jakob Fuchs vier Stunden nachher, und der Amtmann zu Iphofen Wolf Karl von Wenkheim am folgenden Tage, jeder an der empfangenen Wunde. Die Wunden, welche die übrigen empfangen hatten, waren nicht tödtlich.

Der Schrecken und die Verwirrung, welche die Nachricht von dieſer Begebenheit in der ganzen Stadt verbreitet hatte, und die hereinbrechende Nacht hatten die Böſewichter geſchützt. Sie zerſtreuten ſich in verſchiedener Herren Länder, wo ſie ſich ſorgfältig verbargen. Der eigentliche Anführer der Horde, Kräzer, blieb indeſſen nicht lange unbekannt; man bekam ihn zwar in Verhaft, er hängte ſich aber im Gefängniſſe auf; doch hatte er vorher alle Mitgenoſſen ſeines Verbrechens angegeben.

In ganz Deutſchland machte dieſer tragiſche Vorfall große Senſation, und ob man gleich keine genugthuende Beweiſe von Grumbachs Antheil an dem Verbrechen hatte, ſo ſchrieb man es doch allgemein auf ſeine Rechnung. Er eilte um dieſe Zeit nach Frankreich und warb daſelbſt Kriegsvolk, um mit Hülfe deſſelben ſeine eingezogenen Güter wieder in Beſitz zu nehmen und ſich Genugthuung zu verſchaffen. Schon war er mit ſeiner Mannſchaft bis nach Lothringen gekommen; die vier rheiniſchen Churfürſten ermahnten ihn aber, Reuter und Knechte wieder auseinander gehen zu laſſen. Zugleich verſprachen ſie, ihn mit dem neuen Biſchofe von Würzburg, einem Herrn von Wirsberg, auszuſöhnen. Grumbach folgte ihrem Rathe; allein zu wohl begründet ſchien der Verdacht, daß er den Mord des Biſchofs veranlaßt habe, als daß er ihm keine Verfolgung hätte zuziehen ſollen. Seine eigenen Reden und Schreiben rechtfertigten den

Ver-

Verdacht. Das Domkapitel zu Würzburg berichtete die Sache an den Kaiſer, und dieſer ſchickte allen benachbarten Reichsſtänden eine ſchriftliche Ermahnung zu, die Ausforſchung und Verhaftnehmung der Thäter mit aller Sorgfalt zu befördern. Dennoch hatte Grumbach Kühnheit genug, auf erhaltenes ſicheres Geleit, auf dem augsburgiſchen Reichstage des Jahres ein tauſend fünfhundert und neun und fünfzig zu erſcheinen, und mit dem neuen Biſchofe von Würzburg ſeiner eingezogenen Güter wegen in Unterhandlungen zu treten. Von allen Seiten her unterſtützte man ihn mit Fürbitten, und ſelbſt die kaiſerlichen Kommiſſarien und churfürſtlichen Miniſter, die zur Beilegung des Streites beauftragt waren, drangen mit allem Ernſte auf eine Vereinigung. Allein die Geſandten des Biſchofs beharrten bei der Behauptung, Grumbach verdiene keine Gnade; ja der Anſtifter eines verruchten Komplots gegen das Leben ihres Biſchofs ſollte in keinem Lande geduldet werden.

Da Grumbach ſah, daß er auf dieſem Wege nie wieder zum Beſitz ſeiner Güter gelangen könnte, ſo kehrte er wieder nach Frankreich zurück. Von hieraus machte er neue Verſuche, den Biſchof von Würzburg zu mildern Geſinnungen zu ſtimmen; ſelbſt der König von Frankreich, der Kaiſer, die Churfürſten nahmen ſich ſeiner nachdrücklich an; aber ihre Bemühungen waren vergebens. Sogar auf Grumbachs Anerbieten, den Handel durch einen rechtlichen Ausſpruch entſcheiden zu laſſen, wurde nicht geachtet.

Da ſo viele Fürſten Grumbachs Geſuch unterſtützten, ſo muß ihnen ſein Antheil an dem Biſchofsmorde noch immer zweifelhaft geweſen ſeyn. Er ſelbſt betrachtete ſich als einen unſchuldig Verfolgten, dem man widerrechtlich ſeine Güter eingezogen hätte, und der deswegen berechtigt wäre, ſich mit Gewalt wieder

ſein Eigenthum zu verſchaffen, und noch überdieß Schadloshaltung zu verlangen. In dieſer Abſicht kehrte er nach Deutſchland zurück. Da er in den Dienſten des Markgrafen Albrecht mit vielen Abentheurern bekannt worden war, ſo brachte er in kurzer Zeit einen zahlreichen Anhang von Edelleuten zuſammen, unter welchen Wilhelm von Stein, Albrecht von Roſenberg, Ernſt von Mandelsloh und Jobſt von Zedwitz die vornehmſten waren. Der Schutz eines angeſehenen Reichsfürſten ſchien ihm bei der Ausführung ſeines Entwurfs beſonders wichtig zu ſeyn. Als er ſich nach einem ſolchen Fürſten umſah, konnte ihm der Herzog Johann Friedrich von Gotha nicht lange unbekannt bleiben. Johann Friedrich war der Sohn eines unglücklichen Vaters, dem ſein Religionseifer die ſächſiſche Churwürde und den größten Theil ſeines Landes gekoſtet hatte. Dieſer wichtige Verluſt kränkte den Sohn tief, und er konnt' es nicht verſchmerzen, daß ein anderer beſaß, was eigentlich ihm gehörte. Wenn nun jemand ſeiner ohnehin ſehr reitzbaren Phantaſie mit der Hofnung ſchmeichelte, daß er mit Hülfe des deutſchen Adels die entriſſene Churwürde und die väterliche Beſitzungen wieder erlangen könnte, ſo war es wohl begreiflich, daß er ihm ein geneigtes Gehör ſchenkte. Dieſer Mann war Grumbach. Es koſtete den verſchlagenen und klugen Ritter nicht viel Kunſt, den Herzog bei dieſer ſchwachen Seite zu faſſen. Er bemächtigte ſich ſeiner ganz, ſpiegelte ihm wunderſüße Hofnungen vor, wie er ihm zu ſeinem Churfürſtenthume wieder verhelfen könne, wie alle Proteſtanten die Gelegenheit ergreifen würden, dieſe Handlung der Gerechtigkeit zu fördern, und wie ſelbſt der König von Frankreich bereit ſey, die Sache kräftig zu unterſtützen; ja wie ſchon alles unter den Proteſtanten verabredet ſey, ihn nach erlangtem Churfürſtenthume

zum Kaiſer auszurufen. Der junge Herzog überließ ſich dieſen ſüßen Träumen um ſo leichter, da es Grumbachen gelang, die Täuſchung durch allerhand aſtrologiſche Gaukeleyen, wie ſie damals im Schwange giengen, zu erhöhen, ja ſelbſt den Kanzler Brück, des Herzogs vertrauten Rath, für ſich zu gewinnen. Und ſo gieng der ſchwache Mann, ſeinen falſchen Freunden und den Sternen vertrauend, einem Unglück entgegen, gegen welches das Schickſal ſeines Vaters noch beneidenswerth geweſen war.

Im Vertrauen auf den Schutz des Herzogs rüſtete ſich Grumbach zuerſt in der Stille zu einer Fehde gegen die Stadt Würzburg. So geheim die Sache behandelt wurde, ſo konnte es doch nicht fehlen, daß man in Würzburg Nachricht von Grumbachs Werbungen und zugleich Warnungen erhielt, weil ſich ein beträchtliches Heer um ihn her ſammle. Allein man lächelte darüber in Würzburg, weil man theils eben im Begriff war, Grumbachen als Biſchofsmörder anzuklagen, theils neue Vergehungen von der feindlichen Seite hofte, die für den Unternehmer keinen, für das Hochſtift aber deſto größere Vortheile haben würden. Allein das Unternehmen des verjagten Ritters hatte wichtigere Folgen als man dachte. Mit achthundert Reutern und fünfhundert Mann zu Fuß näherte ſich Grumbach unvermuthet, da der Biſchof gerade verreiſet war, der Stadt Würzburg, und, was man zuvor für unmöglich gehalten hatte, drang in dieſelbe ein. Beſtochene Bürger hatten ihm insgeheim ein Thor geöffnet. Seine Schaaren rannten durch alle Straßen der Stadt, beſetzten die Hauptplätze, und jagten die neugierigen und erſchrockenen Einwohner in ihre Häuſer. Um die Bürgerſchaft zu beruhigen ließ der ſchlaue Sieger überall ausrufen, und an die Ecken der Straßen anheften: „Dem Bür-

ger,

ger, der ruhig in ſeinem Hauſe bleibt, wiederfährt kein Unglück. Mit Pfaffen ſtreitet Wilhelm von Grumbach, und begehrt nicht mehr, als ſein Eigenthum.“

Die Bürger verhielten ſich nach dieſem Verſprechen ruhig, und Grumbach benutzte den errungenen Vortheil. Noch an dem Tage, wo er die Stadt überrumpelt hatte, berief er den Bürgermeiſter Eck vor ſich und ſprach zu ihm: „Seit eilf Jahren bin ich wider Gott, Ehre und Billigkeit von meinen väterlichen Gütern vertrieben, weil ich dem frommen Fürſten Albrecht diente. Täglich trachtet man mir und den Meinigen nach Leben, Ehre, Gut und Blut, und ſcheuet ſich nicht, ehrliche Leute zu viertheilen, oder gar mit Gift zu verfolgen. Gott und das Glück übergaben mir dieſe Stadt, ihr ſeyd in meiner Gewalt! Daher ergeht mein ernſtlicher Befehl, daß ihr mir die Schlüſſel von allen Thoren überreicht, und alles Gewehr an einen Ort liefert, den ich euch ſagen werde; endlich ſollt ihr beeidet alle Perſonen nennen, die auf dem Schloſſe ſind. Im Weigerungsfall ſoll die Stadt geplündert, verbrannt, und Jung und Alt ermordet werden.“

So wenig man gewillet war, ſich mit dem Ritter in Unterhandlungen einzulaſſen, ſo fand doch niemand ein Mittel, wie man mit guter Manier ſich aus dem fatalen Spiel ziehen, und der läſtigen Gäſte baldmöglichſt los werden könnte. Guter Rath war damals in Würzburg ſehr theuer. Der Senat und das Domkapitel ſuchten ſich mit Ausflüchten zu behelfen, und dem Ritter begreiflich zu machen, daß ſie mit gutem Gewiſſen ihren Eid nicht brechen könnten. Aber das diente nur dazu, den Unwillen des Ritters und ſeiner Begleiter zu reitzen, denen ohnehin mehr an der Plünderung als an einem gütlichen

Vergleiche lag. „Lieben Herren, rief er, wozu der unnützen Worte? Es muß ſo ſeyn! Geſchieht es nicht; und die Reuter kommen von den Roſſen, auf denen ſie nun acht und zwanzig Stunden geſeſſen, ſo kann ich weder helfen noch Einhalt thun.“ Und ſo bequemten ſich denn Bürgermeiſter und Rath zur Eidesleiſtung, die Bürger huldigten dem Sieger, händigten ihm die Schlüſſel ein, und brachten alles Gewehr an den beſtimmten Ort. Und ſo war denn dieſer verwegene Mann auf einmal Herr und Eigenthümer der Reſidenz ſeines bis jetzt unverſöhnlichen Feindes. Er lebte mit ſeinem Haufen in Jubel und Freuden, und die bedrängte Bürgerſchaft wußte nicht genug Wein und Fleiſch aufzubringen. Auf Bitten des Raths hatte er ſich verbindlich gemacht, daß durchaus nicht geplündert werden ſollte. Allein dieß unterblieb ſo wenig, daß ſogar die Zimmer des fürſtlichen Hofes erbrochen, die Gelder weggenommen, und die Briefſchaften zerſtreut wurden. Die Anführer der Horde gaben überhaupt ein ſehr ſchlechtes Beiſpiel. In den vornehmſten Höfen und Häuſern, die ſie bewohnten, ſuchten ſie nicht nur das baare Geld, ſondern auch Silbergeräthe und andere Koſtbarkeiten auf, und ſetzten ſich zu Erben der Emigrirten ein. Die Soldaten folgten dieſem Beiſpiele, und begiengen viele grobe Exceſſe. Grumbach ließ den Unfug geſchehen, ob er gleich bei Lebensſtrafe das Rauben verboten hatte. Allein Bürgermeiſter und Rath fiengen an, ſo bittere Klagen über die Räubereyen ſeines Kriegsvolkes zu führen, und ihn ſo heftig zu beſtürmen, daß er ſich genöthigt ſah, dem Unfuge zu ſteuern. Zu dem Ende ließ er aufs Neue Stehlen und Rauben bei Lebensſtrafe verbieten, und zugleich bei ſeinem Quartiere einen Galgen errichten, wo jeder Uebertreter des Geſetzes ſein Leben endigen ſollte, und

ſo

ſo wurde würklich das noch übrige Eigenthum der Bürger geſichert.

Inzwiſchen verlor Grumbach den eigentlichen Zweck, warum er nach Würzburg gekommen, über dem Wohlleben nicht aus den Augen. Er verſammelte den Rath und die Dommherren, und erklärte ihnen: „Weil Kaiſer und Reich auf ſeine gerechten Klagen nicht achten und ihm zum Beſitz ſeiner Güter behülflich ſeyn wollten, er aber nicht betteln möge, ſo ſey er ausgezogen, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. Gott und das Glück haben ihm die Stadt Würzburg in die Hände gegeben, und er werde ſie ohne alle Schonung plündern und verbrennen laſſen, wenn man ſich nicht mit ihm vergleichen wolle. Ich liebe mein Vaterland und bin ein Chriſt, ſetzte er hinzu, und wünſche nichts herzlicher als die Abwendung dieſes Unglücks, aber ohne einen billigen Vergleich kann ich nichts ändern.“

Stadtrath und Domkapitel waren in großer Verlegenheit. Sie zogen des Biſchofs Statthalter und Miniſter, die ſich auf dem Schloſſe Frauenberg befanden, darüber zu Rathe. Dieſe verſprachen, die von Grumbachen gemachten Bedingungen an ihren Herrn zu berichten, baten aber um Aufſchub, weil ihnen ſein Aufenthalt unbekannt wäre. Eigentlich wollten ſie nur Zeit gewinnen, um Anſtalten zu treffen, bis ſie mit gewafneter Hand über die Räuberhorde herfallen könnten. Aber Grumbach, der mit Fürſten und ihren Miniſtern wohl bekannt war, ließ ſich nicht berücken. Schon hatte er erfahren, daß viele Scharfſchützen und aufgebotene Bürger und Landleute zur Nachtzeit in die Feſtung bei Würzburg gezogen würden. Darum verwarf er alle Bitten um Aufſchub, und erklärte geradezu, er müſſe nothgedrungen plündern, die Einwohner erwürgen, und die Stadt in einen

einen Aſchenhaufen verwandeln, wo nicht ſchleunig ein Vergleich zu Stande käme. „Beim Allmächtigen betheuerte er, daß er keine Freude an dieſem Unfug habe, allein er und ſeine Kriegsgeſellen wären Beraubte und Bettler, die nichts mehr hätten, als eine Hand voll Blut im Buſen, das ſie auch vergießen wollten, wenn man ihnen ihre rechtmäßigen Güter länger vorenthalten wollte.

Wildes Getöſe entſtand darauf unter dem ohnehin erbosten Kriegsvolk, das ſich in Haufen ſammelte, Brennmaterialien herbei brachte, und nur auf den letzten Befehl wartete, um zu rauben, und die Einwohner durchs Schwerdt und die Stadt durch Feuer zu vertilgen. Wehklagen, Angſtgeſchrey und Jammer von Greiſen, Weibern und Kindern erfüllte alle Straſſen. Ein Ausſchuß der Bürgerſchaft wandte ſich an die fürſtlichen Räthe, und ihre Bitten waren ſo dringend, daß ſich der Statthalter entſchloß, ſelbſt in die Stadt zu kommen, und mit Grumbach in Unterhandlung zu treten, wenn ihm und ſeinen Begleitern Sicherheit zugeſagt würde. Gern that dieß Grumbach, und ſie kannten ihn als den Mann, der ſein Wort nicht brach. Die Vergleichspunkte waren bald abgeſchloſſen, denn Widerrede galt unter dieſen Umſtänden nicht viel. Grumbach erhielt ſeine väterlichen Erbgüter zurück und die übrigen Anſprüche, die er machte, ſollten auf die Entſcheidung des Churfürſten Daniels von Mainz, des Herzogs Johann Friedrich von Sachſen, und des Landgrafen Philipps von Heſſen ankommen. Ernſt von Mandelsloh bedung ſich sechstauſend, und Wilhelm von Stein zehen tauſend Thaler aus. Für ihr Kriegsvolk, welches ſogleich abziehen ſollte, wurden ihnen und Grumbachen fünf und zwanzig tauſend Thaler bewilliget.

Als

Als die unterſchriebene und beſiegelte Urkunde über dieſen Vertrag dem Ritter Grumbach übergeben wurde, und die Bevollmächtigten äußerten, es ſey ihnen ſchwer geworden, dieſen Vertrag zu unterſchreiben, ſchrieen die Verbündeten, die ohnehin bei dieſem Vertrage ihre Rechnung nicht fanden: „Laßt den Pfaffen ihre Briefe! Es iſt doch nichts als Betrug! Laßt uns die Sache ausmachen!" Grumbach nahm inzwiſchen die Urkunde, entließ den Rath und die Bürgerſchaft der ihm geleiſteten Pflichten, ſtellte ihnen die Thorſchlüſſel und die ausgelieferten Waffen wieder zu, und zog mit ſeiner Mannſchaft aus der Stadt.

3.

Grumbach und der Herzog Johann Friedrich von Gotha werden in die Acht erklärt.

Grumbach glaubte nun das Ziel ſeiner Wünſche erreicht zu haben. Der Beſitz ſeiner Güter war ihm feierlich zugeſagt, und der Biſchof ſelbſt beſtätigte den geſchloſſenen Vertrag, als er wieder in ſeine Reſidenz zurück kam. Der kühne Ritter hatte ihn in Furcht geſetzt, und es bangte ihm vor einem neuen feindlichen Einfalle, wenn er die Beſtätigung des Vertrags verweigerte. Allein er war keineswegs geſinnet, die Sache als abgethan anzuſehen, vielmehr machte er ſogleich Anſtalten, den Ritter auf dem Wege Rechtens zu verfolgen. Er verklagte ihn bei dem Kammergerichte als Landfriedenbrecher, Fürſtenmörder und Mordbrenner. Man warf ihm unter andern vor, es wären bei der Ueberrumpelung der Stadt Würz-

burg viele unſchuldige Bürger ermordet, Klöſter, Kirchen und Adelshöfe geplündert, und die Bürgerſchaft um zehen tauſend Thaler gebrandſchatzt, und überhaupt ein unerhörter Unfug von ſeinen Soldaten getrieben worden.

Mit Heftigkeit widerſprach Grumbach den Anklagen, die wider ihn vorgebracht wurden. Er ſuchte zu beweiſen, die Einnahme der Stadt Würzburg ſey kein Landfriedensbruch, ſondern eine raſche That, wodurch er ſich zu ſeinem lange vorenthaltenen Eigenthum hätte verhelfen wollen. Allein das kaiſerliche Kammergericht kehrte ſich an alle dieſe Einwendungen nicht, ſondern betrachtete ſein Benehmen als einen abermaligen Friedensbruch, der die ſtärkſte Ahndung verdiente. Es vernichtete den mit dem Biſchofe geſchloſſenen Vertrag, und ſprach über Grumbach und ſeine Genoſſen feierlich die Acht aus. Das hatte man von biſchöflicher Seite geſucht, und in dieſer Abſicht war der Vertrag beſtätigt worden. Aber für den unglücklichen Grumbach, der alle Hofnung auf dieſen Vertrag geſetzt hatte, war es ein Donnerſchlag, der alle ſeine Sinnen ſo betäubte, daß er nicht wußte, was er nun beginnen ſollte. Seiner Güter beraubt, ohne Hofnung ſie je wieder zu erhalten, ohne Geld, ohne Freyſtätte war er jetzt der unglücklichſte Mann unter der Sonne. Er übergab zwar eine neue dringende Vorſtellung, aber der Kaiſer und ſeine Gerichte achteten nicht darauf, und es blieb bei der ausgeſprochenen Sentenz. Grumbachs bekannter Unternehmungsgeiſt, ſein ungeſtümmer trotzender Charakter, ſeine Drohungen, ſeine zuverſichtlichen Aeußerungen, daß er mit der Reichsritterſchaft, ja mit Frankreich ſelbſt in enger Verbindung ſtehe, — ein Umſtand, der vielleicht mehr nicht, als eine durch den Rittergeiſt erzeugte Großſprecherey war, hatten den Kaiſer beſtimmt, die Aechtung über den Landfriedensbrecher auszuſprechen.

Aehnlichkeit des Schickſals rückt gemeiniglich unglückliche Menſchen, wenn ſie ſich auch zuvor niemals gekannt oder geliebt haben, näher zuſammen, und knüpft unter ihnen ein feſtes und dauerhaftes Band der Freundſchaft. Es iſt ein Labſal im Schmerzen, ſein Leid einem andern mitzutheilen, das Leiden eines andern zu vernehmen, Entwürfe zur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes gegenſeitig machen zu können, und man macht ſich weit größere Rechnung auf die Treue und den Beiſtand des eben ſo Unglücklichen, weil man überzeugt iſt, daß ihm wegen eigener Erfahrung fremdes Elend weit tiefer zu Herzen geht. Darum wandte ſich Grumbach jetzt wieder an den Herzog Johann Friedrich von Gotha, und fand bei ihm eine günſtige Aufnahme. Der unglückliche Ritter redete eine Sprache, welche die Leidenſchaft gerne hörte; er eröfnete dem Herzoge wieder die ſchmeichelhafteſten Ausſichten; verſprach ihm, daß er ihm mit Hülfe franzöſiſcher Truppen und der Reichsritterſchaft nicht nur ſeine vorige Churwürde ſammt den Churlanden wieder verſchaffen, ſondern es ſogar dahin bringen wolle, daß er von der letztern auf freiem Felde zum Kaiſer ausgerufen werde. Wonnetrunken von der Süſſigkeit dieſes Gedankens giebt ihm Johann Friedrich in ſeiner Reſidenz zu Gotha Aufenthalt und Schutz, und läßt ihn durch einen eigens abgeordneten Geſandten nicht nur bei dem Kaiſer zu Wien, ſondern auch auf dem Reichstage zu Augsburg vertheidigen.

Zum Unglück für den Herzog waren die meiſten proteſtantiſchen Fürſten ſelbſt gegen ihn eingenommen; der Churfürſt von Sachſen, dem ſeine geheimen Anſchläge und ſeine Aeuſſerungen nicht verborgen geblieben, war es in einem noch weit höhern Grade. Da der Herzog dem geächteten Grumbach nicht nur Schutz

gab,

gab, ſondern auch ſeine Vertheidigung übernahm, ſo fiel der Groll beſonders des Churfürſten auch auf dieſen. Doch Johann Friedrich war durch das, wozu ihm Grumbach Hofnung gemacht hatte, zu ſehr verblendet, als daß er den dringenden Warnungen ſeiner auf dem Reichstage anweſenden Geſandten Gehör geben, und Grumbachs Parthey hätte verlaſſen ſollen. Als der Kaiſer ſah, daß die meiſten Reichsſtände ſelbſt gegen Grumbach erbittert ſeyen, faßte er den feſten Entſchluß, die Vollziehung der Acht zu betreiben, und dadurch ſein Anſehen zu retten. Es wurde daher auf dem nämlichen Reichstage ein kaiſerliches Mandat in Betreff dieſer Sache dem ganzen Reiche bekannt gemacht. Ehe man indeſſen zur Vollſtreckung der Acht ſchritt, ward der Herzog durch eine vom Kaiſer und Reich an ihn abgeordnete Geſandtſchaft ermahnet, Grumbachen und ſeine Mitgeächteten dem Kaiſer zur Strafe ausfolgen zu laſſen. Der Kaiſer ſelbſt ließ noch für ſich beſonders, ehe dieſe Geſandtſchaft ihren Auftrag vollziehen konnte, den Herzog ernſtlich warnen, und bei Strafe der Acht ermahnen, daß er Grumbachen und die übrigen Geächteten ſogleich gefänglich einziehen ſollte.

So ernſtliche Veranſtaltungen hätten den Herzog Johann Friedrich doch allerdings aufmerkſam machen ſollen: allein er hatte das Schickſal vieler unbedachtſamer Menſchen, die ſich von geſchwätzigen Betrügern hintergehen ließen. Er ſchien von Grumbach ganz bezaubert zu ſeyn. Der Schutz des ganzen deutſchen Adels, zu welchem ihm dieſer die ſchmeichelhafteſte Hofnung machte, ſchien ihm ſicher genug, um aller Macht, welche der Kaiſer gegen ihn in Bewegung ſetzen würde, Trotz bieten zu können. Ihn konnten daher drey zu verſchiedenen malen an ihn ergangene und immer mehr geſchärfte, ernſtliche Befehle

des Kaiſers, ihn konnten keine Warnungen des Churfürſten von der Pfalz, ſeines Schwiegervaters, und anderer Fürſten, welche der Kaiſer dazu aufgefodert hatte ihn möglichſt zu ſchonen, zur Beſinnung bringen. Er duldete Grumbachen nicht nur in ſeinem Lande, ſondern machte ihn ſogar zu ſeinem Miniſter. Auf der Veſte Grimmenſtein bei Gotha wurden geheime Verſammlungen gehalten, und abentheuerliche Plane entworfen. Hier ſammelten ſich viele Edelleute, die ſonſt keine Sicherheit fanden, und manche andere, die, wie man damals zu ſagen pflegte, vom Stegreife lebten, die ſich der Landplackereyen und Räubereyen beflieſſen, die Schulden, Mord und andere Verbrechen vertrieben hatten. Von ſolchen Leuten umringt konnte der Herzog, der ſich immer mehr von Leidenſchaft als von Ueberlegung lenken ließ, unmöglich vernünftige Rathſchläge faſſen. Beunruhigte ihn auch zuweilen ein Zweifel und wollte er ängſtlich werden, ſo wußten die liſtigen Menſchen, die ihn umgaben, ſogleich wieder etwas auszuſinnen, wodurch er neuen Muth zu ſchöpfen ermuntert wurde. So beredeten ſie ihn unter andern, die Königinn Eliſabeth von England wäre nicht abgeneigt, ſich mit ihm zu vermählen, und ihn mit engliſchen Truppen zu unterſtützen — ein Vorgeben, das dem ſchwachen Herzog außerordentlich ſchmeichelte. Seine Geiſteskräfte waren ſo beſchränkt, daß er die Folgen ſeines Thuns und Laſſens keinen Tag vorausſehen konnte, und ſich daher ſtets von andern Menſchen beſtimmen und dahin ſchieben ließ, wo ſie ihn haben wollten. Der ſchlaue Grumbach wußte ſelbſt magiſche Künſte, die man in jenen Zeiten Zauberey nannte, mit Vortheil zur Bethörung des armen Herzogs zu gebrauchen. Er hatte einen Mann bei ſich, der allgemein der Engelſeher genannt wurde, und dem Herzog einmal in einem Kri-

ſtall

ſtall nicht nur den verlornen Churhut, ſondern Kaiſerkrone und Scepter zeigte, und den ſchwachen Herzog zugleich verſicherte, daß dieſe Kleinodien für ihn beſtimmt wären. Der Geiſt des Zeitalters begünſtigte die Liebe zu magiſchen Künſten, Nativitäten und aſtrologiſchen Weiſſagungen; ſelbſt die größten Gelehrten hatten dieſen Irthümern noch nicht ganz entſagt, und Herzog Johann Friedrich mochte in der That auch Geſchmack an dergleichen Spielereyen finden, welches der ſchlaue Grumbach zu ſeinem Vortheil benutzte. Eingeſchränkte Köpfe haben von jeher das Uebernatürliche geliebt. Der Herzog ſah alſo der Zukunft ruhiger entgegen, denn er hatte Churhut, Krone und Scepter im Kriſtall geſehen.

Der bethörte Fürſt erlaubte ſich nun auch immer feindſeligere Schritte gegen ſeinen Vetter, den Churfürſten Auguſt von Sachſen, den er im Beſitz deſſen ſah, was ſeiner Meinung nach ihm gehörte. Er verunglimpfte ihn bei jeder Gelegenheit als einen Mann, der ſelbſt die ſträflichſten Mittel nicht verſchmähe um ſich zu bereichern, und ſeinen Blutsverwandten Land und Leute zu entziehen. Er geſtattete ſogar, daß man von Gotha aus ins churfürſtliche Land ſtreifte, und ihm auf allerlei Weiſe Schaden zufügte.

Was dem Herzoge an Geiſtesgaben und Einſichten fehlte, hatte die Natur dem Churfürſten in reichem Maaße gegeben. Mit ſeinen Einſichten verband er eine unbeſtechbare Liebe zur Reichsverfaſſung und der beſtehenden Ordnung, welche er aufrecht zu erhalten bemüht war. Mit vieler Schonung behandelte er ſeinen Vetter Johann Friedrich, vergalt ihm die angethanen Beleidigungen nicht, ſondern bat ihn vielmehr, daß er doch die groſe Gefahr bedenken möchte, die ihm die fernere Unterſtützung Grumbachs und ſeiner Anhänger zuziehen würde. Aber dieſe Ermahnungen

gen waren gänzlich vergebens. Achtete doch der bethörte Herzog die wiederholten ernſten Vorſtellungen und Warnungen des Kaiſers nicht im mindeſten, weil ſeine Vertrauten ihm vorſtellten, die Drohungen, daß er von Land und Leuten gejagt werden könne, ſeyen erdichtet, und um eines alten Mannes willen, wie Grumbach, werde der Kaiſer, der doch wohl genug mit den Türken zu thun habe, keinen Mann marſchiren laſſen.

Indeſſen wurden die Anſtalten des Kaiſers immer ernſter und drohender. Er ließ einen neuen geſchärften Befehl an den Herzog ergehen, den vorigen Verordnungen wegen Grumbachs und ſeiner Anhänger Entfernung Folge zu leiſten. Taub gegen dieſen Befehl ließ der Herzog vier Monate verſtreichen, ohne daß er ſich bemühte, den ſchlimmen Folgen des höchſtgefährlichen Handels vorzubeugen. Er machte vielmehr Anſtalten, um ſich wegen eines bevorſtehenden Krieges in Bereitſchaft zu ſetzen. Er ließ alles, was zur Befeſtigung des Schloſſes Grimmenſtein und der Stadt Gotha dienen konnte, ſorgfältig herbeiſchaffen. Er bewarb ſich bei der fränkiſchen Ritterſchaft um Beiſtand. Da nun der Kaiſer immer mehr überzeugt wurde, daß ſich der Herzog auf dem Wege, der ihn zum Abgrunde führte, nicht wollte aufhalten laſſen, ſo trug er nicht länger Bedenken, die Acht auch auf ihn auszudehnen. Er ſchickte ihm im December des Jahres ein tauſend fünfhundert und ſechs und ſechzig die Achtserklärung durch einen Herold zu. Der Herzog empfieng den Herold mit Ausdrücken, die deutlich ſagen, was in ſeiner Seele vorgieng. „Ich habe, ſprach er, den Kaiſer mein ganzes Leben hindurch nie beleidigt, ſondern ihm vielmehr allen ſchuldigen Gehorſam geleiſtet; die angekündigte Ungnade deſſelben befremdet mich daher außerordentlich; indeſſen kann

ich den Urheber derſelben leicht errathen; auch bin ich überzeugt, daß ich dem Kaiſer eben ſo gut als der ſtolze Meißner (der Churfürſt Auguſt) dienen kann."

Noch ehe der kaiſerliche Herold ſich wieder entfernte, langte ein anderer von einem Trompeter begleitet von dem Churfürſten an, der dem Herzoge die Nachricht brachte, daß ihm der Kaiſer die Vollziehung der wider ihn ergangenen Achtserklärung aufgetragen habe. Johann Friedrich ſchien über dieſe Nachricht nicht ſehr beſtürzt; er beſchenkte jeden der beiden Herolde mit einigen neugeprägten goldenen Münzen. Ihm ahndete nicht das Ungemach, das ihn und ſein Land bedrohte. Beſinnungslos ſtürzte er ſich in den Abgrund, der ſich vor ihm öfnete, und erſt da es zu ſpat war, erkannt' er, daß falſche Rathgeber ſein Vertrauen mißbraucht, und ihn grauſam irre geführt hatten.

4.

Der gothaiſche Krieg.

Es währte nicht lange, ſo nahmen die Feindſeligkeiten ihren Anfang. Schon den Tag nach der Achtserklärung ließ der Churfürſt Auguſt eine Schwadron Reuter und eine Fahne Fußvolk vor Gotha anrücken. Kurz vorher waren die Unterthanen des Herzogs durch den Reichsherold von ihrer Pflicht gegen Johann Friedrich losgeſprochen, und an ſeinen Bruder, den Herzog Johann Wilhelm, gewieſen worden. Aufgebracht darüber ſchrieb er einen beleidigenden Brief an ſeinen Bruder, und erklärte darinn, er werde ſich niemals vor ihm demüthigen, ſondern auf ſeine gerechte Sache und den Beiſtand Gottes ſich verlaſſen. Den letz-

letztern hatte er um ſo nöthiger, da es ihm ſauer genug wurde, den Beiſtand der Menſchen zu erlangen. Nach einem allgemeinen Aufgebot an ſeine Ritterſchaft, mit ihrer beſten Rüſtung zu erſcheinen, kamen nur etwa zwanzig. Das verdroß ihn, machte ihn aber nicht muthlos in ſeinen Zurüſtungen. Auf ſeinen Befehl wurden von den benachbarten Dörfern alle Lebensmittel in die Stadt gebracht, und die Bürger mußten nicht nur ihr Getreide, ſondern auch ihr Silberwerk, ihr baares Geld, ihre Kleider und ihr Hausgeräthe abliefern. Er zog dreitauſend Mann Landvolk in die Stadt und Feſtung. Ihnen Muth zu machen, hielt er eine kleine Anrede an ſie, worinn er ihnen ſagte, daß dieſer Krieg aus keiner andern Urſache entſtanden ſey, als weil der Churfürſt ſein noch übriges Land gleichfalls zu haben wünſche, und weil man die wahre Religion zu unterdrücken ſuche. Das hintergangene Volk glaubte dem, was man ihm vorſagte, und verpflichtete ſich eidlich zu einem zweimonatlichen Dienſte.

Das Ungewitter kam inzwiſchen immer näher, es ſammelte ſich mit jedem Tage mehr feindliches Kriegsvolk im Lande, und ſchon um die Mitte des Januars befand ſich in der Nähe von Gotha eine Armee von mehr als achtzehn tauſend Mann. Der Herzog blieb ſtandhaft, im Cirkel ſeiner geächteten Freunde, in der Stadt, ob es gleich nicht ſchwer zu begreifen wär, daß er ſich nicht lange daſelbſt würde halten können. Entweder war er mehr als Geiſtesſchwach, oder er hatte Hofnung, von fremden Fürſten zu rechter Zeit Unterſtützung zu erhalten.

Die Seele aller Unternehmungen war Grumbach. Obgleich jetzt ein Greis, verrieth er doch noch den Muth eines Jünglings, der in ſeinem erſten Dienſtjahre ſchon unverwelkliche Lorbeere erkämpfen will. Der

Oberſte

Oberſte von Brandenſtein und er ordneten beinahe ganz allein alles in der Stadt, ſprachen den Feigen Muth ein, und weiſſagten einen glorreichen Sieg. Die Einwohner und ſelbſt der gröſste Theil der Beſatzung machten ſcheele Augen zu dieſen Zurüſtungen, und meinten, daß es für ſie beſſer wäre, wenn der Herzog außerhalb den Ringmauern der Stadt Krieg führte, oder noch beſſer, um Gnade flehte; aber Grumbach, der alte ſchlaue Mann, belehrte die mißvergnügten Bürger eines beſſern, und erklärte ihnen, daß es ihre Pflicht ſey, ſich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, da der Churfürſt nicht allein in der Abſicht komme, ihren rechtmäßigen Landesherrn gefangen zu nehmen und ins Elend zu verjagen, ſondern insbeſondere um ihnen die lutheriſche Religion, die ihnen von Gott geſchenkt worden ſey, zu rauben; diejenigen, die ihren Glauben nicht abſchwören würden, wolle er erbärmlich martern und tödten, welches dem Churfürſten große Freude verurſachte. Die Bürger wurden beſtürzt und wußten nicht ob ſie den Worten des Greiſen Grumbach glauben ſollten, oder nicht; doch ſah ihnen der alte Mann gar nicht wie ein Lügner aus, ſie nahmen daher ſeine Verſicherungen als Wahrheit an und bequemten ſich zur Vertheidigung der Stadt.

Das feindliche Kriegsheer, welches mitten im Winter gegen Gotha angerückt war, konnte, wegen des mit dieſer Jahrszeit verbundenen Ungemachs, nicht ſogleich ernſtliche Belagerungsanſtalten machen. Man wartete damit bis in die achte Woche. Dadurch gewann der Herzog Zeit, Stadt und Feſtung in beſſern Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Die Vorſtädte wurden abgeriſſen und zur Ausbeſſerung der Feſtungswerke dienten die Bäume, die ſich nahe um die Stadt befanden. Alle Einwohner der Stadt, Männer und Weiber,

Weiber, Alte und Junge, mußten Tag und Nacht daran arbeiten. Die Mannſchaft, die in der Stadt lag, wurde auſſer ihren Wachen mit aller Strenge angehalten, mancherlei Arten von Mühlen in Bewegung zu ſetzen. Von ſolchen beſchwerlichen Arbeiten war zwar das auf der Feſtung liegende Kriegsvolk befreit, es hatte aber dagegen mit andern Ungemächlichkeiten zu kämpfen, indem es bei der rauhen Witterung in elenden Hütten frieren mußte.

Unbequemlichkeiten dieſer Art erregten ſehr bald Unzufriedenheit. Es verbreiteten ſich allerlei Gerüchte über die eigentlichen Urſachen dieſer Belagerung, und der Ausbruch einer Empörung war ſo nahe als möglich. Ein Rath der grumbachiſchen Parthey half dem Herzog noch auf einige Zeit aus dieſer Verlegenheit. Das ganze Kriegsvolk mußte ſich vor dem Schloſſe verſammeln. Nachdem es in zehen Kreiſe getheilt war, ritt der Herzog, von Grumbach und dem Kanzler Bruck begleitet, von einem Kreiſe zum andern, und ermunterte es zur Beharrlichkeit durch Vorſtellung der Drangſale und des Jammers, die der Sieger ihnen bereiten würde. Die Auſſicht auf eine glückliche Zukunft und reiche Belohnungen — kurz Verſprechungen jeder Art wurden nicht geſpart, und ſo ward dem Aufſtande wieder vorgebeugt.

Jede Belagerung iſt mit tauſendfachen Gefahren und Unbequemlichkeiten verbunden, die der friedliebende Bürger ſelten willig und lange erträgt. Die Bürger in der belagerten Stadt Gotha fühlten eben dieſe Laſten, und ſeufzten darüber. Schon im Anfange ſchnitten die Belagerer der Stadt das Waſſer ab, und dieſe litt einen empfindlichen Mangel an dieſem unentbehrlichen Bedürfniſſe. Eine große Menge Säcke zur Ausfüllung des Grabens wurde herbeigeſchafft; und immer drohender wurden die Anſtalten der Bela-

gerer. Inzwiſchen ſandten der Churfürſt und der Herzog Johann Wilhelm zweimal Auffoderungsſchreiben in die Stadt, durch die ſie die Ritterſchaft, die Befehlshaber, den Stadtrath und die Bürgerſchaft ermahnten, die Vertheidigung einer ſo böſen Sache aufzugeben. Die Grumbachiſche Parthey gab ſich zwar viele Mühe, dieſes Schreiben zu unterdrücken; allein das Gerücht verbreitete ſich dennoch, daß man bei der Vertheidigung Grumbachs Güter und Leben aufs Spiel ſetze. Daher bat der ganze in der Feſtung befindliche Adel den Herzog in den wehmüthigſten Ausdrücken, die ſchlimme Sache nicht weiter zu treiben; er würde ſich ſonſt ſeiner eigenen Sicherheit wegen zur Niederlegung der Waffen genöthigt ſehen. Selbſt einige von des Herzogs Räthen ließen es nicht an treuen Vorſtellungen fehlen, und es fiel in die Augen, daß Bürger und Soldaten nur ungerne ſich in die Umſtände fügten. Bei dieſer drohenden Gefahr, die, wie eine ſchwarze Gewitterwolke, die Ausſicht immer enger und fürchterlicher beſchränkte, mochten dem ſchwachen Herzoge wohl beunruhigende Zweifel aufſteigen, welche nur die neubelebten Hofnungen zur verlornen Churwürde nieder zu drücken vermochte. Nichts ſey gewiſſer als die Erfüllung dieſer Hofnung, gaben Grumbach und ſeine Freunde vor, wenn man nur das unbequeme, aber alleinige Mittel des Kriegs nicht ſcheue, ſondern alles anwende, den Churfürſten zu ſchlagen und gefangen zu nehmen.

Der Herzog wurde aufs neue überredet, glaubte ſeinen Verführern, und ließ zum Beweis, daß er die Churwürde unfehlbar erlangen werde, im Voraus goldene Münzen mit den beiden Churſchwerdtern und dem churfürſtlichen Titel ausprägen.

Schon hatte die Belagerung fünfzehn Wochen gedauert, und der von der grumbachiſchen Parthey ver-

verſprochene Entſatz erſchien immer nicht. Das Schickſal der Belagerten wurde immer bedenklicher, denn der tapfern Gegenwehr ungeachtet rückte der Feind immer näher heran. Verſchiedene Ausfälle liefen unglücklich ab. Ein Haufe Fußvolk von zwei hundert Mann, der bei der Eroberung eines feindlichen Blockhauſes nicht gehörig unterſtützt wurde, hatte das traurige Schickſal niedergehauen zu werden, und der Oberſte von Brandenſtein, dem man darüber Vorwürfe machte, antwortete noch überdieß mit einem grauſamen Spotte: ſolcher Kriegsleute (es waren meiſtens Bauren) könnte man bei Molken und Buttermilch viele aufziehen. Durch ſolche Vorfälle wurde die grumbachiſche Parthey bei den Kriegsleuten immer verhaßter, und dieſer Haß zeigte ſich in lauten Aeußerungen des Unwillens. Die eigentlichen Urſachen des Krieges waren nun auch kein Geheimniß mehr. Man hatte zuverläßig erfahren, daß von der Religion mit nichten die Rede ſey, ſondern daß der Churfürſt nichts weiter, als die Auslieferung der Geächteten und ihres Schutzherrn des Herzogs Johann Friedrich, verlange, und zwar auf Befehl des Kaiſers, den ſie als das höchſte Oberhaupt des deutſchen Reichs verehren, und deſſen Befehlen ſie gehorchen müßten. Die Belagerer riefen den Belagerten von den Schanzen zu: „ihr Thoren, was wollt ihr euch der ſchlimmen Sache der Geächteten annehmen? Gebt uns Grumbachen und ſeine Anhänger heraus, ſo wollen wir wieder abziehen.“ Das machte tiefen Eindruck, und unterdrückte vollends alle Kampfluſt. Die Bürger vereinigten ſich daher mit der übrigen Beſatzung und baten den Herzog dringend, er möchte doch den gänzlichen Ruin der Stadt Gotha verhüten und durch eine frühzeitige Kapitulation ſich ſelbſt vom Verderben erretten. Allein der Herzog war taub gegen ihre Bitten,

ten, denn er fürchtete in die Hände ſeines oft in Schriften beleidigten Vetters zu fallen, und folgte dem Rath ſeines Kanzlers Bruck, der ihn verſicherte, die Bürger würden ihm treuer ergeben ſeyn, wenn er ſich von ihnen aufs neue huldigen und den gewönlichen Eid ſchwören ließe. Der Herzog, beängſtigt von allen Seiten, folgte dem Kanzler, und ließ den Bürgern die Stunde beſtimmen, wo ſie ihm zum zweitenmal Treue ſchwören ſollten. Allein eben dieſer Befehl war das Signal zum gänzlichen Aufruhr. Es iſt zu vermuthen, daß es nicht ſo weit gekommen ſeyn würde, wenn Grumbach zugegen geweſen wäre, und mit ſeiner gewönlichen Klugheit und Gegenwart des Geiſtes die Sache geleitet hätte; allein der alte Mann, grau geworden unter Sorgen und Widerwärtigkeiten, war bettlägerig und mußte geduldig abwarten, welchen Ausgang, auf den ſchlimmſten Fall gerechnet, dieſes Verfahren nehmen würde.

Im wildeſten Tumult verweigerten die Bürger nicht allein den Eid der Treue, ſondern verlangten ungeſtümm von dem Herzog, ihnen den geächteten Grumbach zu geben, den ſie dem Churfürſten ins Lager bringen wollten, denn dieſes Opfer, das ſie gar wenig koſtete, hielten ſie für das alleinige Mittel der Ausſöhnung und der Begnadigung. Sie dachten allerdings richtig, der Herzog aber fand dabei ſeine Rechnung nicht, noch weniger ſein Kanzler und ſeine Räthe, die mit Grumbach in gleicher Verdammniß waren, und daher unabläſſig in ihren Herrn drangen, bis er in harten Ausdrücken die Auslieferung des kranken Grumbachs abſchlug und den Eid der Treue von den Bürgern wiederholt verlangte. „Wir ſchwören nicht!" ſchrieen dieſe und ſtürmten hin und her in die Häuſer, um den nun verhaßten Grumbach aufzuſuchen. Es kam ſogar zu Thätlichkeiten und Blut-

vergie-

vergießen, welches nur dadurch geſtillt wurde, daß man den kranken Grumbach in einem Siechbette auf der Veſte Grimmenſtein entdeckte. Unter großem Frohlocken und Getöſe wurde der Kranke herunter in die Stadt und auf das Rathhaus gebracht. „Hier bringen wir die Braut, um die bisher getanzt wurde!“ ſchrieen die erhitzten Bürger, und Grumbach verbarg ſeine Schmerzen und lächelte. Der Oberſte Brandenſtein, Kanzler Bruck, Wilhelm von Stein und Baumgärtner wurden ebenfalls gefangen genommen und aufs Rathhaus geſchleppt, wo der Rath und mehrere vornehmen Bürger verſammelt waren, und ſich über den Vorgang der Dinge und die Mittel zur Rettung der Stadt beratheten.

Geſchwind hatten die Umſtände eine ganz andere Geſtalt angenommen. Vorher der Herzog, jetzt ſchrieben die Bürger Geſetze vor und nöthigten mit Schmäh- und Drohworten ihren Herrn zu einer ſchnellen Kapitulation, wenn er dem Schimpf, mit den Verhafteten ausgeliefert zu werden, entgehen wollte. Niemals hatte der Herzog ſelbſtſtändig gehandelt, niemals durch eigene Ueberlegung einen Entſchluß gefaßt, jetzt ſollte er in der allerverzweifeltſten Lage, aller ſeiner Rathgeber beraubt, einen Entſchluß faſſen und ſelbſt handeln. Das war mehr, als man von einem ſo ſchwachen, in Angſt und Schrecken geſetzten Fürſten verlangen konnte. Er blieb ſich daher auch jetzt treu, faßte keinen Entſchluß, ſondern that, was ſeine erzürnten Bürger verlangten; er ſchickte nemlich Abgeordnete ins churfürſtliche Lager, wo man hinlänglich von dem Vorgange in der Stadt ſchon belehrt war, und bat um Gnade — um eine annehmliche Kapitulation, worauf die Stadt übergeben werden ſollte.

Der Churfürſt von Sachſen nahm die Abgeordneten gütig auf und ſchrieb ſeinem bedrängten Vetter folgende Punkte vor, ohne welcher Erfüllung die Belagerung der Stadt nicht aufgehoben werden könnte, nemlich: Der Herzog ſollte ſich und die Feſtung ohne Bedingung dem Kaiſer übergeben; die Geächteten des Reichs ſollten dem Churfürſten ausgeliefert werden; die Bürgerſchaft zu Gotha ſollte dem Bruder des Herzogs, Johann Wilhelm, huldigen.

Das waren Bedingungen, beſonders die letzte, welche dem Herzog ſein Schickſal ſo laut und richtig weiſſagten, daß ſelbſt er dieſe Sprache verſtand. Er ſträubte ſich, er klagte und jammerte, aber mit allem ſeinem Klagen konnte er nunmehr nichts in ſeinem Geſchicke ändern. Er mußte die Kapitulation annehmen, denn die Zeit war vorüber, wo es noch in ſeiner Macht ſtand, ſich eine ruhige und glückliche Zukunft zu ſichern. Am vierzehnten April zog Churfürſt Auguſt ſiegreich in die Stadt, ließ die Feſtung und die Stadt beſetzen, und brachte nicht nur den Herzog, ſondern auch den geächteten Grumbach und die übrigen Gefangenen in Sicherheit. Weder an Lebensmitteln noch an Kriegsbedürfniſſen, ſondern an Muth und Streitluſt, hatte die Stadt Mangel gehabt. Ungeheure Vorräthe von allen Arten von Früchten, geräuchertem und geſalzenem Fleiſch und Weinen, ſehr viele Ochſen und Schlachtthiere, mehr als dreitauſend Tonnen Pulver und ſehr viele Kanonen fand der Sieger in der Stadt und Feſtung, von welchen letztern er acht große Kanonen dem Kaiſer beſtimmte, zwölf für ſich behielt und die übrigen mit dem Herzog Johann Wilhelm theilte. Man ſieht daraus, daß die Belagerten ſich ſehr wohl vorgeſehen hatten, und durch nichts anders, als durch den Aufruhr der Bürger zur Uebergabe der Stadt und Feſtung gezwungen wurden.

So endigte ſich der ſogenannte gothaiſche Krieg. Die Feſtung Grimmenſtein wurde, obgleich der Herzog Johann Wilhelm ſehr um Schonung bat, dem Erdboden gleich gemacht, das ſehr große Summen koſtete, die der Churfürſt nebſt den Kriegskoſten treulich berechnete, und ſich dafür anderwärts bezahlt machte. In der Folge entſchloß ſich der Herzog Ernſt der Fromme, dieſe Feſtung wieder herzuſtellen, und gab ihr den Namen Friedenſtein.

5.

Strafe des Herzogs Johann Friedrichs, Grumbachs und ſeiner Mitgenoſſen.

In Gotha war die Ruhe nunmehr wieder hergeſtellt, aber der unglückliche Herzog ſah ſein Land nicht wieder. Der Kaiſer Maximilian der zweite war durch ſein ganzes Betragen, beſonders wegen des Schutzes, den er dem geächteten Grumbach und ſeinen Freunden gewährt hatte, ſo ſehr gegen ihn aufgebracht, daß an eine gelinde und nachſichtsvolle Behandlung gar nicht zu denken war. Sogleich nach ſeiner Gefangennehmung wurde Johann Friedrich auf einem Leiterwagen, der mit ſchwarzem Tuche behangen wurde, von Dresden nach Wien geführt. Als er vor den Thoren daſelbſt ankam, ſetzte man ihm einen Strohkranz aufs Haupt, und führte ihn ſo zur Schau auf dem ſchwarz behangenen Leiterwagen durch die Straßen der kaiſerl. Reſidenz nach Neuſtadt, in ſein Gefängniß, wo er acht und zwanzig Jahre, bis an ſeinen Tod, harren mußte. Alle Fürbitten für ſeine Loslaſſung waren vergebens. Verſchiedene deutſche Fürſten, von Mitleid mit dem unglücklich Verhäfteten gedrungen,

baten oft und dringend um ſeine Befreiung. Der Kaiſer war nicht abgeneigt, ihre Bitten zu erfüllen, allein es wurden dem Herzoge jedesmal ſo beſchimpfende Bedingungen vorgeſchrieben, daß er ſeinen Kerker der Freiheit vorzog. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Freiheit mit neuer Schmach zu erkaufen, und blieb daher zeitlebens Gefangener.

Abgeſondert von der Welt lebte Johann Friedrich nun ſich ſelbſt und bildete ſeinen Verſtand und ſein Herz in der Einſamkeit mehr, als je in dem Geräuſche eines glänzenden Hofes geſchehen ſeyn würde. Er hatte oft vergnügte Stunden, und mancher Tag dünkte ihm angenehmer, als alle ſonſt im Uebermaaß genoſſene Freuden. Das dankte er vornemlich ſeiner treuen Lebensgefährtinn Eliſabeth, einer Tochter des Churfürſten Friedrichs des Dritten von der Pfalz. Alle Pflichten einer zärtlichen Gattinn erfüllte ſie mit ſeltener Aufopferung. Sie flehte den Kaiſer zu wiederholten malen um die Loslaſſung ihres Gemahls; ſie bat ihn in den rührendſten Ausdrücken, dem Unglücklichen mehr Bequemlichkeit in ſeinem Kerker zu gönnen. Sie ſuchte ſein Betragen unter andern auch dadurch zu entſchuldigen, daß man ihrem Gemahl, der allgemeinen Sage nach, einen Trank beigebracht hätte, deſſen Wirkung ſeine Nachgiebigkeit vornemlich zugeſchrieben werden müßte. Allein weder dieſe noch andere Vorſtellungen vermochten die Geſinnungen des Kaiſers oder derer, die bei der Sache intereſſirt waren, umzuſtimmen. Ja erſt nach mehrern Jahren ward der Herzoginn vergönnt, ihren Gemahl zu beſuchen, und ſein Unglück mit ihm zu theilen. Sie reiste im Jahr ein tauſend fünf hundert und zwei und ſiebenzig zu ihm, und kam nicht wieder von ſeiner Seite. So war nun der heiſſeſte Wunſch des unglücklichen Gefangenen erfüllt, denn oft hatte er verſichert,

ſichert, daß er ſich über ſeine Verhaftung nicht beklagen wollte, wenn nur ſeine Gemahlinn nicht von ihm getrennt wäre. Sie pflegte ſeiner mit der zärtlichſten Sorgfalt, und wußte oft in Stunden des Unmuths den Kummer aus ſeinem Herzen zu bannen. Beſonders las ſie ihm paſſende Stellen aus den Pſalmen vor, ermahnte ihn zur Beharrlichkeit und belebte die Hofnung in ihm, daß jenſeits noch ein Land liege, wo alle Leidende und Verfolgte glücklich ſeyn würden, wo auch er vom Trauern des Lebens erwacht, ruhiger und zufriedener als auf der Welt leben würde.

So verſtrichen die Jahre in der Einförmigkeit des Kerkers, bis endlich den Herzog ein Schlag traf, der ihn im Innerſten erſchütterte. Seine Gemahlinn ſtarb in ſeinen Armen; er drückte ihr die Augen zu, und war nun wieder allein in der Schöpfung. Jetzt bat er den Kaiſer aufs wehmüthigſte, daß ihm erlaubt werden möchte, dem Leichnam ſeiner vollendeten Gattinn nach Coburg zu folgen, und den Reſt ſeiner Tage im Vaterlande und bei den Seinigen zubringen zu dürfen. Allein ſeine Bitten vermochten nicht den Kaiſer zu rühren. Ja es traf den Unglücklichen noch ein neuer Schlag; wegen eines Einfalles der Türken mußte er ſein Gefängniß verlaſſen, wo er ſo viele Jahre verlebt hatte und das ihm wegen des Andenkens an ſeine Gemahlinn ſo lieb geworden war. Betäubt brachte man ihn nach Steyer, einem Städtchen im Lande ob der Ens. Hier ſtarb er, im Jahr nach ſeiner Gemahlinn, im May des Jahres ein tauſend fünfhundert und fünf und neunzig, in einem Alter von fünf und ſechzig Jahren. Wahrſcheinlich hatte die Kränkung, welche ihm die Verſagung ſeiner letzten Bitte verurſachte, das Ende ſeines traurigen Lebens beſchleunigt.

Obgleich

Obgleich der Herzog in ſeinem Gefängniſſe der Bequemlichkeit ſehr entbehrt hatte, ſo war ſie doch ſeinem Lande ſehr drückend geworden. Der Kaiſer verlangte jährlich fünfzehn tauſend Thaler, und nur aus Gnade und Freundſchaft für den Herzog Johann Wilhelm entſchloß er ſich, dreitauſend nachzulaſſen. Da nun Johann Friedrich acht und zwanzig Jahre in der Gefangenſchaft lebte, ſo koſtete ſie dem Lande ungefehr dreimal hundert und ſechs und dreiſſig tauſend Thaler.

In der ganzen Zeit, da Johann Friedrich im Gefängniſſe ſchmachtete, waren diejenigen längſt nicht mehr, die ihn ins Unglück gebracht hatten. Der Churfürſt hatte gleich nach der Einnahme der Stadt Gotha auf Befehl des Kaiſers ein Gericht niedergeſetzt, welches die Verbrechen der Gefangenen unterſuchen, und die Schuldigen nach Urtheil und Recht durch die ihnen zuerkannte Todesart hinrichten laſſen ſollte. Grumbach, der zuerſt verhört wurde, klagte den Kanzler Bruck als den vornehmſten Urheber ſeines Unglücks an. Man brachte ihn herbei. „Ach Bruck, ſagte Grumbach zu ihm, ihr wißt, daß ich mich mit meinen Freunden von Gotha wegbegeben hatte, daß wir ſchon auf der Reiſe nach Frankreich begriffen waren, daß ihr uns aber durch das Verſprechen, unſere Sache vor dem ganzen Reiche auszuführen, zurückgebracht habt.“ Bruck wußte nichts zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen, ſondern bat nur um Gnade, und flehte, ihn wenigſtens mit der Tortur und der Strafe des Rades zu verſchonen, wenn ihm das Leben nicht geſchenkt werden könnte. Allein Graf Günther von Schwarzburg, der bei der Unterſuchung den Vorſitz hatte, rief ihm zu: „Es wird dir, Böſewicht, ſo viel Gnade widerfahren, als du verdient haſt; dir würd' es ein Vergnügen gemacht haben, wenn du mich hätteſt um Land und Leute

bringen

bringen können.“ Weder Bitten noch Vorſtellungen waren vermögend, dem alten Manne die Schmerzen der Folter zu erſparen.

Einige Zeit beharrte Grumbach im Verhöre dabei, daß er ſein ganzes Verhalten zu rechtfertigen ſuchte. Keine Spur von Angſt und Todesfurcht war bei ihm zu ſehen, ſondern er bewies eine Standhaftigkeit und Gemüthsruhe, die ſelbſt ſeine Richter in Erſtaunen ſetzte und ihnen eine gewiſſe Achtung einflößte. Er berief ſich auf ſein Gewiſſen, auf viele Fürſten und Edelleute, und beklagte ſich, daß der Biſchof von Würzburg ihm den unterſchriebenen und beſiegelten Vertrag nicht gehalten habe, welches die Urſache ſeines kläglichen Schickſals wäre. Als man aber den alten Mann auf die Folter ſpannte, lächelte er, und verſprach alles zu geſtehen, was man geſtanden haben wollte. Er bekannte nun, daß er die Ermordung des Biſchofs von Würzburg veranlaßt, daß er auf das Leben des Churfürſten von Sachſen einen Preis geſetzt habe, und daß es ſeine Abſicht geweſen ſey, die deutſchen Grafen und Herren zum Aufſtande zu bewegen, den Churfürſten von Sachſen aus ſeinem Lande zu jagen, und den Herzog Johann Friedrich nicht allein zum Churfürſten von Sachſen, ſondern ſogar zum Kaiſer zu erheben. Alles dieſes geſtund Grumbach oder mußte es vielmehr eingeſtehen, weil man dieſe Geſtändniſſe durchaus von ihm herauspreſſen, und der alte Mann ſich die Schmerzen der Marterwerkzeuge dadurch erſparen wollte. Er geſtand ſogar, daß er ein Zauberer ſey, und den Herzog nebſt ſeiner Gemahlinn durch einen Zaubertrank dahin gebracht habe, daß ſie ihm unwillkührlich ihre Gewogenheit hätten ſchenken müſſen. Der Kanzler Bruck mußte auch eingeſtehen, daß er verſchiedene Schmähſchriften auf den Kaiſer, den Churfürſten von Sachſen

ſen und den Herzog Johann Wilhilm verfertigt habe, daß er überhaupt derjenige wäre, der Grumbachen zu dem uneingeſchränkten Zutrauen ſeines Fürſten den Weg gebahnt, der die gefährlichen Anſchläge deſſelben durch ſeinen Rath unterſtützt, und folglich das Unglück ſeines Herrn am meiſten befördert hätte. Mehrere andere Theilhaber wurden ebenfalls durch die Qualen der Folter zum Geſtändniß alles deſſen gebracht, was man von ihnen verlangte. Dem ganzen Verhöre hatte der Churfürſt von Sachſen, der Herzog Johann Wilhelm und der Herzog von Holſtein hinter einem Vorhange beigewohnt.

Die Strafe, welche den Verbrechern zuerkannt wurde, war ſchröcklich, und man erkennt darinn den rohen Charakter des Zeitalters. In dem Urtheil, welches deshalb publicirt wurde, hieß es: „die Verurtheilten hätten für ihr rebelliſches Unternehmen eine ſehr ernſtliche Strafe verdient, jedoch wolle der Churfürſt aus angebohrner Güte den Richterſpruch dahin mildern, daß ſie nur — geviertheilt würden.“

Der Schauplatz zu dieſem Juſtiztrauerſpiele war ein Gerüſte auf dem Markte zu Gotha. Grumbach, der ſeine martervolle Todesart ſchon bei der Einnahme des Grimmenſteins und der Stadt Gotha vorausgeſehen hatte, lächelte, als man ihm den Lebensſtab zerbrach, und verſicherte, daß er auf den Augenblick, den man ihm ankündige, längſt gefaßt ſey. Er gehe ruhig aufs Blutgerüſte, ſetzte er hinzu, und wünſche nur, daß ſeine Feinde einem natürlichen Tode eben ſo ruhig entgegen ſehen könnten. So heftig er ſonſt im Leben geweſen war, ſo nachgebend und entſchuldigend war er gegen ſeine Feinde in den letzten Tagen ſeines Lebens. Allen vergab er herzlich, allen Freunden und Feinden wünſchte er ein beſſeres Loos, als ihm zu Theil geworden; allen Edeln und Unedeln

redlichere Biſchöfe, als ihm das Schickſal zum Lehnsherrn beſtimmt hätte. „Meine Stunde darf ſchlagen; ich bin gefaßt!“ ſprach er zu ſeinen Wärtern noch Tags vor ſeinem blutigen Ende, denn die Gefangenſchaft wurde ihm allmählich läſtig. Der achtzehnte April des Jahres ein tauſend fünfhundert und ſieben und ſechzig war zu ſeiner Hinrichtung beſtimmt. Die Schergen kamen, und nachdem ſie ihn gebunden hatten, führten ſie ihn zum Blutgerüſte. Ruhig, als wenn das gute Gewiſſen und das Bewußtſeyn edler Thaten aus allen ſeinen Zügen hervorſtrahlte, beſtieg der graue Mann kalt die Blutbühne, und erwartete den Scharfrichter. Als dieſer ihm befahl ſich zur Erde niederzulegen, ſprach er: „Du ſchindeſt einen alten dürren Geyer!“ Alle Martern erduldete er mit einer Faſſung, die Bewunderung erregte, und nicht der leiſeſte Schrei entgieng ſeinen Lippen unter den Qualen des Todes. Der Scharfrichter ſchnitt dem Unglücklichen den Leib auf, rieß ihm das Herz heraus, und ſchlug es ihm mit den Worten ins Geſicht: „Siehe da, Grumbach, dein falſches Herz!“ Hierauf wurde er von unten an geviertheilt und aufs Rad geflochten. Eben das ſchröckliche Schickſal hatte der Kanzler Bruck, und mehrere andere Theilnehmer an dem Komplot ſtarben auf verſchiedene Art unter den Händen des Scharfrichters.

Grumbach war der letzte Ritter, welcher in Deutſchland eine Fehde unternahm; mit ihm erloſchen die Ueberbleibſel des Fauſtrechts.

X.

X. Heroiſmus der Bürger von St. Jean de Saone.

Eine Kriegsſcene vom Jahr 1636.

1.

Die Bürger eines kleinen Städtchens faſſen den kühnen Entſchluß, ſich gegen ein ungeheures Heer zu vertheidigen.

In dem Kriege, den im ſiebenzehenten Jahrhundert Frankreich gegen das Haus Oeſterreich führte, drangen im Jahr ein tauſend ſechs hundert und ſechs und dreiſſig der kaiſerliche General Galas und der Herzog von Lothringen, an der Spitze von achtzig tauſend Mann, in die Grenzen der franzöſiſchen Provinz Bourgogne. Da dieß Land größtentheils von den Franzoſen verlaſſen war, ſo wüthete der Feind ſo unmenſchlich, als es damals unter Chriſten nur immer Sitte war. Nur einige kleine Städte in dieſem Lande hatten noch geringe Beſatzungen. Unter dieſen Städten wollten die beiden Anführer noch vor dem Winter eine erobern, die ihnen zum Waffenplatze dienen, und ihrer Armee zugleich den Rücken decken ſollte. Man wählte ein kleines Städtchen, St. Jean de Saone, ein Oertchen von zweihundert Häuſern mit vierzehnhundert Einwohnern, von denen höchſtens zweihundert die Waffen tragen konnten. Die ſämmtlichen Feſtungswerke des Städtchens waren eine bloße Mauer von Backſteinen, ein fünfzehn Fuß breiter Wall mit Baſti-

Baſtionen und vier hölzernen Thürmen, und ein von der Saone gewäſſerter Graben. Dagegen befand ſich in den Herzen der Einwohner dieſes Orts ein Wehrmittel, was manchen Vertheidigern großer Feſtungen fehlt: unerſchütterlicher Muth und ſtandhafte Treue gegen das Vaterland.

Bei der erſten Nachricht von der Annäherung der achtzigtauſend Feinde rüſtete ſich das kleine Völkchen in St. Jean de Saone zu einem tapfern Widerſtande. Eine beträchtliche Anzahl Edelleute aus der Nachbarſchaft fand ſich mit ihren Familien in dieſem Städtchen ein, und ließ all ihr Hab und Gut hereinbringen, in der Abſicht, eine Stadt, die nun alles in ſich ſchlöſſe, was ihnen theuer und werth war, mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Unter dieſen war auch der Baron des Barres, der reiche Vater eines einzigen noch jungen Sohnes: Beide brannten vor Begierde, in den Mauern des Städtchens fürs Vaterland zu fechten. Dieſer Entſchluß kam einigen Freunden des Greiſes unüberlegt vor, weswegen ſie ihn baten, wenigſtens den Sohn, dieſen einzigen Erben ſeines Namens und ſeiner großen Güter, der Gefahr nicht auszuſetzen. Allein dieſer alte, erfahrne Krieger warf einen unwilligen Blick auf ſeinen Rathgeber: „Den Degen, ſprach er, wollt' ich meinem Sohne in die Bruſt ſtoſſen, wenn ich wüßte, daß er im Geringſten Antheil an eurem ſchimpflichen Vorſchlage hätte: denn weder ich noch er können eine ſchönere Gelegenheit finden, unſerm Vaterlande zu dienen, als wenn wir jetzt unſer Blut in der Vertheidigung einer Stadt verſpritzen, von deren Erhaltung die Wohlfahrt von Bourgogne und das Schickſal von Frankreich abhängt."

Dieſer tapfere Entſchluß gab dem Muthe der Bürger noch mehr Feſtigkeit und Leben, und half dem

Städt-

Städtchen das erſetzen, was ihm an eigentlicher Stärke fehlte. Denn die ganze Artillerie in dieſem Oertchen beſtand in ſechs kleinen eiſernen Kanonen. Die darinn befindliche königl. Beſatzung ſollte zwar eigentlich acht Kompagnien ausmachen; es waren aber davon ſo viel Leute an der Peſt geſtorben, daß man nur noch hundert und fünfzig Mann zählte, und ſelbſt unter dieſen übrig gebliebenen lagen manche noch an der Peſt darnieder. Sogar der Kommandant, Rochefort d'Ally de Saint Point, ein Offizier von geprüftem Muthe, war zwei Tage vor der Ankunft der fürchterlichen Armee von dieſer ſchröcklichſten aller Krankheiten befallen worden. Ein Offizier, Namens Machauld, der jetzt an ſeiner Stelle das Kommando führte, trug zwar eben ſo, wie er, die Uniform der Krieger und den Degenquaſt am Seitengewehr; aber ihm fehlte der Muth; und ſelbſt diejenigen unter den Soldaten, die noch am kühnſten waren, ſchauderten, wenn hundert und fünfzig Mann, die im Lazareth mitgerechnet, ſich gegen achtzig tauſend geſunde Krieger ſetzen wollten. Kurz, die Krankheit dieſes Anführers, der ihnen nun nicht mehr, wie zuvor, Muth und Unerſchrockenheit einflößen konnte, verbreitete Schrecken und Zaghaftigkeitt über jeden Offizier ſowohl, als jeden gemeinen Soldaten. Ganz anders dachten die Bürger. Dieſe wußten anfänglich nicht, was ſie aus denen machen ſollten, welche die Zeichen ihrer Beſchützung, die Mouſquete und den Säbel, trugen, und denen ſie bisher, als ihren Beſchützern, die Beiträge zum Sold geliefert, und Wohnung und Betten gegeben hatten. In der erſten Aufwallung ihres Zorns wollten ſie die Feigen durchſtoßen; aber die Hofnung, ſie, als gelernte Krieger, doch wenigſtens zu Maſken der Helden gebrauchen zu können, ſchenkte ihnen das Leben. Mit

dieſem Entſchluß begaben ſich jetzt dieſe guten Bürger in großen Haufen in das Haus des kranken Kommandanten, und klagten ihm die Zaghaftigkeit der Beſatzung, die ihnen gleichwohl verſprochen habe, ſich mit ihnen als Männer zu wehren. Am meiſten beſchwerten ſie ſich über den Vicekommandanten Machauld, deſſen Feigherzigkeit, wie ſie ſagten, die übrigen eben ſo anſtecke, als die Peſt bisher anſteckend geweſen ſey.

Der kranke Kommandant bewunderte den Muth der Bürger, und ließ ſogleich ſeine ſämmtlichen Offiziere zu ſich kommen. Machauld bekam die Verweiſe, die er verdiente, und zugleich den Vorwurf, daß er der Ehre, der Stellvertreter eines kranken Kommandanten zu ſeyn, nicht würdig ſey. Der beſtürzte Mann zuckte die Achſel und ſagte: „er habe bisher als ein braver Offizier gedient, und wolle auch noch ferner als ein ſolcher dienen. Aber die meiſten Soldaten wären krank, und der kleine Reſt ſey zur Gegenwehr nicht hinlänglich. Zwar prahlten die Bürger mit großem Muthe; dieß ſey aber nichts anders als Raſerey, und er glaube, daß er mit ihnen raſe, wenn er ſich gegen ein zahlloſes Heer ſetzen wollte.“

Die meiſten Offiziere ſprachen dem Machauld nach, und ſagten: es könne bei ſolchen Umſtänden unmöglich eine Schande ſeyn, dem Feinde ohne Schwerdtſchlag die Thore zu öffnen. Das erſte Feuer ihrer Kanonen werde in ihrem elenden, dürren Wall eine ſolche Breſche machen, daß ein ganzes Bataillon en Front durchmarſchiren könne. Es ſey demnach der Klugheit gemäß, um eine ehrenvolle Kapitulation anzuhalten, damit nicht der Feind im Zorne ſie vernichte, und die Stadt dem Erdboden gleich mache.

Als dieſe Krieger ausgeſchwätzt hatten, traten die Abgeordneten der Bürgerſchaft auf, und ſagten:

„Da unſere Stadt in Bourgogne die erſte iſt, nach welcher der Feind trachtet, ſo iſt es auch unſere Schuldigkeit, zuerſt Beweiſe von unſerer Tapferkeit zu geben. Wollen wir muthlos unſre Thore öffnen, ſo werden alle übrigen Städte ſich für berechtigt halten, unſerm Beiſpiele zu folgen. Im Gegentheil wird eine ernſthafte Gegenwehr ſie alle an ihre Pflicht erinnern. Zudem hat man uns ja Entſatz verſprochen. Jedoch, bliebe auch dieſer zurück: was iſt wohl größere Ehre, als für König und Vaterland zu ſterben? Freilich iſt unſre Stadt ſchwach, und ohne gehörige Befeſtigung; aber deſto feſter iſt unſer Muth. Das Einzige, was uns niederſchlägt, iſt die Furcht, daß die, die unſer Schutz ſeyn ſollen, die bisher als unſre Beſchützer Brodt und Ehre genoſſen, und die die Kunſt zu fechten gelernt haben, vielleicht unſre Verräther werden.“

Dieſe Reden der braven Bürger thaten die gewünſchte Wirkung: denn die Männer mit den Schnurrbärten ſchämten ſich, gaben den Bürgern die Hand, und verſprachen, das getreulich zu ſeyn, wozu ſie ihr Eid beſtimmt habe.

2.

Die erſten Anfälle des Feindes werden glücklich abgewehrt.

Inzwiſchen waren die Feinde heran gekommen, und hatten die Laufgraben eröffnet. Galas, der die Eroberung des Städtchens für eine unbedeutende Kleinigkeit hielt, that der Bürgerſchaft und Garniſon gleichwohl die Ehre an, ihnen einen Trompeter zuzuſchicken, der ihnen melden mußte, daß ſie ſich auf Gna-

de oder Ungnade ergeben ſollten. Zugleich mußte ihnen der Trompeter anempfehlen, auf Morgen ein gutes Morgenbrod für den Feind bereit zu halten.

Die Belagerten antworteten: „ihr Gaſt werde ihnen willkommen ſeyn, er möge nur zum Morgenbrode kommen, er werde aufs Beſte empfangen werden.“

Der kaiſerl. Feldherr machte große Augen bei dieſem Kompliment, ſprach von Philiſtern und Kümmeltürken, und drohte, das Häufchen Verwegene, wie gefangene Füchſe, prellen zu laſſen. Das macht' er hatte, ob er gleich ein großer General war, das noch nicht gelernt, was doch jeder Feldherr wiſſen muß, nemlich, daß man nie, auch nicht gegen Schwache, prahlen, und daß man überhaupt keinen Feind verachten müſſe. Es koſtete ihn daher dieſe ſtolze Großprahlerey ſehr viel; denn er verlor eine große Zahl guter Soldaten, und mußte ſich in ſeinem Lager ein Morgenbrod bereiten laſſen, wenn er eines haben wollte; es ſoll ihm aber, wie man ſagt, nicht geſchmekt haben. Da er ſich von ſeinem verlornen Appetit etwas erholt hatte, verwandelte er ſeinen Spott in Grimm. Denn nun fieng auf einmal die ſchwere Artillerie an zu krachen, aus deren feurigen Schlünden tauſend Kugeln in das armſelige Städtchen flogen. Drei Tage lang dauerte dieſe fürchterliche Kanonade, bei deren Donner die Gegend weit und breit erbebte. Man hätte glauben ſollen, daß dieſe verwüſtenden Werkzeuge das ganze Städtchen in einen Aſchenhaufen verwandelt hätten. Allein nur zwei Häuſer ſtürzten ein, und einige andere wurden in Brand geſteckt. Freilich geriethen anfänglich die Bürger in Angſt, und ſelbſt die Standhafteſten verloren ihre Faſſung. Aber der Schrecken war nur vorübergehend, denn die braven Bürger erinnerten ſich gar bald wieder an ihre Pflicht, und boten auf

ihrem Walle dem Feinde Troz. Nur zwei oder drei Einwohner entzogen ſich während der Nacht der Gefahr. Für dieſe Feigheit aber mußten die Unglücklichen auf eine ſehr ſchimpfliche Art büßen, denn ihre Häuſer wurden geplündert, und aller Mundvorrath, den man darinn fand, wurde unter die Beſatzung ausgetheilt. Deſto muthiger, als dieſe, bewieſen ſich die übrigen Vertheidiger; ihre Heldenthaten machten die Treuloſigkeit derſelben vollkommen gut; beſonders aber that ſich der alte Baron de Barres hervor. Dieſer Greis, dem an den Eigenſchaften eines Helden nichts, als die Jugend, fehlte, ließ ſich auf die Gegend des Walles tragen, wo die Feinde Breſche ſchoſſen. Hier feuerte er, in ſeinem Armſtuhl ſitzend, ein Gewehr nach dem andern auf die Feinde ab. Seine Bedienten und verſchiedene Weiber und Mädchen leiſteten ihm hiebei mancherlei Dienſte; der eine lud Gewehre, andere goſſen Kugeln. Sein Sohn, ein raſcher Jüngling, eilte nebſt dem Stadtrichter nach den gefährlichſten Oertern, ſprach den Streitern Muth ein, und ermunterte Kinder und Greiſe zur Ausbeſſerung der gemachten Breſche.

Als der kranke Kommandant von dieſem Muth der braven Bürger hörte, vergaß er ſeine Peſtbeulen und ſeine Schmerzen, und ließ ſich auf den Wall bringen, wo er ſeine Krieger ermahnte, dem Beiſpiel der Bürger zu folgen. Nur der einzige Machauld ſuchte den Soldaten ſeine Zaghaftigkeit einzuflößen. Dieß merkte ein königlicher Advokat, Namens Touborges; dieſer gieng auf den Nichtswürdigen los, ſetzte ihm den Degen auf die Bruſt, und würde ihn niedergeſtoſſen haben, wenn der Feige nicht verſprochen hätte, zu ſeiner Pflicht zurückzukehren. Da man jedoch Urſache hatte, zu fürchten, daß er ein heimliches Verſtändniß mit dem Feinde habe,

be, ſo wurde ihm das Kommando, das er im Namen des kranken d'Ally führte, genommen, und dem Stadtſyndikus gegeben.

Jetzt rückte wieder ein fürchterlicher Tag heran; es war der erſte November. An dieſem Tage verſuchten die Feinde einen Sturm, weil ſie in der Meinung waren, daß ſie die Handvoll Vertheidiger zerquetſchen könnten. Allein ſie irrten ſich; denn, ſo wie einer von den Feinden den Wall beſtieg, lag er auch ausgeſtreckt da; und denen, die einander hinauf halfen, hieb man mit Beilen die Hände ab, andere aber jagte man mit Hellebarden wieder zurück. Da jedoch die Feinde die Lücke der Getödteten oder Verwundeten gar bald mit friſchen Leuten erſetzen konnten, ſo würde die Tapferkeit der Belagerten in der Dauer doch der Uebermacht haben unterliegen müſſen. Aber es ſchien, als ob der Geiſt des Muths jedes Menſchenherz in dieſem kleinen Städtchen beſeelte: denn ſogar das weibliche Geſchlecht focht an der Seite ihrer Väter und Männer ſo tapfer, wie dieſe. Mit Piken und Mousketen bewafnet eilten dieſe Heldinnen allenthalben hin, wo der Streit am heftigſten, und die Gefahr am größten war, fürchteten nicht den Donner der Kanonen, nicht das Ziſchen der Bomben, und fochten wie Männer. Einige von ihnen, die kein Gewehr laden, oder auch nicht bekommen konnten, machten gleich den Einwohnern im prächtigen Tyrus, das der Welteroberer Alexander belagerte, Oel ſiedend, und goſſen es den herankletternden Feinden auf die Köpfe. Nach einem dreiſtündigen hitzigen Gefechte, das die Feinde mit einer beſtändigen Kanonade verſtärkten, ſahen die muthigen Einwohner des Städtchens die Wirkung ihrer Tapferkeit: denn der Feind zog ſich in ſein Lager zurück, und ließ über fünfhundert Todte am Fuß der Mauer liegen,

liegen, die Verwundeten nicht gerechnet. Freilich hatten die edlen Vertheidiger auch einigen Verluſt erlitten, der aber mit der Niederlage des Feindes gar nicht verglichen werden konnte. Und wie köſtlich war nicht ohnehin ein ſolcher Tod, wie ehrenvoll jeder verlorne Blutstropfen!

Da jedoch die Einwohner erwarten konnten, daß der Feind nächſtens alle ſeine Macht aufbieten werde, ſie zu vertilgen, ſo vereinigten ſie ſich jetzt zu einem Entſchluß, der unglaublich ſeyn würde, wenn ihn nicht alle damaligen Geſchichtſchreiber beſtätigten. Es kamen nemlich Tags darauf, da ſie dieſen fürchterlichen Sturm ausgeſtanden hatten, die vornehmſten Bürger auf dem Rathhauſe zuſammen, wo ſie folgenden Entſchluß faßten: „es ſollten alle Einwohner durch eine förmliche und eigenhändig unterſchriebene Urkunde ſich verbindlich machen, im Fall der Feind die Stadt erſtiege, ihre Häuſer und das auf dem Rathhauſe befindliche Schießpulver nebſt allem übrigen Vorrath anzuzünden, und ſo unter den Ruinen der Stadt mit dem Degen in der Fauſt zu ſterben."

Dieß außerordentliche Beiſpiel von Patriotiſmus, wodurch dieß Häufchen edler Bürger auch im Tode noch die Abſicht der feindlichen Armee vereiteln, und dem Vaterlande nützen wollte, würde den ſchwächern und entnervten Nachkommen vielleicht für nichts weiter, als eine Fabel, vorkommen, wenn nicht dieſe merkwürdige Urkunde, von dem ſämtlichen Magiſtrate und den Bürgern unterſchrieben, noch vorhanden wäre.

Nachdem dieß ruhmvolle, in ſeiner Art einzige Teſtament unterzeichnet war, gaben ſich die Edeln feierlich die Hand, und beſchworen ſich einander, ſo lange zu leben und zu fechten, als ſie zur Ehre ihres Bundes leben und fechten könnten. Jetzt giengen ſie aus einander, ihre todten Freunde zu begraben, und

ihre

ihre eigenen Wunden verbinden zu laſſen. Nachdem dieß geſchehen war, eilten ſie aufs neue auf den Wall, und ihr Muth, ſo wie ihre Weiber und Kinder, die ſämmtlich an ihrer Seite fechten und ſterben wollten, begleiteten ſie. Ließ ja einer oder der andere Furchtſamkeit blicken, ſo drohten ihm die Väter der Stadt, ihn als einen Treuloſen und Verräther ſogleich aufhängen zu laſſen. Dieß brachte auch die wenigen Furchtſamen unter ihnen zur allgemeinen Pflicht zurück, und jedermann brannte vor Begierde, den Feind bei einem neuen Sturm muthig zu empfangen. Da jedoch hiezu vors erſte noch kein Schein vorhanden war, ſo nützten die Bürger dieſe Ruhe, auf allen Fall einige Anſtalten zur Ausführung des eben erwähnten Entſchluſſes zu machen. Zu dem Ende mußten die Einwohner eine Menge Stroh und andere feuerfangende Sachen in Bereitſchaft halten, damit die Stadt auf das abgeredete Signal ſogleich in Brand geſetzt werden könnte; ein Geſchäft, das den Weibern und Kindern aufgetragen wurde. Hierauf traf man allerley nöthige Mittel, um ſich, wenn es ſonſt nur möglich wäre, der Wuth der Flammen und der Verfolgung des Feindes zu entziehen. In dieſer Abſicht wurde ein Bogen von der über die Saone gehenden Brücke durchſchnitten, damit man ſolche deſto leichter hinter ſich zerbrechen, und dem Feinde das Nachſetzen erſchweren könnte. In der Hauptſtraße, die gerade nach der Breſche führte, wurde eine Art von Sprenggrube angelegt, in welche, ſobald alle Hofnung zur Erhaltung der Stadt verloren ſeyn würde, der Ueberreſt des Pulvers geſchüttet, und dieſes ſodann in die Luft geſprengt werden ſollte. Endlich wurden auch alle Straßen, die weniger kleinen Gäßchen ausgenommen, durch die die Einwohner zu entſchlüpfen gedachten, mit Balken und Pfählen verammelt,

melt, in der Abſicht, daß der Feind durch ſo viel Hinderniſſe von ſeiner Verfolgung abgehalten werden ſollte.

Alles dieſes wurde mit unglaublicher Geſchwindigkeit bewerkſtelliget, wobei beſonders die Bürger mit einer ſolchen Kaltblütigkeit verfuhren, als ob ſie alle dieſe fürchterlichen Anſtalten blos zum Verderben des Feindes, nicht aber zur Vernichtung ihrer eigenen Häuſer und Güter machten.

3.

Rettung des Städtchens und Abzug des Feindes.

Kaum waren unſre Patrioten mit dieſem traurigen Geſchäfte fertig, als ſie allerhand Bewegungen im feindlichen Lager bemerkten. Auf einmal hörten ſie den fürchterlichen Krach einer Generalſalve aus dem groben Geſchütz und dem kleinen Gewehr. Der Erdboden weit und breit erbebte, das kleine Städtchen wurde erſchüttert, und das darinn befindliche Vieh erhob ein fürchterliches Gebrüll: nur die Herzen der muthigen Einwohner blieben ruhig.

Nachdem der Dampf dieſes ſchröcklichen Feuers verzogen war, zeigten ſich ſechs Bataillous, jedes über achthundert Mann ſtark; die mit furchtbarem Ernſt nach der Breſche marſchirten. Vor ihnen zog eine Anzahl Pionniers (Schanzengräber) die Planken und Faſchinen zur Ausfüllung des Grabens trugen, und in ihrem Rücken marſchirten einige Schwadronen Reuterey. Unſere Helden waren zu einem Beſuch dieſer Art längſt vorbereitet, und ihre ſechs kleinen Feldſtücke thaten alles mögliche, um die erſten Gäſte,

die

die Pionniers, recht warm zu empfangen. Allein dieſe hatten gleichwohl in kurzer Zeit den Stadtgraben eben gemacht, und ſchon kletterten zwei Bataillons, die einen Haufen Grenadiers an der Spitze hatten, den Degen in der Fauſt, die Stadtmauer hinauf. Zwar fochten dieſe Leute brav, aber unſre Bürger noch braver, denn in Zeit von zwei Stunden lagen beide Bataillons entweder todt oder verwundet am Fuß der Stadtmauer. Der Feind ließ friſche Truppen anmarſchiren, und ein kaiſerlicher Generalfeldzeugmeiſter, der Graf von Merci, führte die Stürmenden ſelbſt an. Dieſen neuen Kampf ſchienen die Bürger nicht lange aushalten zu können: ihr Arm war vom fürchterlichen Gemetzel ermüdet, ihre Zunge klebte am Gaumen, und die meiſten von ihnen waren verwundet: kurz, alles fehlte ihnen jetzt zum Empfang der neuen Stürmenden, nur der Muth nicht. Eine einzige Stunde Ruhe hätte dieſen Tapfern vielleicht alle ihre Kräfte wieder gegeben. Allein der Anführer der Stürmenden flog mit ſo fürchterlicher Schnelle daher, daß einige der Belagerten ſchon das verabredete Zeichen gaben, nach welchem ſie die Stadt anzünden wollten, als auf einmal zwölf Abgeordnete aus der Stadt Auxonne mit der frohen Nachricht erſchienen, der Graf von Ranzau ſey unterwegs, den braven Belagerten Hülfe zu bringen. Dieſe Nachricht gab den Bürgern auf einmal ſolche Stärke wieder, als hätten ſie ſich Jahre lang von ihrer Arbeit erholt. Wie geflügelt eilten ſie wieder auf den Wall, ſtürzten ſich mit Löwenwuth in den ſtürmenden Feind, und ſchlugen ihn zum zweitenmal mit ſolcher Schnelligkeit zurück, daß die Stürmenden einer über den andern in den Stadtgraben ſtürzten, wo viele, ohne verwundet zu ſeyn, ihren Tod fanden.

Der feindliche Anführer Merci ſchämte ſich, als er ſahe, daß ſo viele muntere friſche Krieger vor einer Handvoll Bürger flohen, die ſo eben der Ohnmacht nahe geweſen waren, und biß im Grimm die Zähne zuſammen, da ſein Rufen, die Fliehenden zu ſammeln und in Ordnung zu bringen, vergeblich war.

Unterdeſſen kam die Nacht herein, die fürs erſte die Schande der Stürmenden bedekte, den Siegern aber Labung und Ruhe verſchaffte. Dieſer heiſſe Sturm hatte vier Stunden gedauert. Man fand am nächſten Morgen ſieben bis acht hundert Mann Todte von der Parthey derer, die vor vier und zwanzig Stunden mit der gröſten Keckheit die Generalſalve gegeben hatten, von den Belagerten aber zählte man nur eilf Todte, nemlich acht von der Garniſon und drei Bürger, dagegen aber waren faſt alle übrigen verwundet.

Ganz natürlicher Weiſe mußte dieſer den Feinden beigebrachte höchſt ſchimpfliche Verluſt jeden derſelben, wenn er nur einige lebendige Blutstropfen hatte, in den gröſten Grimm verſetzen. Da nun in der Nacht nach dieſem blutigen Sturm die Belagerten keinen Grafen von Ranzau ankommen hörten, ſo befürchteten ſie mit Recht, daß ſie einen neuen Sturm der Feinde nicht würden aushalten können. Sie ließen alſo noch in dieſer Nacht alle ihre Weiber und Kinder ſich verſammeln, und kündigten ihnen an, noch vor Anbruch des Morgens im Schatten der Nacht ſich nach der nächſten Stadt zu begeben. Einen ſolchen Antrag hatten dieſe guten Bürgerinnen nicht erwartet, wohl aber den, dem Feinde tapfer entgegen zu gehen. Das Weib ſchloß ſich an den Rücken des Mannes, das Kind um die Knie des Vaters, die Schweſter an den Arm des Bruders, unter der Betheurung, mit ihren Lieben noch einmal

zu fechten, und dann zu ſterben. Allein das ernſte Gebot der Männer nöthigte ſie, nachzugeben. Unter einem lauten Klagegeſchrey genoſſen ſie noch einige Minuten der letzten Umarmungen, und verließen dann mit blutendem Herzen ihre Vaterſtadt und alles, was ihnen darinn theuer war.

Noch ſtanden die verwaiſeten Helden mit geſenkten Häuptern da, um ſich in den letzten Minuten der Nacht zu berathſchlagen, was ſie am folgenden Tage noch zum Beſten der Vaterſtadt zu leiden und zu thun hätten, als man jenſeits der Saone einen faſt unabſehlichen Zug Menſchen erblickte, die brennende Pechfackeln trugen; auch hörte man den Schall einer lebhaften und frohen Kriegsmuſik mit Cymbeln, Trompeten und Pauken. Es war der Graf Ranzau mit zwei Regimentern Infanterie und achthundert Reutern. Um den neuen Belagerten neuen Muth, und dagegen dem beſchimpften Feinde noch mehr Schrecken einzuflößen, hatte der Graf dieſe feierliche und triumphirende Art des Einzugs gewählt. Sobald die Bürger ſich vom erſten Entzücken erholt hatten, eilten ſie auf den Wall, und zündeten Freudenfeuer an; ja einige giengen im Taumel ihrer Wonne ſo weit, daß ſie einen Ausfall thaten. Dieſer Beſuch, den die Feinde gar nicht erwarten konnten, ſetzte alles bei ihnen in Schrecken und Angſt; und ehe ſich die Erſchrockenen beſinnen konnten, hatten die muthigen Bürger einen Haufen Feinde nieder gemacht, und einige davon brachten ſie ſogar triumphirend als Gefangene in die Stadt.

Dieſer neue Auftritt brachte dem Feinde die Meinung bei, daß die Belagerten eine ſehr große Verſtärkung erhalten haben müßten. Sie nutzten alſo den Reſt der Nacht, ihr Lager abzubrechen, und zogen in aller Stille von dannen. Der einzige Laut,

den man von ihnen hörte, waren Flüche. Am meiſten ärgerte ſich Galas, der ſich nun vergeblich auf die Wonne gefreut hatte, ein gutes Frühſtück im Städtchen zu genießen. Er drückte den Hut ins Geſicht, und klagte über — Kopfweh.

Die Einwohner erfuhren dieſen Abzug nicht eher als mit Anbruch des Tages. Kaum konnten ſie es glauben, daß von achtzig tauſend Mann ſich keine Seele mehr auf dem vorher ſo furchtbaren Lagerplatze befinde. Sie wiſchten ſich die Augen, als hätten ſie geträumt, aber ſie ſahen nichts. Da eilten ſie alle mit dankbarer Freude in ihren Tempel, dem Gott zu danken, der keine Luſt hat an der Stärke des Roſſes, noch Wohlgefallen an jemandes Beinen, ſondern an denen, die ihn fürchten. Als dieß feierliche Dankopfer verrichtet war, erquickten ſich die müden Streiter, hörten aber mitten im Genuß ihrer Ruhe, daß noch ſtarke Haufen der Feinde in den nächſten Dörfern lägen. Sogleich las der Graf Ranzau den Kern ſeiner Truppen aus, um den Feind zu vertreiben, und die meiſten Bürger vergaßen Ruhe und Schlaf, und boten ſich an, mitzuziehen. Ranzau wollte die Lorbeere allein verdienen, und gebot ihnen, zurückzubleiben, und einige junge Offiziers meinten ſogar, es ſähe nicht gut aus, wenn Leute ohne Schnurrbärte und Patrontaſchen unter ihnen marſchirten; und dieſe Herren wieſen diejenigen unter den Bürgern, die mit ihrer Bitte anhielten, mit einer Tracht Schläge zurück. Ranzau fand den Feind und griff ihn an, wurde aber zurückgeſchlagen und mußte die Stadt ſuchen. Noch einmal baten ihn die Bürger, ihnen zu erlauben, mit ihm zu fechten. Sie wollten ſich ja nicht, ſagten ſie beſcheiden, unter die Herren miſchen, die Uniform trügen; wenn man ihnen nur den Nachzug erlaubte, ſo wollten ſie zufrieden ſeyn. Ranzau

gab

gab ihnen nach, und ließ den Kern der Bürgerſchaft ein eigenes Korps formiren. Dieſer muthige Haufe zeigte auch hier, daß das Kleid nicht immer den Mann mache: denn ſie fochten im Felde ſo muthig, als ſie bisher hinter den Mauren gethan hatten, und ihre Tapferkeit trug ohne Zweifel vieles dazu bei, den Feind gänzlich aus der Gegend zu vertreiben.

Nach dieſer erhaltenen Ruhe ſchickten die tapfern Bürger eine feierliche Deputation an den Prinzen von Conde ab, der die große franzöſiſche Armee kommandirte. Dieſem brachte die Deputation im Namen der Stadt feierlichen Dank für die ihr zugeſandte Hülfe, und empfahl ſich ſeiner fernern Gunſt. Der Prinz empfieng dieſe Geſandtſchaft mit der größten Zärtlichkeit, und verſprach ihr, dem König zu melden, wie tapfer ſie und ihre Mitbürger gefochten hätten. Er hielt Wort, und Ludwig der Vierzehente ſchenkte den Helden zu St. Jean nicht nur ſeinen ganzen Beifall, ſondern er beehrte ſie auch auf eine feierliche Art mit der Freiheit von gewiſſen Abgaben, welchen Vorzug die Bürger dieſes Städtchens noch genießen.

XI. Empörungen in Rußland, und Verſchwörungen gegen das Leben des Czars Peters des Erſten.

Gegen das Ende des ſiebenzehenten Jahrhunderts.

1.

Empörungen während Peters Minderjährigkeit.

Rußland, das in unſern Zeiten einen ſo hohen Rang unter den europäiſchen Mächten behauptet, war gegen das Ende des ſiebenzehenten Jahrhunderts gleichſam die Wildniß von Europa, eine Reihe von Ländern, die nach der geographiſchen Abtheilung zu Europa, nach ihrem rohen, wüſten Zuſtande eher aber zu Aſien gehörten. Die Einwohner waren weniger kultivirt als die Mexikaner, wie ſie von Cortez entdeckt wurden. Als Sklaven von Herren gebohren, die eben ſo barbariſch wie ſie waren, befanden ſie ſich in dem Zuſtande der äuſſerſten Unwiſſenheit und Roheit. Indem alle Chriſten das achtzehnte Jahrhundert anfiengen, fiengen ſie das Jahr ſieben tauſend zweihundert und ſieben an, nach der Zeitrechnung von der Erſchaffung der Welt, die noch unter ihnen exiſtirte. Der Sekretair eines perſiſchen Geſandten war in Moskau verbrannt worden, weil er eine Sonnenfinſterniß vorhergeſagt hatte. Wenige Moſkowiten hielten es für erlaubt, Tauben zu eſſen, da der heil. Geiſt in Geſtalt einer Taube abgebildet war. Gott und

und der heil. Niklas waren die Gegenſtände ihrer Verehrung, und nach dieſen der Czar und der Patriarch. Die Autorität dieſes leztern war unbegränzt, ſo wie die Unwiſſenheit des Volks. Er fällte Todesurtheile, legte Strafen auf, und das in lezter Inſtanz, ohne daß man weiter appelliren konnte. Zweimal im Jahr hielt er eine feierliche Proceſſion zu Pferde. Die geſammte Geiſtlichkeit der Hauptſtadt folgte ihm. Der Czar gieng zu Fuß neben ihm her, und hielt die Zügel ſeines Pferdes. Wo er ritt, warf ſich das Volk auf den Straßen vor ihm nieder, wie die Tartaren vor dem Dalai Lama. Durch den Segen, den ſich die gemeinen Moskowiten beim Eſſen ertheilten, hielten ſie ſich rein vor Gott — und ſtahlen und raubten dann ohne Bedenken. An gewiſſen Faſttagen hielten ſie es für Sünde, Milch zu trinken; deſto freier beſoffen ſich aber Männer und Weiber in Branntwein.

Die Regeneration und Civiliſirung dieſes rohen Volkes war vornemlich das Werk des Czars **Peters des Erſten** — von ſeinen Unterthanen, ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt der **Groſe** genannt. Er war im Jahr ein tauſend ſechshundert und zwei und ſiebenzig gebohren, und ſtarb am achten Februar des Jahres ein tauſend ſiebenhundert und fünf und zwanzig.

Peter war der jüngſte von drei Söhnen, welche der Czar Alexei hinterließ. Feodor, der Erſtgebohrne, trat in ſeinem neunzehnten Jahre die Regierung an, und führte ſie mit Verſtand und Klugheit. Er legte zu Moskau, das durch ihn verſchönert wurde, eine hohe Schule an, und ließ ſich die Verbeſſerung des Bergbaues angelegen ſeyn. Das gröſte Verdienſt, das er ſich aber um ſeine Unterthanen erwarb, war die Vertilgung der ſogenannten Rosrädbücher, in welchen alle Urkunden und Privilegien des hohen

Adels

Adels verzeichnet waren. Er ließ ſie bei einer großen Reichsverſammlung ins Feuer werfen, und ſprach: „Vorzüge und hohe Aemter muß man nicht wegen einer vornehmen Abkunft, ſondern wegen ſeiner Verdienſte erhalten.“ Mehr zu thun hinderte ihn ſeine Kränklichkeit und ſein früher Tod nach einer ſechsjährigen Regierung. Er ſtarb im Jahr ein tauſend ſechshundert und zwei und achtzig ohne Erben. Aus ſehr patriotiſchen Abſichten hatte er ſeinen vollbürtigen Bruder Iwan, wegen deſſen Kränklichkeit und Gemüthsſchwäche, von der Thronfolge ausgeſchloſſen, und den noch unmündigen Peter zu ſeinem alleinigen Nachfolger ernannt. Schon der Vater Alexei hatte dieſen jungen Prinzen, deſſen blühende Geſundheit und thätige Geiſteskraft ihn freute, ſeinen beiden ältern Söhnen in der Regierungsfolge vorziehen wollen; aber die Prinzeſſinn Sophie, die Tochter ſeiner erſten Gemahlinn, und die Schweſter Feodors und Iwans, wußte es aus Eigennütz zu verhindern. Sophie, eine Prinzeſſinn von hoher Schönheit und ausgezeichneten Geiſtestalenten, aber auch von unbezähmter Ehr- und Herrſchſucht, war ſchon immer mit ihres Vaters zweiter Ehe unzufrieden geweſen, durch welche die Familie Nariſchkin, aus welcher die ihr verhaßte Stiefmutter Natalie ſtammte, ein großes Uebergewicht bekommen hatte. Wurde nun ihr Stiefbruder Peter Czar, ſo war vorauszuſehen, daß dieſe Familie vollends alles an ſich reiſſen würde. Es war daher von ihr der Entſchluß gefaßt, alles aufzubieten, den verhaßten Prinzen Peter vom Throne auszuſchlieſſen, und den ſchwachſinnigen Iwan auf denſelben zu erheben, unter deſſen Namen es ihr leicht wurde, das Staatsruder zu lenken. Allein Peters Mutter Natalie war ebenfalls nicht müßig, Sophiens Kabalen zu vereiteln. Sie wußte die Stimmen der hohen

Reichsbeamten und Befehlshaber zu gewinnen. Im Vertrauen auf dieſen mächtigen Schutz konnte ſie einer günſtigen Entſcheidung entgegen ſehen, als der Patriarch in einer öffentlichen Verſammlung die Frage zur Entſcheidung gab: welcher der beiden Prinzen Czar ſeyn ſollte? — Von allen Lippen ertönte Peters Name, und unter ihnen verlor ſich eine einzelne Stimme des Widerſpruchs, welche rief: „Der Thron gebührt dem Iwan, und es iſt ungerecht, ihm den jüngern Bruder vorzuziehen.“ Peter ward für den rechtmäßigen Thronfolger, und ſeine Mutter Natalie während ſeiner Minderjährigkeit zur Regentinn erklärt.

Sophie gerieth darüber in die äußerſte Wuth, und ſie beſchloß alles aufzubieten, um die verhaßte Stiefmutter und ihren Sohn zu ſtürzen. Niemand konnte ihr dabei beſſere Dienſte leiſten als das mächtige Truppenkorps der Strelitzen, welches die Leibwache des Czars bildete. Sie hatten Petern bereits den Eid der Treue geſchworen, aber ein größeres Maaß von Schmeicheley, als Natalie nöthig gefunden hatte, und eine reichere Spende von Geld und ſtarkem Getränke lenkten bald ihren feilen Sinn auf Sophiens Seite. Es ward den unruhigen Köpfen der Irrwahn beigebracht: man wolle den rechtmäßigen Thronerben Iwan aus dem Wege räumen, ja es ſey wohl ſchon geſchehen; ein gleiches Unglück drohe allen wahren Söhnen des Vaterlandes, und die Strelitzen würden nicht die letzten ſeyn. Daher ſey es Pflicht für alle, die es mit dem Vaterlande gut meinten, den Iwan zu retten, deſſen Rechte zu ſichern, und ſeine Unterdrücker zu vertilgen.“

Solche Reden veranlaßten bei dem wilden Korps unruhige Bewegungen, und am fünfzehnten May des Jahres ein tauſend ſechshundert und zwei und achtzig brach eine ſchröckliche Empörung aus. Frühmorgens

wurden bei allen Wachen die Trommeln gerührt. Die Strelitzen verſammelten ſich, Sophiens Emiſſarien traten auf, und riefen: „Die Stunde der Rache iſt gekommen; Jwan iſt ermordet, und das ganze Kriegsheer dem Untergange beſtimmt.' Rächet des Ermordeten Blut und laßt uns für's Vaterland ſterben." — Der Ruf: „Ja, ſterben für's Vaterland!" erfüllte bald die Luft, und der Haufe ſetzte ſich auf den Wink der Aufrührer in Bewegung. In dem Wahne, daß es ein redlicher Eifer ſey, der ſie treibe, weihten ſich die Verſchwornen zu dem blutigen Vorhaben in der Kloſterkirche der Erſcheinung der Mutter Gottes, und nun rückten ſie in voller Kriegsrüſtung mit Kanonen gegen den Pallaſt. Vor dem Zuge her trug man das dem Altare geraubte Marienbild und eine Schale Weihwaſſer. Furchtbar, wie ein Lavaſtrohm nahte ſich der Zug dem Pallaſte, welcher die zitternden Prinzen und Peters Mutter, deren Verwandte und Günſtlinge einſchloß. Die wilde Schaar nahte, um den Tod eines Prinzen zu rächen, der lebte; um ihm eine Krone aufzuſetzen, die er nicht tragen konnte: um ihm Rechte zu geben, die er nicht geltend machen wollte.

Als die Strelitzen das Schloß umringt hatten, zogen ſie die große Sturmglocke auf dem Thurme der Johanniskirche, und riefen mit gräßlichem Geſchrey: „Heraus mit den Verräthern; heraus mit Jwans Mördern!" Man bedeutete ihnen, daß ſie übel berichtet wären, daß Jwan lebe, und daß ihn niemand beleidigt habe. „Zeigt ihn uns!" riefen ſie. Jwan erſchien und bat die Strelitzen, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. „Du biſt unſer Czar, brüllte jetzt die Menge, und ſterben müſſen alle, die dir nach dem Leben trachten. Das verfluchte Geſchlecht der Nariſchkin muß bis auf die Wurzel ausgerottet werden."

Man

Man ſuchte ſie durch gelinde Worte und Bitten zu beſänftigen, und ihre Wuth ſchien ſich zu legen, als der Fürſt Dolgorucky auf einmal wieder alles verdarb. Er war der erſte Befehlshaber der Strelitzen, aber nicht in den Plan der Verſchwörung eingeweiht. Aufgebracht über die unruhigen Bewegungen des empörten Haufens eilte er herbei, um durch ſein Anſehen den Tumult zu ſtillen. Da er aber im rauhen Tone des Gebieters mit ihnen ſprach und mit Strafen drohte, ſo fielen ſie wüthend über ihn her, und hieben ihn mit ihren Streitäxten in Stücken. Dieß war die Loſung zu weiterem Blutvergießen. Die Rebellen drangen in den czariſchen Pallaſt, erbrachen die Zimmer, und fielen über den Bojaren Mathweer, Nataliens Günſtling, her. Vergebens flehte Natalie; die Barbaren hatten ſeinen Tod beſchloſſen und er mußte ſterben. Sie hoben ihn auf der Treppe in die Höhe, daß die Untenſtehenden ihn erkennen konnten, und riefen ihnen zu: „Iſt dieſer euch recht, Brüder?“ Auf die Antwort: „Recht, recht!“ ward er die Treppe hinab auf die Spieße geworfen und mit Streitäxten getödtet.

Es waren an die Regimenter beſondere Verzeichniſſe der Perſonen vertheilt worden, welche die Strelitzen auf Befehl der Sophie ermorden ſollten. Ihre Auslieferung ward jetzt gefodert. Da man hiemit ſäumte, durchſuchten die Mörder ſelbſt die geheimſten Winkel des Schloſſes und der Schloßkirche, und die ſie fanden, wurden gemordet, wie die vorigen. Mehrere Hofbediente traf dieß Schickſal; unter dieſen auch ſolche, die dem Tode nicht beſtimmt waren. In der Meinung, daß es der Czarin Bruder ſey, ergriffen ſie den Truchſeß Saltikow. Es bedurfte nur des Wortes: „Ihr irrt euch; ich bin Saltikow!“ um ihn zu retten. Aber der Schrecken ſchloß dem Un-

Unglücklichen den Mund. Er war ſchon gemordet, als die Mörder den Irrthum erkannten. Reuig brachten ſie den Leichnam dem trauernden Vater, und flehten, daß er den Mord ihnen verzeihe. Auch Dolgorucky's Vater, ein Greis von achtzig Jahren, entgieng nicht dem Tode. Tief gebeugt durch den Tod ſeines Sohnes, begab er ſich nach Hauſe, um ſeine traurende Familie zu tröſten. Die Strelitzen umringten des Heimkehrenden Wagen, begleiteten ihn nach Hauſe, und entſchuldigten ſich wegen des Mordes ſeines Sohnes, der durch ſeine Heftigkeit ihren Zorn erregt hätte. „Es iſt Gottes Wille geweſen,“ antwortete der ſchwache Greis, und erreichte die Wohnung. Die ungebetenen Begleiter foderten jetzt Getränk aus des Fürſten Keller. Es ward ihnen gereicht und ſie ſchienen beruhigt. Schon wollten ſie zurückkehren, als die Sage ſich verbreitete, man habe aus des Alten Munde das Sprüchwort gehört: „Der Hecht iſt todt, aber ſeine Zähne bleiben noch.“ — „Ha, nie vergißt er den Tod ſeines Sohnes; er hat der Söhne mehr; es kömmt die Zeit, da er's uns entgelten läßt; er ſoll ſterben,“ riefen ſie, und ohne Gnade ward der Greis ſeiner jammernden Gattinn und der flehenden Tochter entriſſen, aus dem Hauſe geſchleppt, und auf der Gaſſe in Stücken gehauen.

Eine Blutſcene folgte auf die andere. Wie reiſſende Thiere rannten die Barbaren durch die Straſſen, und hieben alles ohne Barmherzigkeit nieder, was ihnen in Weg kam. Ihre Wuth fiel unter andern auf den Leibarzt des Czars Feodor, dem man die Vergiftung ſeines Herrn Schuld gab. Sie ſchleppten ihn vor Nataliens Zimmer, um ſie zur Zeuginn ſeiner Ermordung zu machen. Alle ſchätzten des braven Leibarztes Erfahrung, und was man vermochte ward aufgeboten, um ihn zu retten. Aber umſonſt waren

waren alle Bitten. „Er iſt ein Mörder!“ ſchrieen die Wüthenden — „und ein Zauberer! rief eine andere Stimme; wir haben gedörrte Meerpolypen und eine Schlangenhaut bei ihm gefunden!“ Urſache genug, ihn nebſt ſeinem Sohne und einem deutſchen Arzte dem grauſamen Tode zu weihen.

Die Rebellen wütheten mehrere Tage fort, und verbreiteten Schrecken und Angſt in ganz Moſkau. In der ganzen Zeit wurden ſie faſt niemals nüchtern. Unter Läutung der Sturmglocke und fortdaurendem Trommelſchlag rannten ſie, wieder nach dem Pallaſte, und foderten von der Czarin ihren Bruder Iwan Nariſchkin. Ueberall ſuchten ſie ihn auf, und da ſie ihn nicht fanden, ſchworen ſie, ſich fürchterlich zu rächen, wenn er ihnen nicht ausgeliefert würde. Der Untergang der ganzen czariſchen Familie und vieler Bojaren ſchien unvermeidlich, wenn man ihnen das Opfer nicht brachte. Natalie war in der fürchterlichſten Lage, und ſie ſträubte ſich lange, einen geliebten unſchuldigen Bruder den wüthenden Rebellen preis zu geben. Der ganze Hof flehte, und die heuchleriſche Sophie ſelbſt bot ihre ganze Beredſamkeit auf, um die unglückliche Czarin zu bewegen, zur Rettung ihres eigenen Lebens dem Ungeſtümm der Empörer nachzugeben. So von allen Seiten gedrängt, willigte ſie endlich ein, und bat nur noch, daß dem unglücklichen Opfer zu beichten vergönnt werden möchte. Die Bitte ward gewährt. Die Czarin und Sophie nahmen nun den Unglücklichen in ihre Mitte, und führten ihn in die Kirche zum wunderthätigen Schweißtuche. Hier beichtete er, und empfieng das heilige Abendmahl. Sophie konnte bei dieſer ſchauervollen Scene ungerührt bleiben, und konnte ſich in dem Grade verſtellen, daß ſie den von ihr ſelbſt unverſchuldeter Weiſe Verurtheilten tröſtete, ihn ihres zärtlichſten Mitleids verſicherte, und es beklagte,

klagte, daß die dringendſte Nothwendigkeit ſeinen Tod fodere. Sophie überreichte ſogar der Czarin ein Marienbild, um es dem Bedaurungswürdigen in die Hände zu geben, und dadurch vielleicht die Wuth der Strelitzen zu entwaffnen. Das that Sophie, die im Herzen über das Unglück der ganzen narischkinſchen Familie triumphirte. Von ihr und der Natalie begleitet zeigte ſich der Unglückliche den Strelitzen mit dem Krucifixe in der Hand. Die letztere kniete und flehte um Erbarmen für ihren Bruder; aber in dem Augenblicke ſprangen die Barbaren auf ihn zu, zerſtückelten ihn mit mehr als tiegeriſcher Raſerey, und traten die Theile ſeines Körpers mit Füſſen.

Zu neuen Frevelthaten entflammt, ſuchten die Strelitzen andere Opfer für ihre Rachſucht, und fuhren fort zu morden und zu verheeren. Sie plünderten ohne Unterſchied Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, und richteten die Einwohner von Moſkau zu Grunde; ſie beraubten ſogar den czariſchen Schatz. Ihre Wuth ließ erſt dann nach, als der Prinz Iwan zum Czar ausgerufen wurde. Aber der gutmüthige, ſchwache Knabe trat ſelbſt hervor, zur großen Verwunderung ſeiner Schweſter, und bat, man möchte ihm doch auch ſeinen lieben Bruder Peter zum Mitregenten laſſen. Da die Strelitzen ſich nicht widerſetzten, ſo mußte auch Sophie es ſich vorerſt gefallen laſſen, daß zwei Czaren gekrönt wurden. Die Regierung war doch nunmehr in ihren Händen, und es dünkte ihr ein leichtes, den verhaßten Knaben bei einer guten Gelegenheit auf die Seite zu ſchaffen.

2.

2.

Neue Empörungen der Strelitzen. Peters Beſchäftigungen und Sturz ſeiner Schweſter Sophie.

Sophie hatte den Strelitzen ihre Erhöhung zu danken, und ſie ſah ſich genöthigt, aus Politik alle Frevelthaten zu billigen, welche die Barbaren begangen hatten. Ja ſie ſtattete ihnen ſogar durch offene Briefe Dank ab für den Eifer, den ſie um der Wohlfahrt des Reiches willen an den Tag gelegt hätten. Aber bald erfuhr auch ſie an ihrem Theile den Uebermuth der rebelliſchen Schaar. Der Oberſte der Strelitzen, Namens Chowansky, der zu Sophiens Erhebung ſehr viel beigetragen hatte, ein Mann, dem keine Belohnung zu groß ſchien für die Dienſte, welche er der Prinzeſſinn geleiſtet hatte, richtete ſeine Abſichten ſogar auf eine Theilnehmung an der Regierung. Zu dem Ende ſchlug er der Regentinn eine Vermählung ſeines Sohnes mit ihrer Schweſter vor. Als er damit abgewieſen wurde, ſtellte er ſich an die Spitze der Abakumiſten, einer Religionsſekte, die vor Kurzem viel Aufſehen gemacht hatte, und machte ſich einen Anhang, der aus Strelitzen und einem großen Theil des übrigen Pöbels beſtund, um, wie er vorgab, die Sache Gottes zu vertheidigen. Sein Entwurf war jetzt der, die beiden Czaren, die ganze czariſche Familie und die vornehmſten Stützen derſelben umzubringen, und ſich ſelbſt der höchſten Gewalt zu bemächtigen. Er machte ſich im Anfange ſo fürchterlich, daß der Hof ſeine Sicherheit in einem feſten Kloſter, ſechs Meilen von Moſkau, ſuchte. Von

hier

hier aus pflog man Unterhandlungen mit Chowansky, und er ward ſo ſicher gemacht, daß er ſich in das Kloſter locken ließ. Allein hier nahm man ihn nebſt ſeinem Sohne und ſieben und dreiſſig Strelitzen gefangen, und ſchlug ihnen insgeſammt die Köpfe ab.

Als die Strelitzen die Hinrichtung ihres Anführers erfuhren, entbrannten ſie von wüthender Rachſucht, und drohten Verwüſtung und Tod. In wüthenden Haufen drangen ſie nach dem Kloſter, wo ſich der Hof befand, um den Czar Peter zu ermorden. Lange ſuchten ſie ihn vergebens. Endlich drang ein Haufe der Böſewichter in die Kirche. Natalie war zum Altare geflohen, und deckte ihren Sohn mit ihren Armen. Aber einer der Mörder rannte mit dem Mordmeſſer auf Petern los und war im Begriff, es ihm in's Herz zu ſtoſſen, als ein Gefährte ihm mit gräßlicher Stimme zurief: „Halt, Bruder, nicht hier am Altar; er wird uns nicht entwiſchen.“ Im nemlichen Augenblicke eilte die czariſche Reuterey herbei. Die auf dem Kirchplatze verſammelten Strelitzen flohen, und Peter war gerettet.

Als die übrigen Aufrührer das Geſchehene vernahmen, und ſich das drohende Gerücht von dem Anzuge mehrerer Kriegsvölker verbreitete, verwandelte ſich ihr Trotz ſchnell in die äußerſte Verzagtheit. Der Hof benutzte den Augenblick, und verſprach Verzeihung des Verbrechens, wenn man die Anſtifter der Empörung ausliefern würde. Mit Unterwürfigkeit ward der Antrag aufgenommen, und ſicherlich war der Hof auf das Schauſpiel nicht vorbereitet, das ſich jetzt darſtellte. Eine Schaar von beinahe viertauſend Mann der Strelitzen nahte ſich dem Sitze des Hofes; aber in ganz anderer Geſtalt, als die Strelitzen zu nahen gewohnt waren. Je zwei und zwei trugen einen Block, und der Dritte ein Beil.

Viele hiengen überdem Stricke um den Hals. Ein Haufe von klagenden Weibern und Kindern folgte dem langen Zuge. Die Strelitzen hatten den zehenten Mann von allen Regimentern als Schuldige ausgehoben, und dieſen die eigentlichen Aufwiegler beigeſellt, welche ſich durch die Stricke auszeichneten. Durch den Genuß des Abendmahls hatten ſie ſich feierlich zum Tode vorbereitet, hatten von ihren Weibern und Kindern Abſchied genommen, und in deren Begleitung nahten ſie ſich jetzt dem Hofſitze. In der Ordnung, wie ſie gekommen waren, ſtellten ſie ſich auf dem Platze vor dem Fenſter, wo die Czaren ſtanden, und legten ihre Hälſe auf die Blöcke. „Wir alle ſind ſchuldig! riefen ſie; der Czar richte nach ſeinem Gefallen über uns und die Unſern.“

Der Hof, über das Schauſpiel betroffen, blieb lange unſchlüſſig, welche Maaßregeln hier die Klugheit anrathe. Drei Stunden lang verharrten die Strelitzen in der Stellung verurtheilter Miſſethäter, bis endlich der Spruch ergieng: nur die Hauptſchuldigen ſollten den Tod leiden. Dreiſſig wurden ſonach zur Enthauptung verurtheilt, und die übrigen entlaſſen. Unter den Verurtheilten befanden ſich drei Brüder, die den Tod leiden ſollten. Ihre bejahrte Mutter umfaßte Peters Kniee, und bat um ihre Begnadigung. Peter bewilligte die Verzeihung für einen ihrer Söhne, der ihr der liebſte ſey. Die bekümmerte Mutter wählte den jüngſten. Schon gieng ſie mit ihm aus dem Gefängniß hervor, als er an der Pforte einen ſo gefährlichen Fall that, daß er auf der Stelle ſtarb. Dieſer Zufall erſchütterte den jungen Peter. Er fiel vor dem Chriſtusbilde nieder, und bekannte, daß er Unrecht gethan habe, dem Mitleid Raum zu geben und einen Verbrecher der verdienten Strafe zu entziehen. „Das göttliche Gericht, ſagte er zu den Um-

Umſtehenden, hat nicht zugelaſſen, daß er am Leben bleibe. Das ſoll mir zur Warnung dienen, hinfort ſtrenger die Gerechtigkeit zu üben, die mir anvertraut iſt." Alle Verurtheilte mußten bluten.

Nach dieſen fürchterlichen Auftritten gelangte der Staat wieder zu einiger Ruhe. Sophie theilte ihre Macht mit ihrem Lieblinge, dem Fürſten Galizin, den ſie zum erſten Miniſter und Kanzler ernannte. Er war ein Mann von ſeltenen Fähigkeiten und Genie, gefällig, arbeitſam, zu großen Unternehmungen aufgelegt, und in allen Hinſichten dem erhabenen Poſten gewachſen, den er mit Ruhm bekleidete. Sophie hatte ihm, wie man glaubt, ihre Hand, und dereinſt den Thron von Rußland zugedacht, wenn der ſchwache und kränkliche Iwan ſterben würde; denn mit dem Stiefſohn Peter hofte ſie bald fertig zu werden. Allein ſie konnte ſich nicht länger als ſieben Jahre des glänzenden Glücks, ſich als Beherrſcherinn von Rußlands Throne zu wiſſen, erfreuen, denn der raſtloſe Geiſt Peters ſuchte ſich mit Ungeſtümm aus der ihm unerträglichen Unthätigkeit loszureiſſen.

Peter war ſchon als Kind mit allen den Anlagen begabt, welche, wenn ſie gehörig entwickelt und in die ihnen angemeſſene Würkſamkeit geſetzt werden, große Genies hervorbringen, welche die Bewunderung ihrer Mitbürger, und nicht ſelten auch der Nachwelt erzeugen. Er verdient aber doppelte Bewunderung, da er in ſeinen jüngern Jahren völlig ſich ſelbſt überlaſſen, von keinem weiſen Führer geleitet, gewönlich von Nichtswürdigen umgeben, ſich doch bald nachher zu einer Höhe emporſchwang, die vor ihm noch wenige Fürſten erreicht haben. Die Wiege dieſer künftigen Größe war das kleine Dorf Preobraſchenskoe bei Moſkau, das ſich durch ſeine angenehme und geſunde Lage, und durch die Bequemlichkeit zur Jagd

auszeichnete. Peters Vater hatte hier ein Schauſpielhaus errichten laſſen, worinn von deutſchen Schauſpielern und Muſikern Komödien und Tragödien, Tänze, Ballete und Koncerte gegeben wurden. Ein ſehr verſchiedenes Spiel begann hier der fünfzehnjährige Peter. Er ſammelte eine Schaar junger Ruſſen, zum Theil aus guten Familien um ſich, mit denen er auf eine ungebundene und ziemlich lärmende Weiſe frölich war. Aber mitten aus dieſem Jugendfeuer leuchtete ein edlerer Sinn hervor, der etwas Großes ahnden ließ. Der Prinz beſaß eine Wißbegierde, die ihn raſtlas von einer Unterſuchung zur andern jagte, und einen Trieb, etwas Wichtiges auszuführen, wie nur die größten Heroen der Menſchheit, zu denen er ganz unbedenklich zu zählen iſt, ihn je im Buſen getragen haben.

Es befand ſich unter Peters Geſellſchaftern glücklicher Weiſe ein junger Ausländer, der ihm zu ſeiner Ausbildung ungemein förderlich werden konnte. Dieß war der Genfer le Fort. Seine Eltern hatten ihn zur Handlung beſtimmt, allein ſein unruhiger Geiſt jagte ihn ſchon im vierzehnten Jahre nach Marſeille, wo er Kadet wurde. Nach vier Jahren trat er in holländiſche Dienſte, und um ſein Glück weiter zu verſuchen, engagirte er ſich bei einem deutſchen Oberſten, der von Peters Vater den Auftrag hatte, einige geſchickte Offiziere für ruſſiſche Dienſte zu werben. le Fort gieng nach Archangel, allein bei ſeiner Ankunft war der Czar Alexis geſtorben, und die ganze Lage der Sachen zu Moſkau verändert worden. Die Militair-Reformen wurden nicht vorgenommen, und die fremden Officiere drangen vergebens auf Beſoldung. Unter dieſen Umſtänden gieng le Fort nach Moſkau, und hatte das Glück, Sekretair bei dem däniſchen Reſidenten daſelbſt zu werden. Sein gutes äuße-

äußeres einnehmendes Weſen verſchafte ihm eine reiche Braut, und ſein Genie empfahl ihn dem jungen Czar, der nicht müde wurde, dem beredten Manne zuzuhören, wenn er von der Lebensart gebildeter Völker, von ihren Künſten, Vergnügungen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, vom Militair- und Seedienſt, vom Handel und den großen nach Indien ſegelnden Flotten erzählte. Da ſchwoll dem jungen Fürſten die Bruſt voll inniger Sehnſucht, einſt auch dahin zu kommen, wo die Menſchen ſo menſchlich, ſo kunſtreich wären, um dann, wenn er alles von ihnen gelernt hätte, wieder umzukehren in ſein barbariſches Vaterland, um ſeine Ruſſen eben ſo menſchlich und kunſtreich zu machen. Er nahm den le Fort in ſeine Dienſte und überhäufte ihn mit Liebkoſungen. Dieſer that dafür alles mögliche, ihn zu erfreuen und aufzuklären. Er lehrte ihn Holländiſch und Deutſch, zeigte ihm die franzöſiſchen Kriegsexercitien, und dreſſirte eine Kompagnie von etwa fünfzig Ruſſen ganz auf franzöſiſchen Fuß. Bei dieſer Kompagnie erhob nur das Verdienſt zu einer höhern Stelle, und Peter ſelbſt unterwarf ſich dem Geſetze. Er fieng als Tambour an, ſtand als gemeiner Soldat Wache, trug mit ſeinen Kameraden einerley Uniform, verrichtete einerley Schanzarbeit, und hatte mit ihnen einerley Tiſch und Bette.

Sophie ſah dem Kriegsſpiele anfangs mit Vergnügen zu, weil ſie es für unſchuldig und ganz dazu geeignet hielt, den muntern Peter von der Theilnahme an wichtigern Geſchäften abzulenken. Es kam ihr um ſo unbedeutender vor, da Peter mit den fremden Abentheuern, die ſich unter ſeiner Kompagnie befanden, ganze Tage und Nächte umherſchwärmte, und ſich manchen Ausſchweifungen überließ. Staatsbeamte, die aus gutgemeinter Fürſorge Petern wegen

ſeiner

ſeiner unordentlichen Lebensart Vorſtellungen machten, und ihn an ſeine Beſtimmung erinnerten, wurden abgewieſen. Wie konnte ein ſolcher, dem Anſcheine nach in Roheit aufwachſender Jüngling, gefährlich werden? Als Sophie ihren Irrthum allmählich gewahr ward; als Peter im Anfange des Jahres ein tauſend ſechs hundert und acht und achtzig bei ſeiner erſten Erſcheinung im Staatsrathe eine Haltung zeigte, die ihr ſeine künftige Lenkbarkeit verdächtig machte; als Peters Mutter ihrem Sohne, um ihn von ſeiner unordentlichen Lebensart zu heilen, eine ſchöne Gemahlinn wählte, und Peter nun dem Volke theurer ward, da war es zu ſpat ihm Einhalt zu thun. Mehrmals widerſprach ihr der junge Fürſt im Staatsrathe ſo nachdrücklich, daß ſie ein Zittern ankam, und einſt kam es bei Gelegenheit einer Proceſſion, wo er den Vortang verlangte, zum öffentlichen Bruche.

Jetzt war der Augenblick da, wo Sophie entweder unterliegen, oder das äußerſte wagen mußte, um die Fortdauer ihrer Herrſchaft zu ſichern. Die Wahl wurd' ihr nicht ſchwer; ſie beſchloß den Tod ihres Bruders. Der Anführer der Strelitzen, Namens Tſcheglovitoy, welcher ihr ganzes Vertrauen beſaß, war das Werkzeug, deſſen ſie ſich zur Erreichung ihrer ſträflichen Abſichten bedienen wollte. Er hatte ſechshundert Sttelitzen auf ſeiner Seite. Peter, ſeine Mutter, ſeine Gemahlinn und ſeine Schweſter ſollten getödtet werden. Schon war alles zur Ausführung der verruchten That angeordnet, als Peter von vier Mitverſchwornen, denen ihr Gewiſſen erwachte, Nachricht erhielt. Er floh in der erſten Beſtürzung mit ſeinen Freunden, wie das erſtemal, in das feſte Kloſter bei Moſkau. Hier verſammelten ſich viele Magnaten, Edelleute und Soldaten um ihn, ja ſelbſt viele Anführer der Sttelitzen, denen vor dem

Ausgange bange war, giengen mit ihren Rotten zu ihm über.

Als Sophie ihre Anſchläge vereitelt ſah, ſuchte ſie ſich zu rechtfertigen, und verlangte Petern zu ſprechen, gewiß in der Abſicht, ihn durch ihre Vorſtellungen zu gewinnen, ſicher zu machen, und zu einer andern Zeit den Streich gewiſſer zu führen. Sie ſandte zwei Muhmen an ihn ab, die von Mißverſtändniſſen ſprachen, welche leicht aus dem Wege geräumt werden könnten. Aber die Muhmen merkten bald, daß an eine Ausſöhnung nicht zu denken ſey. Von Sophiens böslichen Abſichten unterrichtet, hielten ſie es nicht für dienlich, zu ihr zurückzukehren. Auch Sophiens zweiter Abgeſandter, der Patriarch, war nicht glücklicher in ſeinem Geſchäft. Auf die Verſicherung, daß Sophie ihm ſelbſt das Patriarchat habe nehmen wollen, blieb auch er bei Petern im Kloſter. Nun machte ſich Sophie ſelbſt auf den Weg dahin; aber es wurd' ihr unterwegs angezeigt, Peter werde ſie nicht ſprechen. Sie müſſe ungeſäumt umkehren, und wolle ſie Gnade finden, vor allen Dingen den Anführer der Strelitzen Tſcheglovitoy ausliefern, damit der Verräther zur verdienten Strafe gezogen werden könnte. Sophie ſah ſich genöthigt zu gehorchen. Die Theilhaber an dem Komplot wurden, nach der rohen Sitte des Landes, barbariſch geſtraft. Tſcheglovitoy nebſt andern Anführern wurden gerädert, andere wurden geköpft, andere geknutet, andere mit ausgeſchnittenen Zungen nach Sibirien geſchickt. Galizin, der um die Verſchwörung wußte, hatte es der Fürbitte eines Verwandten zu danken, daß er das Leben behielt. Er wurde indeſſen ſeiner unermeßlichen Güter beraubt, und in einen Flecken nahe am Eismeer verwieſen. Die unruhige Sophie ward verurtheilt, ſich als Nonne einkleiden zu laſſen — die empfindlichſte Strafe für eine Prinzeſſinn von ihrem Temperament und Charakter.

3.

Große Lebensgefahr, in die Peter durch eine Verſchwörung geſetzt wird.

Nunmehr beginnt Peter ſeine große Rolle als Alleinherrſcher eines unermeßlichen Reichs zu ſpielen. Nach der glücklichen Unterdrückung der Unruhen hielt er einen feierlichen Einzug in Moſkau, unter einer Bedeckung von achtzehn tauſend Strelitzen. Er war nun, in einem Alter von ſiebenzehn Jahren, der wahre und einzige Beherrſcher von ganz Rußland; ſein ſchwächlicher Bruder Jwan hatte weiter keinen Theil an der Regierung, als daß ſein Name mit in die öffentlichen Verordnungen geſetzt wurde. Er verlebte noch einige Jahre in Ruhe, und ſtarb im Jahr ein tauſend ſechshundert und ſechs und neunzig.

Groß war der Beruf, zu dem Peter erkohren war, und mit bewundernswürdiger Thätigkeit und Einſicht leiſtete er ihm Genüge. Er war überhaupt ein auſſerordentlicher Menſch, von einer Schnellkraft, die nie gelähmt werden zu können ſchien, und von einem Wahrheitsſinn, den kein religiöſes oder politiſches Vorurtheil täuſchen konnte. Sein Ehrgeiz, ſo grenzenlos er war, verleitete ihn nie zur Eitelkeit, ſeine Wißbegierde nie zur bloſſen Neugier, ſein großer Monarchieplan nie zur kahlen Habſucht des Eroberers, und ſo raſtlos thätig er war, ſo ſtandhaft war er auch in allen ſeinen Entwürfen. So blieb er vom erſten Anfange ſeiner Bildung an bis an ſeinen Tod bei eben denſelben Mitteln der Kultur, die ihm ſein guter Genius als die einzig brauchbaren für ihn gezeigt hatte. Nicht Bücherleſen, ſondern Reiſen und

traute:

trauteſter Umgang mit Menſchen aller Art und eigenes Experimentiren waren die Quellen, aus denen er ſchöpfte. Schon während der Regierung ſeiner Schweſter war er, ſtatt ſich ihren Wünſchen gemäß der Sorgen um den Zuſtand des väterlichen Reichs völlig zu entſchlagen, obgleich ziemlich unbemerkt, auf alle Mängel deſſelben aufmerkſam geweſen; inſonderheit erſtreckte ſich ſeine Aufmerkſamkeit ſchon damals auf alles, was zum Kriegsweſen, vornemlich zur Schifffahrt gehörte. Auch hier hatte er anfänglich ein großes Hinderniß, das in ihm ſelbſt gegründet war, zu überwinden. Eine ihm natürliche Furcht vor dem Waſſer bekämpfte und beſiegte er mit eben ſo vieler Anſtrengung als ausdaurender Standhaftigkeit; er ließ ſich Schiffe bauen, und gab, um alles praktiſch zu lernen, ſelbſt den Steuermann ab. Gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung durchkreuzte er auch ſchon das weiſſe Meer, eine Fahrt, die vor ihm noch kein Czar unternommen hatte.

Der unruhige Geiſt der Strelitzen hatte ihn bald auf den Gedanken gebracht, ein Truppenkorps zu organiſiren, das er ihnen entgegen ſtellen konnte. Mit le Forts Unterſtützung erwuchs aus der kleinen Kompagnie, die er zu Preobraſchenskoe gehabt hatte, in wenig Jahren eine auf ausländiſchen Fuß errichtete Miliz von fünftauſend Mann, auf welche er ſich verlaſſen, und die er im Nothfalle den Strelitzen entgegen ſtellen konnte. Um von der veredelten Kriegskunſt der neuen Truppen einen Beweis zu geben, ſtellte Peter nicht weit von Moſkau ein großes Uebungslager an. Die neuen Soldaten und die Strelitzen mußten als Feinde gegen einander auftreten. Die erſtern eroberten eine von den letztern vertheidigte Feſtung mit Sturm. Bald erfuhren's auch die Türken, und ihre Bundesgenoſſen, die Tartaren, daß ein

ein neuer Geiſt die ruſſiſche See- und Landmacht belebe. Die Feſtung Aſov ward im Jahr ein tauſend ſechs hundert und ſechs und neunzig erobert, und die türkiſche Flotte zum Weichen gebracht. In dieſem Kriege focht Peter als Freiwilliger, und ſo viel Antheil er an der glücklichen Wendung der Kriegsereigniſſe hatte, ſo maßte er ſich dabei doch durchaus keine Ehre an. Bei dem feierlichen Einzuge in Moſkau gieng er hinter allen höhern Befehlshabern des Heeres her, um zu zeigen, daß nicht ihm, ſondern ſeinen Generalen der Ruhm gebühre.

Aber Peter hatte nicht blos die Verbeſſerung des Kriegsweſens, ſondern auch die Aufklärung und Veredlung ſeiner Nation ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner ungetheilten Aufmerkſamkeit gemacht, und dieſen edlen Zweck wollte er zuerſt an ſich ſelbſt erreichen. Daher entſchloß er ſich zu einer Reiſe in die gebildeten Länder Europens, um die ihm fehlenden Kenntniſſe zu erlangen, und ſie dann auf ſeine Nation anzuwenden. Es war ihm nicht genug, viele junge Ruſſen nach Deutſchland, Holland und Italien geſchickt zu haben, um ſich daſelbſt im Kriegsdienſte zu üben und allerley nützliche Kenntniſſe zu ſammeln. Er wollte mit eigenen Augen ſehen, ſelbſt mehr wiſſen, ehe er die beſchloſſene und in manchen Stücken ſchon angefangene Verbeſſerung ſeines Staats mit Nachdruck und Ernſt vornahm. Ein Entſchluß, der allein hinreichend wäre zu beweiſen, daß Peter ein großes Genie geweſen ſeyn müſſe. Der ſchwache und mittelmäßige Kopf iſt nur gar zu gern mit ſeinen Einſichten zufrieden, zumal ein ſchwacher König; es fehlt nie an Schmeichlern, die ſichs zum Hauptgeſchäfte machen, ihm einen hohen Begriff von ſeinen großen Vollkommenheiten beizubringen.

Ehe Peter aber die Reiſe ins Ausland antreten konnte, fehlte nicht viel, ſo hätten geheime Kabalen ihn genöthigt, die Reiſe in eine andere Welt zu unternehmen.

Es gab unter den ruſſiſchen Großen nicht wenige, denen das raſche Reformationsweſen des jungen Monarchen gar nicht anſtund. Gewohnt, im trägen Genuß ihrer herkommlichen Vorzüge die Zeit zu tödten, empfanden ſie den Stoß, den ihr junger Herrſcher ſich erlaubte, mit großem Mißbehagen. Sie wußten eigentlich nicht recht, wie ihnen geſchah. So viel ſahen ſie indeſſen wohl, daß der Strohm, der ſie fortzureiſſen drohe, gewaltſam gehemmt werden müſſe, wenn ſie ſich im Beſitz ihrer verdienſtloſen Vorzüge erhalten wollten. Ob man daher gleich darinn einig war, daß der kühne Neuerer aus dem Wege geräumt werden müßte, ſo mußte man doch vorerſt darauf bedacht nehmen, ihn beim Volke in einen üblen Ruf zu bringen, denn dieſes hieng mit Liebe an ihm. Noch nie hatte es bisher ſeinen Czaren ſo nahe neben ſich erblickt. In dem Pallaſte verſchloſſen, und von den Großen beherrſcht, war er, einem Götzenbilde gleich, nun abgöttiſch verehrt und nun zerſchlagen worden. Petern aber ſah das Volk unter ſich, ſah ihn unermüdet mit ſeinem Wohle beſchäftigt. Es war nicht leicht, es dennoch irre zu führen. Indeſſen wagte man es, allerlei böſe Gerüchte über den Czar zu verbreiten. „Nicht genug, hieß es, daß er in ſeinem Lande Ketzer und Unglaubige den rechtglaubigen Eingebohrnen vorzieht, ſendet er gar eine Menge rechtglaubiger Jünglinge, in den Jahren der größten Empfänglichkeit für jede Verführung, in die Länder der Irrglaubigen, ja nach dem Sitze des Pabſts, wo man jedes Mittel für erlaubt hält, Andersglaubende zur katholiſchen Religion zu führen.

Nicht ohne Urſache hielten unſere weiſere Vorfahren ſich von den Ausländern getrennt. Nicht ohne Urſache haben unſre Czaren die wiederholten dringenden Geſuche befreundeter katholiſcher Mächte, den Katholiken die Ausübung ihrer Religion zu verſtatten, beharrlich abgeſchlagen. Aber dem jungen Czar iſt nichts heilig, was von den Vorfahren ſtammt. Durch die unaufhörlichen Neuerungen, die man ſich ohne Scheu vor alten Sitten und Gebräuchen erlaubt, wird die wahre Religion geſtürzt, und die ruſſiſche Urkraft gelähmt. Rußland wird die Beute der Fremden werden."

Solche Ausſtreuungen verfehlen ihre Abſicht nicht; manches Gemüth war von dem Regenten abwendig gemacht. Beſonders waren die Strelitzen mit ihm unzufrieden, weil er ſo viele fremde Offiziere ins Land zog. Als ſie daher vernahmen, daß er ſich zu einer Reiſe ins Ausland rüſte, ſo erhielt ihr Unwille eine neue Nahrung, denn es ahndete ihnen, daß dieſe Reiſe eine völlige Umſchaffung des Kriegsweſens zur Folge haben könnte. Die herrſchſüchtige Sophie nährte vom Kloſter aus die Unzufriedenheit, und eine neue Verſchwörung gegen des Czar's Leben ward veranſtaltet.

Peter befand ſich am zweiten Februar des Jahres ein tauſend ſechs hundert und ſieben und neunzig zu Preobraſchenskoe in der Wohnung ſeines Lieblings le Fort, wo eine große vermiſchte Geſellſchaft verſammelt war. Man wollte ſich eben zur Abendtafel niederſetzen, als zwei Menſchen gemeldet wurden, die über eine wichtige Angelegenheit unverzüglich mit dem Czar zu reden begehrten. Ihre Namen wollten ſie nicht angeben. Peter ließ ſie in ein anderes Zimmer führen, und begab ſich allein zu ihnen. Es waren zwei Strelitzen. Sie warfen ſich auf ihr Angeſicht nieder, und ſagten, ſie brächten dem Czar ihre Köpfe dar, die ſie verwirkt hätten. Sie hätten ſich mit

einer Rotte ihrer Brüder gegen ihren Czar in eine Verſchwörung eingelaſſen: aber die Reue treibe ſie zur Entdeckung. In des Staatsrath Sokownin Hauſe ſäßen die Verſchwornen jetzt zuſammen, und erwarteten den Ausbruch eines Brandes, der in Moſkau angelegt werden ſolle, und den das verabredete Zeichen der Feuerglocke verkünden würde. Da dieſe Feuerglocke den Czar herbeizurufen pflege, ſo ſolle der Zuſammenlauf den Verſchwornen Gelegenheit geben, ihn zu ermorden.

Es war acht Uhr Abends. Peter befiehlt die beiden Anbringer zu Preobraſchenskoe in Haft, und ſandte ſofort Befehl an den Hauptmann ſeiner Leibgarde Trubetzkoy, daß er die ganze Kompagnie in der Stille ſammeln, gegen eilf Uhr das Sokowniniſche Haus umgeben, und alle, die ſich darinn befänden, gefangen nehmen ſolle. Peter gieng zur Geſellſchaft zurück, und blieb bis zehen Uhr daſelbſt. „Laſſen Sie ſich, ſagte er jetzt, ohne die Miene zu verändern und Beſtürzung zu zeigen, laſſen Sie ſich in Ihrem Vergnügen nicht ſtöhren. Ein kleines Geſchäft ruft mich auf einen Augenblick ab.“

In der Meinung, daß er den Kapitain der Garde ſchon um zehen Uhr nach Sokownin's Hauſe beordert habe, ſetzte er ſich in ſein Wägelein, und fuhr, von einem einzigen Adjutanten begleitet, gerade dahin. Um halb eilf Uhr, meinte er, würde er dort alles gethan finden. Nicht wenig befremdete es ihn daher, daß er keinen einzigen Mann der beorderten Garde antraf. Vielleicht ſind ſie, dacht' er, im Hauſe, oder im Hofe vertheilt; und ſo fuhr er entſchloſſen gerade auf den Hof, ſtieg an der Hausthür ab, und begab ſich mit ſeinem Begleiter in das Haus. Er trat in das kundige Zimmer, und fand Sokownin, den Kammerherrn Puſchkin, den Oberſten Zikler und die

die ganze Rotte der Verſchwornen verſammelt. Betroffen ſtanden alle auf, und bezeugten ihrem Herrn die ſchuldige Ehrerbietung. „Ich habe, ſagte Peter, im Vorbeifahren ſo helles Licht hier wahrgenommen, daß ich Geſellſchaft hier vermuthen mußte. Darum bin ich eingekehrt, um noch ein Gläschen zu trinken.“ Der Wirth mußte ſich das zur Ehre rechnen, und ſchenkte ein; man trank auf des Czars Geſundheit und Peter that tapfer Beſcheid.

Jetzt winkte ein Strelitz dem Sokownin, und flüſterte ihm zu: „es iſt Zeit, Bruder!“ Sokownin erwiederte leiſe: „noch nicht!“ Peter, dem dieß nicht entgieng, fühlte, in welche Gefahr ein längerer Verzug ihn ſetze. Beherzt ſprang er auf, und ſchlug dem Sokownin mit geballter Fauſt ins Angeſicht, daß er niederſtürzte. „Für mich iſt es Zeit, Schurke! rief er; fort, bindet die Hunde!“ In dem Augenblicke trat mit dem Schlage eilf der Gardekapitain, begleitet von den Soldaten ſeiner Kompagnie, ins Zimmer. Die Verſchwornen ſahen ſich verrathen, fielen nieder, und erkannten ſich ſchuldig. Sie wurden gebunden.

Zornig wandte ſich jetzt der Czar zum Gardekapitain, der, wie er wähnte, eine Stunde zu ſpät gekommen ſey, und ſchlug ihn in's Geſicht. Der Kapitain konnte ſich durch Vorzeigung des ſchriftlichen Befehls und durch die Uhr auf der Stelle rechtfertigen; und reuig küßte der Czar ihm die Stirne, erklärte ihn für einen rechtſchaffenen Offizier, und vertraute ihm die Verwahrung der Verhafteten. Er ſelbſt kehrte darauf zu le Fort zurück, und verkündigte der ſtaunenden Geſellſchaft, welcher großen Lebensgefahr er entgangen ſey. Die drei Verhafteten wurden nach angeſtelltem Verhör des beabſichtigten Hochverraths völlig überführt, und mit dem Tode beſtraft; meh-

rere

rere nachher Verhaftete aber, gegen die kein hinlängliche Beweis vorhanden war, wurden entlaſſen. Der Czar verſchonte ſeine ſchuldige Schweſter aus Achtung für ſich ſelbſt und ſein Haus, und begnügte ſich damit, ſie enger einzuſchlieſſen, und über ihr Betragen mit der genaueſten Aufmerkſamkeit wachen zu laſſen.

4.

Peters merkwürdige Reiſe in's Ausland.

So gefährlich es ſcheinen konnte, ein Reich zu verlaſſen, in welchem die Flamme der Zwietracht zwar ausgelöſcht, aber nicht völlig vertilgt war: ſo beſchloß Peter demohngeachtet, ſeinen Reiſeplan auszuführen. Sein Durſt nach Kenntniſſen war unerſättlich, und nur das Ausland konnte ihn löſchen. Große Pläne durchkreuzten ſich in ſeiner Seele, aber er mußte erſt mit eigenen Augen ſehen, bevor er zur Ausführung ſchreiten konnte. Er vertraute daher den einſichtsvolleſten und treueſten Männern die Verwaltung der Reichsgeſchäfte, verlegte die unruhigen Strelitzen an die litthauiſche und türkiſche Grenze, und verließ im April des Jahres ein tauſend ſechshundert und ſieben und neunzig ſein Reich.

Da es ganz gegen Peters Abſicht lief, Aufſehen zu machen und ſich ſehen zu laſſen, ſo reiste er nicht als Fürſt, ſondern als Begleiter einer feierlichen Geſandtſchaft, die, nach alter Sitte, Rußlands Verbindung mit den übrigen europäiſchen Mächten erneuern ſollte. Die Hauptperſon derſelben war le Fort. Peter nahm, nur von einem Kammerdiener, einem Laken und einem Zwerge bedient, den Titel eines Großkommandeurs an. Das übrige Gefolge beſtand aus

aus zwei hundert und ſiebenzig Perſonen, unter welchen ſich ſiebenzig Soldaten in grüner Uniform, und vierzig adeliche Freiwillige aus den vornehmſten Familien, die als Unterpfänder der Treue derſelben mitgehen mußten, befanden. Die Reiſe gieng über Riga und Mitau nach Königsberg, wo der damalige prachtliebende Churfürſt Friedrich der Dritte von Brandenburg für eine höchſt glänzende Aufnahme dieſer ehrenvollen Geſandtſchaft geſorgt hatte. Unter einem karmoſinrothen, reich mit Gold durchſtikten Thronhimmel, und in einem ſcharlachenen, mit Diamanten beſetzten Kleide, umringt von ſeinem Hofſtaate, empfieng er den Beſuch, hörte die Reden der Geſandten an, und bewirthete nachher die Geſellſchaft köſtlich. Während der Audienz ſtand der verkleidete Czar ganz hinten unter dem Gefolge. Allein ob er gleich bei ſchwerer Strafe verboten hatte, ſeinen eigentlichen Stand zu verrathen, ſo ward er doch von jedermann gekannt. Der anſehnlich und ſchlank gebaute Peter, auf deſſen Stirne Nachdenken mit ungeſtümmer Würde vereinigt, aber doch durch die Miene des menſchlichen Wohlwollens gemildert war, rollte ſeine ſcharfblitzenden Augen in beſtändiger Unruhe umher, und bedeckte, um ſich weniger zu verrathen, das Geſicht ſehr oft mit ſeinem Barret. Man bewunderte ſeinen Scharfſinn und ſeine richtige Anſicht der Dinge; aber das ruſſiſche Gepräge ſeines Charakters blickte doch noch oft genug durch. Bei einer Gaſterey, da er ſich zu ſehr im Trunke übernommen hatte, fehlte nicht viel, daß er ſich nicht an ſeinem geliebten le Fort vergriffen hätte. Durch einige Worte deſſelben beleidigt zog er den Säbel und foderte ihn auf, durch einen Zweikampf ihm Genugthuung zu geben. „Das ſey ferne, ſagte le Fort; lieber will ich von den Händen meines Herrn ſterben.“ Peter, auch hierdurch

durch nicht entwafnet, hob ſchon den Säbel gegen ihn auf. Ein churfürſtlicher Kammerherr hatte die Geiſtesgegenwart, ihm in den Arm zu fallen und ſo vielleicht le Fort's Leben zu retten. Petern gereuete bald das Geſchehene. Er bat am folgenden Tage le Fort um Verzeihung, und dankte dem Kammerherrn, daß er ihn von einer Mordſchuld errettet habe. „Ich will mein Volk geſitteter machen, ſagt' er, und noch vermag ich's nicht, mich ſelber zu zähmen."

Belehrung und Unterweiſung, als der Hauptzweck ſeiner Reiſe, verlor Peter niemals aus den Augen. Es wurden ihm zu Ehren Schauſpiele, Jagden, Bälle und Feuerwerke angeordnet, aber er vergaß darüber nicht, ſich lernbegierig nach allem zu erkundigen, was ihm in der Staatsverwaltung und dem gemeinen Leben neues vorkam. Gern gieng er in die Werkſtätte der Handwerker, beſah und betaſtete alles, und jeden Abend war ſeine Schreibtafel mit dem Ertrage des Tages gefüllt. Beſonders machte ihm ſchon damals die Drechslerkunſt, in welcher er es nachher ſelbſt zu einiger Fertigkeit brachte, große Freude, und ihn ergötzten die Werke, welche er durch ſie aus dem Bernſtein hervorgehen ſah. Doch beſuchte er auch die Bibliothek und die Univerſitätsgebäude, und beſprach ſich mit einigen Profeſſoren über die Mittel, den Wiſſenſchaften bei einer unkultivirten Nation Eingang zu verſchaffen.

Von Königsberg reiste Peter über Pommern, Berlin, Magdeburg und Kleve nach Amſterdam, dem eigentlichen Ort ſeiner Beſtimmung, wo er nur von ſieben jungen Edelleuten begleitet ankam. Hier eröfnete ſich ihm eine neue Welt, und in der Kleidung eines holländiſchen Schiffszimmermanns beſah und erforſchte er alles, was ihm neues und werkwürdiges vorkam. Das Gewühl der Kaufleute, Schiffer und

Sol-

Soldaten, die unzähligen Werkſtätte der Künſtler und Handwerker, die Mühlen, Dämme, Maſchinen und Schleuſen, und vor allem die ungeheuren Seeſchiffe beſchäftigten ſeine Aufmerkſamkeit und Wißbegierde ſo ſehr, daß er von früh bis in die Nacht auf den Beinen war, um alles recht genau beſehen und behalten zu können. Noch einen Theil der Nacht ſogar verwandte er auf das Aufzeichnen des Merkwürdigſten, das er an jedem Tage geſehen hatte. „Ich bin hier, ſchrieb er an den Patriarchen in Moſkau, um dem Worte Gottes an unſern Vater Adam zu folgen: im Schweiß deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen!“ Um in der herrlichen Schule keinen Augenblick mit leeren Komplimenten und Staatsbeſuchen verſchwenden zu dürfen, zog er ſein Inkognito immer enger zuſammen, und begab ſich mit wenigen jungen Ruſſen nach Saardam, dem Sitze des niederländiſchen Schifsbaues, jenem berühmten Dorfe, welches noch jetzt an Größe, Bevölkerung, Reichthum und Schönheit manchen Städten es zuvor thut, und ehedem in einem noch weit blühenderen Zuſtande war. Nicht zufrieden, hier nur zu ſehen, ſtellte er ſich als ein junger Ruſſe in einer kurzen rothen Friesweſte und langen Hoſen einem Schiffsbaumeiſter als Lehrling dar. Man ſchrieb ihn unter dem Namen Peter Michaelow als gemeinen Zimmermann ein, und nur einer ſeiner Begleiter nahm Theil an der mühſamen Arbeit. Um ſich durch nichts zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuße, und zeichnete ſich durch nichts vor ihnen aus, als durch ganz ungewönlichen Fleiß und eine unerſättliche Lernbegierde. Mit ſeiner Axt auf der Schulter war er des Morgens immer einer der erſten bei der Arbeit und des Abends der letzte, der zur Ruhe gieng. Der Beherrſcher eines der größten Reiche

des Erdbodens verrichtete mit Vergnügen und unverdroſſenem Fleiſſe die gröbſten Arbeiten, um ſeinen Unterthanen ein Beiſpiel zur Nachfolge zu geben. Aus eigener Wahl bewohnte er ein Häuschen, in welchem er ſich ſelbſt ein Bad und ein hölzernes Lager erbaute, ſich auf eigenem Heerde ſein Feuerchen unterhielt, und aus den ſelbſtgekauften Lebensmitteln ſeine Speiſe bereitete. Und dieſer Zögling von Saardam unterzeichnete in dem einen Augenblicke auf ſeiner Werkſtätte Befehle an ſeine zahlreichen Armeen, die einige hundert Meilen von ihm wider die Türken fochten; in dem folgenden gieng er, ſein Beil in der Hand, auf die Werfte, erkundigte ſich nach jedem Seile und Nagel, die zum Schiffbau gehörten, und ſetzte jedermann in Verwunderung über ſeine Gelehrigkeit. Mit Aufmerkſamkeit ſah er die mancherlei Mühlen, an welchen Saardam ſo reich iſt, und keine Werkſtätte der Schmiede, der Seiler, der Segelmacher und anderer Handwerker blieb von ihm unbeſucht.

So verfloſſen ſieben Wochen in einer unermüdeten Anſtrengung, worauf Peter nach Amſterdam zurückkehrte, um ſeine Wißbegierde mit andern Gegenſtänden zu nähren. Wo nur irgend etwas nützliches zu lernen war, da mußte er hin, und wenn ihm ein kenntnißreicher Mann eine Belehrung gab, ſo hieng ſein Blick mit forſchender Ungeduld an deſſen Lippen. Unter andern ließ er ſich in der Mathematik und Naturkunde Unterricht ertheilen, beſuchte die anatomiſchen Vorleſungen des berühmten Ruyſch, und übte ſich ſogar in chirurgiſchen Operationen. Daneben ließ er aus ſelbſt gekauften Materialien unter ſeiner Aufſicht ein Kriegsſchiff bauen, und ſchickte es mit vielen in Holland angeworbenen Seeleuten, Officieren und Künſtlern aller Art nach Archangel. Er ſelbſt ſegelte im Januar des Jahres ein tauſend ſechs hundert und acht und neunzig nach England. Es

Es läßt ſich denken, daß dem nordiſchen Beobachter eine Menge merkwürdiger Gegenſtände auf der berühmten Inſel vor die Augen kamen, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelten. Nichts ließ er unbeachtet und unbeſucht. Bald ſah man ihn in einer Schmiede, bald in einer Stückgießerey. Keine Kunſt, vom Uhrmacher bis zum Sargmacher, war ihm gleichgültig, und von allem was ihm vorzüglich ſchien, ſogar von einem Sarge, ſchickte er Modelle in die Heimath. Er ſtreifte in Gärten und Kaffeehäuſern, Kirchen und Schauſpielen, bald als Kavalier, bald als Matroſe gekleidet, ohne allen Zwang herum. Schauſpiele erklärte er für Zeitverderb, und nur mit Mühe vermochte man ihn zweimal, ein Theater zu beſuchen; doch gefiel ihm eine junge Schauſpielerinn, die ihn auch nicht lange ſchmachten ließ. Nichts feſſelte ihn aber mehr, als das engliſche Seeweſen, und da der König Wilhelm ihm zu liebe ſeine Flotte im Scherze ein Seetreffen liefern ließ, ſo war er ſo entzückt darüber, daß er ausrief: „Ha, fürwahr! wär' ich nicht Czar von Rußland, nichts möcht' ich lieber ſeyn, als ein engliſcher Admiral." Am längſten verweilte er auf dem großen Schiffsbauplatze zu Depford, wo er ſich vollends in der Wiſſenſchaft feſtſetzte, ein Schiff nach dem Grundriſſe und nach mathematiſchen Verhältniſſen zu erbauen.

Ungerne ſchied Peter nach einem Vierteljahre aus England, wo es ihm unter andern auch darum ſo wohl gefiel, weil er daſelbſt ſo wenig äußerliches Gepränge wahrnahm, und weil er die reichſten Leute in ſchlichten reinlichen Kleidern einher gehen ſah. Er nahm aus dieſem Lande drei Kapitaine von Kriegs- und fünf und zwanzig von Handelsſchiffen, vierzig Lieutenants, dreiſſig Lootſen, dreiſſig Wundärzte, zweihundert und fünfzig Kanoniere, und über dreihundert Künſt-

Künſtler mit. In Holland, wo er ſich wieder einige Zeit aufhielt, lebte er nach ſeiner Gewonheit mehr auf dem Waſſer als auf dem Lande. Bei einer ſeiner Waſſerfahrten überfiel ihn ein Sturm, und alle die um ihn waren befürchteten den Untergang des Fahrzeuges. Peter blieb unerſchrocken. „Habt ihr je gehört, ſagte er mit Lächeln, daß ein ruſſiſcher Czar in Holland auf der See ertrunken ſey?

Endlich trennte ſich Peter im May von dem Lande, wo er ſo viel Nahrung für ſeinen wißbegierigen Geiſt gefunden hatte, und reiste über Cleve nach Dresden, wo er ohne Gepränge anlangte. Er beſuchte die Königinn (ihr Gemahl war in Warſchau), beſah die Merkwürdigkeiten der Stadt und die nahe Feſtung Königſtein. Dann verfolgte er den Weg nach Wien, wo der Kaiſer Leopold ſich wiederholt mit ihm unterhielt. Es gefiel ihm in der Kaiſerſtadt ſehr, nur konnte er nicht begreifen, wie der Kaiſer die Jeſuiten, die ſich in alles mengten, am Hofe dulden könne.

Peters Reiſeplan war noch nicht geendigt. Er wollte erſt Italien ſehen, bevor er in ſein kaltes Klima zurück kehrte; aber dieſes Vorhaben ward durch Nachrichten aus ſeinem Reiche vereitelt, die ſeine ſchleunige Rückkehr nothwendig machten.

5.

Letzte Empörung der Strelitzen und ſchreckliche Beſtrafung derſelben.

Es ließ ſich erwarten, daß alle, die mit Peters Reformationsplanen unzufrieden waren, ſeine Abweſenheit nicht unbenutzt laſſen würden, um ihm wo möglich die Rückkehr in ſein Reich zu verſperren. Beſon-

ſonders hatte die ränkvolle Sophie in der klöſterlichen Abgeſchiedenheit, wo ſie ſo ungerne verweilte, Zeit genug, über Planen zu brüten, die ihr den Weg zur Rückkehr in die Welt und zur Herrſchaft bahnen ſollten. Sie, die ſchon zweimal der Güte ihres Bruders die Erhaltung eines durch Hochverrath verwirkten Lebens zu danken, und zweimal es vergebens verſucht hatte, ihre grenzenloſe Herrſchſucht zu befriedigen, wagte einen dritten Verſuch, den Thron, dieſen höchſten Gegenſtand ihrer feurigſten Wünſche, zu beſteigen. Durch ihre Emiſſarien gewann ſie die Geiſtlichkeit, viele über Peters Neuerungen misvergnügte Große, einen anſehnlichen Theil des Volks, und beſonders die Strelitzen, die durch den Vorzug, welchen Peters neues Kriegsvolk behauptete, mit den heftigſten Empfindungen der Eiferſucht erfüllt waren. Der alte Empörungsſchwindel griff ſchnell um ſich. Ueber zehen tauſend an den litthauiſchen Grenzen vertheilte Strelitzen marſchirten gegen Moſkau, um die Prinzeſſinn auf den Thron zu ſetzen, und einem Monarchen die Rückkehr zu wehren, der ſich unterſtanden hatte, wider die Landesgewonheit zu handeln und von Fremden lernen zu wollen.

Die ganze Beſatzung von Moſkau beſtand nur aus viertauſend Mann nach europäiſcher Art geregelter Truppen. Sie ſtunden unter dem Kommando des Feldmarſchalls Gordon, eines biedern und tapfern Schottländers, der vor einiger Zeit in Peters Dienſte getreten war. Durch ſeine Thätigkeit brachte er es dahin, daß der Generaliſſimus Schein mit vier tauſend Reutern, die ſchnell aus den Edelleuten geſammelt wurden, den Aufrührern entgegen zog. Er ſelbſt ſtieß mit drei tauſend Mann zu Fuß und einer Artillerie von ſieben und zwanzig Feldſtücken zu der Reuterey, und es gelang ihm, mit einem kleinen

Vör-

Vortrabe den Strelitzen in Beſetzung des wichtigen Woskoeſenskoy-Kloſters, vierzig Werſte von Moſkau, zuvorzukommen.

Die Zahl der Empörer war indeß durch den Zufluß von allerhand Pöbel, im Fortrücken anſenlich gewachſen. Mißtrauiſch hatten ſie ihre alten Befehlshaber entlaſſen, und an deren Stelle andere aus ihrer Mitte ernannt. Jetzt rückte der ſchlecht geführte Haufe Gordons kleinem Vortrab ins Geſicht. Gordon hatte Mitleid mit den Verführten. Hoſnung, ſie durch gütliche Vorſtellungen noch zu ihrer Pflicht zurückführen zu können, und die nicht zu verkennende Mißligkeit des Unternehmens, den tollen Haufen mit Gewalt zu Paaren zu treiben, bewogen ihn, ſich mit einem ſchwachen Gefolge unter ſie zu wagen; aber ſeine Beredſamkeit war verloren. Sie ließen ſich zwar den Irrthum benehmen, der ihnen abſichtlich beigebracht worden war, daß Peter im Auslande geſtorben ſey; aber, meinten ſie, ſo nahe ihren Weibern und Kindern, die ſie ſo lange nicht geſehen, könnten ſie unmöglich, ſo wie Gordon verlange, an die Grenze zurückkehren.

Dieſe Verhandlung, ob ſie gleich ihres eigentlichen Zweckes verfehlte, hatte doch wenigſtens das Gute, daß dadurch der Fortſchritt der Aufrührer verzögert wurde; zudem waren die Anführer uneins geworden, und ſo ward für die anrückenden Truppen Zeit gewonnen, zuſammen zu ſtoßen. Gordon vermochte es jetzt über ſich, einen zweiten Verſuch zu machen, den verleiteten rohen Haufen zur Vernunft zu bringen. Er ritt auf's neue zu ihnen, und beſchwor ſie, in's Lager zurückzukehren. Ihre Weiber, die ſie zu ſehen begehrten, ſollten ihnen aus Moſkau zugeſchickt werden. Dann verſprach er nicht nur völlige Verzeihung des Vergangenen, ſondern auch die Bezahlung ihres ver-

verfallenen Soldes und einen Vorſchuß auf ſechs Monate. Zugleich ſtellte er ihnen aber auch die Folgen ihrer Widerſpenſtigkeit vor, und betheuerte, daß ſchon die Feuerſchlünde bereit ſeyen, ihnen den Fortſchritt zu wehren und Verderben auf ſie zu donnern. Allein dieſe Drohung, ſtatt ſie zu beugen, weckte vielmehr den Stolz der Verblendeten. „Auch wir haben Waffen, riefen ſie, die ſollen uns ſchon den Weg nach Moſkau bahnen.“ Einige ſchlugen ſogar ſchon das Gewehr an, um auf Gordon zu feuern. Gordon entzog ſich ſchnell der drohenden Gefahr, und erkannte, daß kein Augenblick zu verlieren ſey, Ernſt gegen die Empörer zu gebrauchen. Das Geſchütz mußte entſcheiden. Aber aus Schonung wurden noch jetzt die Kanonen ſo hoch gerichtet, daß die Kugeln wenig ſchadeten. „Seht ihr nicht, ſchrieen die Prieſter (Popen) den Betrogenen zu, wie wunderbar ihr beſchirmt werdet von Gott und den Heiligen. Nie ſchaden euch die Waffen, die für die Ketzer ergriffen ſind.“

Auf dieſe Rede wähnten ſich die Thoren unverletzbar. Sie rührten die Trommeln, ließen ihre Fahnen fliegen, und, mit dem Zeichen des Kreuzes, als ob ſie wider die Türken zögen, rannten ſie wüthend auf das ſchnell geſenkte Geſchütz los; — das Feld war in wenigen Augenblicken mit dreitauſend Todten bedeckt, und muthlos ſtreckten die übrigen, viertauſend an der Zahl, das Gewehr. Sie insgeſamt auf der Stelle niederzuhauen, dazu riethen der Generaliſſimus und faſt alle ruſſiſchen Offiziere. Gordon hemmte die Wuth durch die Vorſtellung, mit ihrem Tode verſchwinde auch die Möglichkeit, dem Faden der Empörung nachzuſpüren, und die ſchuldigſten Anſtifter würden vielleicht ſtraflos bleiben. Man beſchloß, die Gefangenen bis zu des Czaren naher Ankunft aufzubewahren.

Im

Im dritten Monate nach dieſem Ereigniſſe erſchien Peter in Moſkau. Die Nachricht von der neuen Empörung, welche er zuerſt in Wien erhalten hatte, erregte ſeinen heftigſten Unwillen, und ſein Blut kochte, ſo oft er an das widerſpenſtige Korps dachte, das immer wieder von neuem die Fahne des Aufruhrs ergrief. Die Rebellen nun mit aller Strenge zu züchtigen und gänzlich aufzulöſen, war jetzt bei ihm feſt beſchloſſen. Da er darauf bedacht ſeyn mußte, auf dem kürzeſten Wege in ſein Reich zurückzukehren, ſo konnt' er die Einladung des jungen ſchwediſchen Königs Karls des Zwölften nicht annehmen, der ihn hatte erſuchen laſſen, die Rückreiſe durch Schweden zu machen. Er wählte den kürzern Weg durch Polen, nur von le Fort und ein paar andern Vertrauten begleitet. Zwar erhielt er ſchon unweit Krakau die Nachricht, daß die Empörung unterdrückt ſey; aber demungeachtet verfolgte er den Weg zur Heimath, wo ſeine Gegenwart, wie er glaubte, dennoch nöthig ſeyn könnte. In dem kleinen Orte Rawa in Rothreußen ſprach er den Churfürſten von Sachſen, welcher das Jahr zuvor unter dem Namen Auguſt der Zweite König von Polen geworden war. Kein Fürſt gefiel Petern ſo gut, und keiner nahm ihn ſo ſehr ein als dieſer. Auguſt, der in den feinſten Stücken galant war, war es auch in dem Geſchmacke Peters. Er beſaß eine ungeheure Körperſtärke, die des Czars, der alles Außerordentliche bewunderte, Erſtaunen erregte. Er zerbrach Hufeiſen wie Scherben, und warf einmal zu Wien mit freier Hand einen Jeſuiten zum Fenſter hinaus, der als Geſpenſt den nachmaligen Kaiſer Joſeph den Erſten in Angſt ſetzen wollte, damit ſich dieſer auch durch Beichtväter und Frömmlinge regieren ließe, wie ſein Vater Leopold. Um ſeinem Gaſte ein Pröbchen von

der

der Kraft ſeiner Muſkeln zu geben, hieb er einem polniſchen Ochſen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf herunter. Das gefiel dem Czar, und er bat Auguſten, ihm das Schwerdt zu ſchenken, denn er wollte mit ihm dem Empörungsdrachen das Haupt abſchlagen, der ihn in ſein Reich zurückriefe. Der König reichte ihm den Säbel mit den Worten: „Tod den Türken und Tartaren! Leben und Gnade den Unterthanen!“

Peter kam aber im September des Jahres ein tauſend ſechs hundert und acht und neunzig nicht mit dem Geiſte der Milde nach Moſkau, den ihm Auguſt einzuflößen geſucht hatte; er kam, um ein ſchröckliches Beiſpiel der Strenge zu geben, das zur Verhütung ähnlicher Empörungen ihm unumgänglich nöthig zu ſeyn ſchien. Seine erſte Bemühung war darauf gerichtet, die Anſtifter des Aufruhrs zu entdecken. Er glaubte ſie in Moſkau zu finden. Aber die Folter brachte keinen der Strelitzen zur Angabe derſelben. Nur ein achtzehnjähriger Jüngling, ein Aufwärter eines der Gefangenen, gab an, ſein Herr habe durch die Vermittlung eines alten Weibes, das von Kloſteralmoſen lebe, mit Sophien Briefe gewechſelt, die in Broden verſteckt geweſen. Aber ſowohl des Angebers Herr, als das alte Weib läugneten die That, obwohl das Weib das Ein- und Ausbringen der Brode nicht läugnete. So wenig Peters Schweſter Sophie als andere Große wurden einer Theilnahme überführt. Aber der Czar war von der Schuld ſeiner Schweſter ſo innig überzeugt, daß er, als er ihr mit den Anzeigen unter die Augen trat, und ſie beim Läugnen beharrte, kaum dem Ausbruche ſeines Zorns wehrte. Ein Kammermädchen der Prinzeſſinn warf ſich zwiſchen ſie. „Es iſt deine Schweſter!“ rief ſie. Petern entfiel das Schwerdt; er

dankte dem Mädchen, daß ſie ihn von der Blutſchuld gerettet habe. Seinem Freunde le Fort dankte er es, daß er ſie dem peinlichen Prozeſſe entzog, der ihrem Leben hätte gefährlich werden können.

Der Czar hatte gewünſcht, daß die Schuldigen vor ſeiner Ankunft zur Strafe gezogen worden wären. Jeßt mußte er ſelbſt über ſie entſcheiden, und er entſchied. So fürchterlich war ſein ungeheurer Jähzorn noch nie angefacht worden. Es fehlte nicht viel, daß er das ganze Korps der Strelißen mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätte. Den Anfang machte er mit den Anführern, welche zum Geſtändniß gebracht worden waren, daß ihre Abſicht geweſen ſey, alle Fremden auszurotten, ſich Moſkau's zu bemächtigen, die Großen zu tödten und die Prinzeſſinn Sophie zur Regentinn zu erheben. Dieſe Anführer und einige Popen litten zuerſt den Tod. Der zehente Oktober war der ſchröckliche Tag, der auch das Schickſal aller übrigen Theilnehmer entſchied. Alle wurden zum Tode verurtheilt. Der harte Ausſpruch ward vollzogen, und nur ſolche, die ihre große Jugend entſchuldigte, wurden begnadigt. Während des ganzen Oktobermonats floß auf der Höhe bei Preobraſchenskoe, oder auf Moſkau's Mauern, das Blut der Verurtheilten. Der Patriarch Adrian, durch das blutige Schauſpiel im Innerſten empört, wagte es, ihm Einhalt zu thun. Ein Marienbild in der Hand, trat er zu Petern, der bei der Vollſtreckung zugegen war, und flehte um Gnade für die Verbrecher. „Miſche dich nicht in Dinge, die nicht deines Amtes ſind, war die harte Antwort; was willſt du mit dem Bilde? Geh, und ſtell' es wieder an den Ort, wohin es gehört. Glaube mir, daß ich — Gott und die heil. Mutter von Herzen verehre. Aber es iſt die Pflicht des hohen Amtes, welches mir Gott vertraute, daß

ich

ich mein Volk ſchütze. Bei Verbrechen, die das allgemeine Verderben zum Ziel haben, Gnade zu üben, wäre Ungerechtigkeit." So ſprach er, und ohne Erbarmen war das Urtheil an den Tauſenden der irregeführten Unglücklichen vollſtreckt. Um das Kloſter, in welchem Sophie wohnte, wurden an zweihundert Galgen errichtet, die alle voller Strelitzen hiengen; drei von ihnen, welche überführt waren, eine Bittſchrift an die Prinzeſſinn entworfen zu haben, um ſie zum Throne zu laden, hiengen nahe vor ihrem Fenſter mit ausgeſtreckten Armen, eine Bittſchrift in den Händen. Alle Leichname der Hingerichteten blieben, ein ſcheußliches Schauſpiel, den Winter durch bis zum nächſten Frühling an der Stelle, wo das Urtheil vollſtreckt war, unbegraben liegen.

Im ganzen Reiche herrſchte nunmehr eine fürchterliche Stille, und Peter, der nun raſch und ungehindert ſeine großen Reformationsplane zu realiſiren begann, hob das unruhige Korps der Strelitzen völlig auf. Eine große Anzahl von ihnen ward mit ihren Familien in Sibirien, in Aſtrakan und in die Gegenden von Aſow zerſtreut. Die Ueberbleibſel derſelben fiengen zwar noch einmal — wegen Abſchaffung der Bärte und anderer gleichwichtiger Urſachen — eine Empörung an, die Peter nur mit vieler Mühe dämpfte. Aber damals wurde vollends alles von Strelitzen, was die Gnade des Czars bis dahin verſchont hatte, ausgerottet, und ſogar der Name dieſes rebelliſchen Haufens vertilgt.

XII.

XII. Bürgerliche Unruhen in Florenz.

Nur wenige Städte hat die Natur mehr begünſtigt als Florenz. Troz der oft drückenden Hitze, umfließt ſie eine ſtets geſunde, wohlthätige Luft. Von den Apeninnen gleiten ſpiegelhelle Waſſerbäche hinunter, welche die Prachtliebe florentiniſcher Bürger im Mittelalter, zur Aufführung herrlicher Brunnen benuzt hat, die die Stadt zieren und erfriſchen. Die Ebene, die von den Thoren der Stadt ſich in das untere Thal des Arno hinunterzieht, iſt mit Maulbeerbäumen und weinumſchlungenen durchflochtenen Ulmen reich beſezt. Jährlich ſtrozt ſie von fetten Waizenſaaten, und aller Orten wuchert das türkiſche Getraide. Fünf Erndten folgen binnen drei Jahren raſch aufeinander. Nach den Apeninnen hin ſteigt ein Amphitheater lachender Hügel empor, auf denen das köſtliche Oel und die herrlichſten Weine Italiens gewonnen werden. Weiterhin zollen weite Gebirge, die unabſehbare Kaſtanienwälder umſchatten, dem Armen eine reichwuchernde Nahrung, deren Genuß keine andere Mühe, als des Einſammelns, von ihm heiſcht. Der Murgnone und mehrere andere Bäche befruchten das Land, das ſie beſpülen; der Ackerbau entlehnt einen Theil ſeiner Wäſſerung vom Arno ſelbſt, und dieſer Fluß, der in der Sommerhitze in ſeinem Bette faſt verſiegt, füllt es zur Regenzeit wieder an, und öfnet vermittelſt leichter Kähne eine ſchnelle und leichte Verbindung mit Piſa und dem Meer.

Florenz, das ſchon zu Sulla's Zeiten mit Bädern, Theatern und Waſſerleitungen geſchmückt war, wurde

wurde durch Totila, König der Gothen, im Kriege, den dieſer gegen die Feldherren Juſtinians führte, faſt gänzlich zerſtört. Karl der Große rief die Stadt aus ihren Trümmern wieder hervor. Die vier Jahrhunderte, die ſeit der Regierung ihres Wiederherſtellers verfloſſen, benutzte ſie zur Vervollkommnung ihrer Munizipalverfaſſung; ſie zwang die umwohnenden Edlen, in ihren Mauren das Bürgerrecht anzunehmen, und unterwarf ihre kleinen Lehen ihrer Gerichtsbarkeit.

Bis ins Jahr 1207 ward Florenz durch Konſuln, die aus den beſten Bürgern gewählt wurden, und durch einen Senat von hundert Mitgliedern regiert. Die Konſuln blieben ein Jahr im Amt; jedes der vier, ſpäterhin der ſechs Viertel, ernannte einen; aber im Jahr 1207 ahmten die Florentiner den Gebrauch anderer Städte nach; ſie beriefen einen fremden, edelbürtigen Podeſtàt, den ſie bevollmächtigten, die Befehle der Gemeinheit zu vollſtrecken, bürgerliche Proceſſe durch ſeine Richter entſcheiden zu laſſen, und in Kriminalfällen das Urtheil ſelbſt zu ſprechen und zu vollziehen: daß keinen Bürger, ſagen die florentiniſchen Geſchichtſchreiber, der Haß träfe, den das öffentliche Strafamt etwa auf ſich lenken möchte, und auch keiner, weder durch Bitten noch durch Familienbande, oder Beweggründe der Furcht ſich verleiten ließe, Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu verwahrloſen. Gualfredetto von Mailand wurde zuerſt Podeſtat in Florenz; man räumte ihm den biſchöflichen Palaſt zur Wohnung ein, und behielt inzwiſchen die Konſuln bei, die mit allen andern Zweigen der Verwaltung beauftragt blieben.

Obgleich der florentiniſche Adel, der bis dahin die Republik allein beherrſcht hatte, bei den Fehden der Kaiſer mit den Päbſten nicht ganz gleichgültig blei-

ben konnte, ſo war doch der innere Friede nie geſtört worden. Wiewohl Verſchiedenheit der Meinungen den Adel zu trennen ſchien, war dennoch der Magiſtrat feſt entſchloſſen, theillos zu bleiben: als ein Familienzwiſt den Partheygeiſt plötzlich anſchürte, und die Florentiner in einen drei und dreiſſig jährigen wechſelvollen Kampf verflocht, der endlich mit dem Bann der einen Faktion ſich ſchloß, und der Republik die erſte Rolle in den Kriegen Italiens aufdrang.

Unter den Familien, die dem Pabſt mit Wärme anhiengen, war das Haus der Buondelmonti, ehemals Herren von Montebuono, im ober Arnothale, eine der erſten. Ein Bondelmonte von Buondelmonti hatte ſich um die Hand eines Fräuleins aus dem Hauſe der Amidei, die mit den Ubertis verwandt, und durch ihre Ergebenheit an den Kaiſer bekannt waren, beworben. Als Bondelmonte eines Tages durch die Gaſſen der Stadt ritt, rief eine Dame aus dem Hauſe der Donati ihn zu ſich, bedauerte es ſehr, daß er einer Familie ſich anſchließen wolle, deren Verſchwägerung für ihn nicht ſchicklich ſey, und ergoß ſich in Spott über die Geſtalt der erkohrnen Braut. „Ich hatte Euch eine beſtimmt, ſetzte ſie hinzu, der Ihr, denk' ich, den Vorzug gegeben hättet," und ſo nahm ſie ihn bei der Hand und führte ihn in das Zimmer ihrer Tochter, die von glänzender Schönheit war. Bondelmonte überraſcht, von Liebe entflammt, ohne ſeines gegebenen Wortes zu achten, begehrte und erhielt ſie zur Gemahlinn. Den Amideis kam die Kunde ſeiner Wortbrüchigkeit und der wirklich vollzogenen Ehe zu gleicher Zeit zu Ohren. Sofort ließen ſie alle ihre Verwandten, die Uberti, Fiſanti, Lambertti und Gangalandi, zu einer gemeinſchaftlichen Zuſammenkunft einladen. Sie erzählten, was ihnen Schimpfliches begegnet ſey, und verlangten über die Art der

zu

zu heiſchenden Genugthuung ihren Rath. Hier war Moſca Lamberti der erſte, der verblümt zwar und zweideutig, ſich äußerte, der Tod allein könne die erlittene Schmach abwaſchen. Am Morgen des Oſtertages, als Bondelmonte auf einem weiſſen Zelter eben die Altbrücke herübergeſprengt kam, wurde er von den Häuptern aller dieſer Familien, die der erduldete Schimpf und ihre Ergebenheit gegen die Reichsparthey zuſammenband, angegriffen, und am Fuße der Bildſäule des Mars, des Beſchirmers des heidniſchen Florenz, deſſen Denkmal noch aufrecht ſtand, niedergeſtoſſen und ermordet.

Kaum war das erſte Blut gefloſſen, als alle adelichen Häuſer für oder wider die Thäter ſich entſchieden, und zugleich in der großen Fehde der Chriſtenheit, die man an dieſe Familienzwiſtigkeit anzuknüpfen eilte, zu einer Parthey ſich ſchlagen zu müſſen glaubten. Mit den Buondelmonti erklärten ſich zwei und vierzig Häuſer des erſten Ranges für die Parthey der Guelfen (der päbſtlichgeſinnten); mit den Ueberti's traten vier und zwanzig Familien gleichen Ranges zu den Gibellinen (der kaiſerlichgeſinnten) über. Häufige Gefechte fielen zwiſchen dieſen verſchiedenen Familien vor; jede führte Thürme auf, und befeſtigte ihre Paläſte; und doch ward erſt im Jahr 1248, ohne daß der Friede zwiſchen ihnen wieder hergeſtellt werden konnte, in der Nacht der Lichtmeſſe, eine der Partheyen zur Stadt hinausgedrängt, und die Guelfen durch die öffentliche Gewalt vertrieben, die bis dahin mit unpartheyiſcher Hand beide Factionen niederzubeugen, und in jeder die Störer der öffentlichen Ruhe züchtigen zu wollen geſchienen.

Drei und dreiſſig Jahre eines faſt ununterbrochenen Krieges innerhalb der Mauern von Florenz, erweckten nicht blos den kriegeriſchen Sinn der Nation,

und

und erzogen ſie zu künftigen Eroberungen; ſie drückten auch der Bauart der Stadt einen beſondern Charakter auf, der auch heute ſich nicht verloren hat, weil die neuern Baumeiſter ihn in ihren Gebäuden zur Regel angenommen haben. Die florentiniſchen Paläſte ſind viereckige, ſchwere, unerſchütterliche Maſſen, deren erſte Zierde Gediegenheit und Kraft iſt; dichte zuſammengedrängte Mauern; über dem Boden erhobene Thore, die man durch Stufen von der Gaſſe her erſteigen muß; breite eiſerne oder eherne Ringe, in die man bei öffentlichen Beleuchtungen die Wachskerzen einfügte, oder auch die Fahnen einer Parthey einhängte. Andererſeits weder Säulenreihen noch bedeckte Gänge, noch irgend ein Ausſchmuck, durch den die Baukunſt Anmuth oder Leichtigkeit erzielt. Bei dem erſten Blick auf Florenz erkennt man ſogleich die Stadt des Adels, die Stadt vereinzelter Kraft, die Stadt, in der nicht ſelten die öffentliche Gewalt erlahmte, aber wo jeder Einzelne unabhängig und Herr in ſeinem Hauſe war.

Ende des Erſten Bandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google